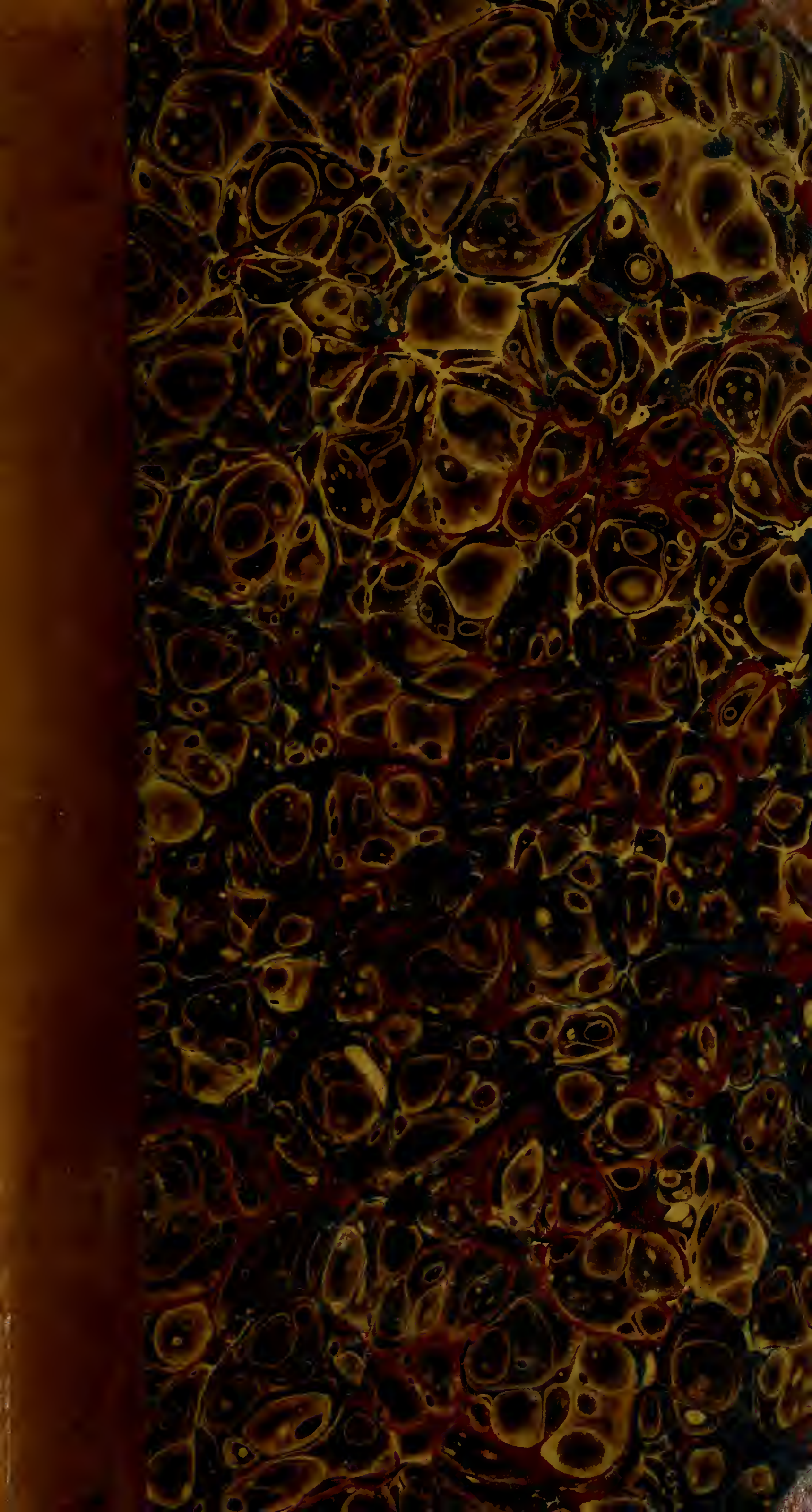
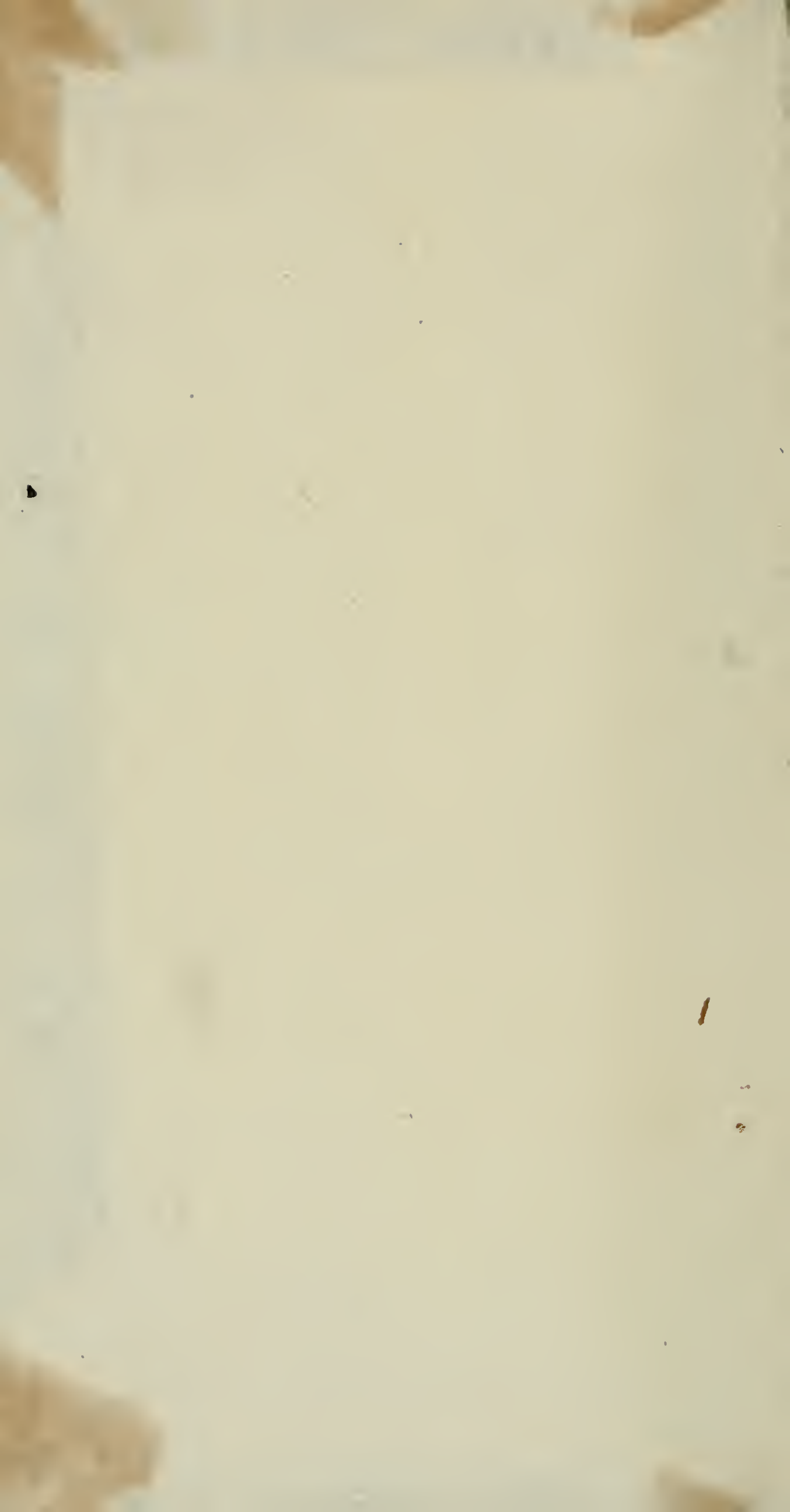
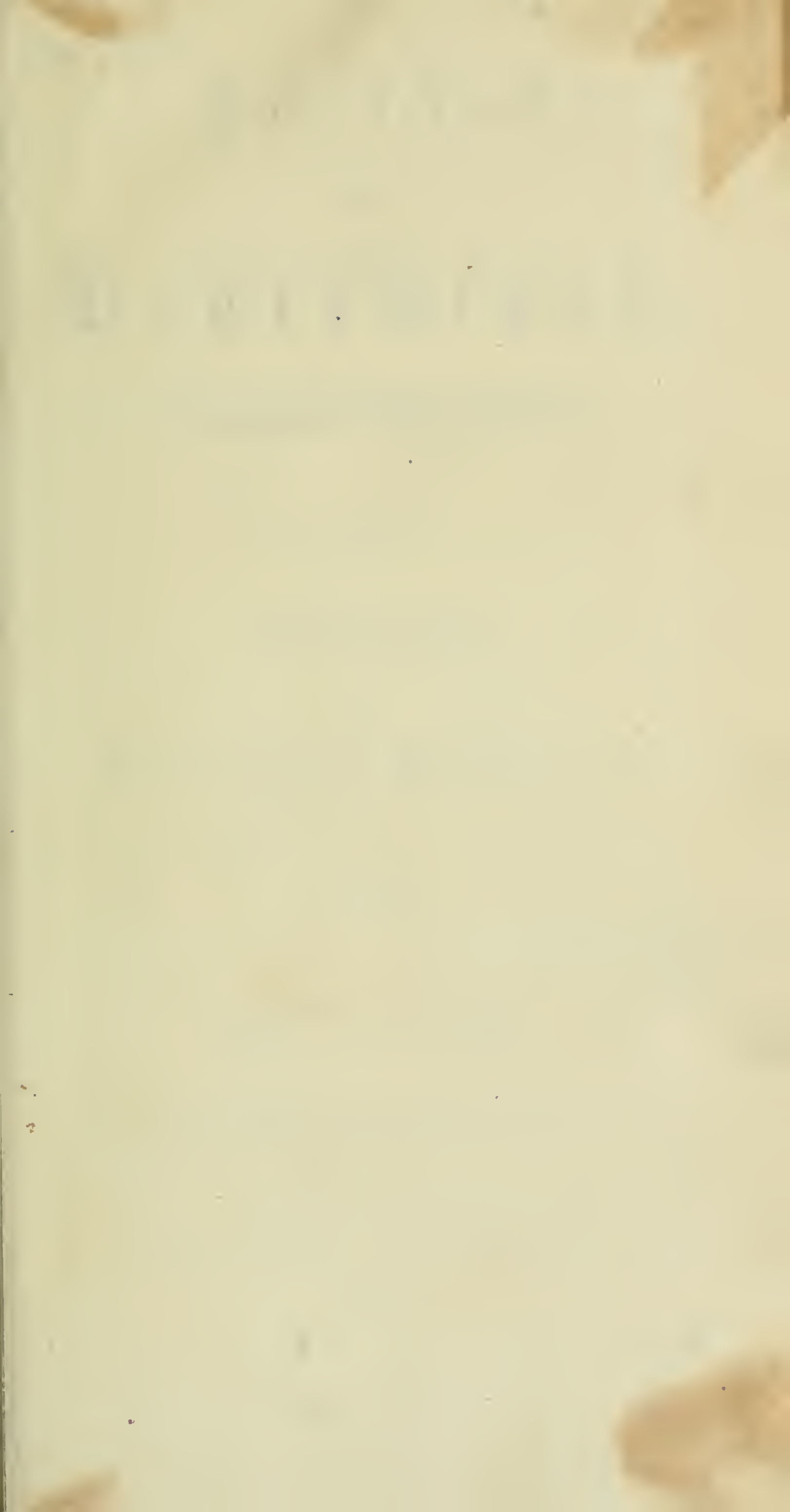






Journal
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Haude und Spener.
1815.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Seite

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Heinrichs des Vierten Schicksal hätte von allen Unternehmungen gegen die Päbste abschrecken sollen. Gleichwol brachte es nicht die Wirkung hervor, daß Heinrich der Fünfte sich den Anordnungen des Pabstes blindlings unterworfen hätte. Um die Königskrone zu erlangen, hatte er in alle Forderungen Paschalis des Zweiten eingewilligt. Kaum aber war er in dem Besitz derselben, als er fühlte, wie nothwendig ihm das Investitur-Recht sey. Dies war indeß ein Punkt, über welchen die Päbste nicht nachgeben konnten, wofern sie die allgemeine Herrschaft, welche sie auszuüben angefangen hatten, retten wollten. Die Kaiser gründeten die Forderung auf ein unbestreitbares Factum; nämlich auf den Umstand, daß sie die Bisthümer ausgestattet hatten. Die Päbste ihrerseits konnten dies Factum nicht leugnen; allein, um das

Recht auf ihre Seite zu ziehen, appellirten sie an den Misbrauch, der mit die Investitur getrieben würde. Simonie nannten sie jede Verleihung einer kirchlichen Würde, welche nicht in ihrem Sinne war, nicht erwägend, daß, bei sehr einträglichen Aemtern, die große Concurrenz es mit sich bringt, daß sie nicht immer an den Würdigsten verliehen werden können, noch weniger erwägend, daß die Investitur dadurch, daß sie in ihre Hände kam, keinesweges als gegen Bestechung gesichert gedacht werden konnte. Doch es ging hiermit, wie mit allen übrigen Forderungen der Päbste; und indem ihr ganzes System darauf hinaus lief, daß sie eine Aussage zu einer Thatsache erhoben, die Thatsache in einen Bestimmungsgrund verwandelten, und ihre Angelegenheit schlechtweg eine heilige nannten, mußten sie obsiegen, so lange sie von der öffentlichen Meinung unterstützt waren. Ob es nun gleich Heinrich dem Fünften gelang, Paschalis den Zweiten in der Hauptkirche der christlichen Welt gefangen zu nehmen; so mußte er sich doch, vermöge des von dem Pabste geleisteten Widerstandes gefallen lassen, daß von der Investitur kaum die Hälfte in seine Hände zurückkam. Die Wahl der Erzbischöfe und Bischöfe sollte den Capiteln überlassen seyn, die geistliche Belehnung mit Ring und Stab durch den Pabst, die der sogenannten Temporalien durch den Kaiser geschehen, welchem erlaubt wurde, den Wahlen und Weihungen entweder in eigener Person oder durch Commissarien beizuwohnen, und bei Verschiedenheit der Meinungen die *gerechte* Parthei zu unterstützen. Wer entdeckt in dem letzten Zusatze nicht die Veranlassung zu einer unendlichen Chikane?

Auf diese Weise widerlegt sich ganz von selbst die Behauptung, daß die theokratische Universal-Monarchie, von welcher Gregor der Siebente der Urheber gewesen, mit ihm angefangen und aufgehört habe, indem sich nie wieder ein Pabst gefunden, der in Gregors Idee zu walten verstanden habe. Allerdings standen Gregors des Siebenten Nachfolger diesem Pabste an Entschlossenheit und Charakterstärke nach; allein ein politisches System, von welcher Art es auch seyn möge, wird nicht durch dieselben Mittel erhalten, die es ins Leben gerufen haben, und alles gehörig überlegt, war es für die theokratische Universal-Monarchie sogar vortheilhaft, daß Victor der Dritte, Urban der Zweite, Paschalis der Zweite u. s. w. keine Gregore waren, indem sie, wenn sie dies gewesen wären, die Saiten bei jeder Gelegenheit allzu hoch gespannt und durch die Uebertreibung ihrer Forderungen die Welt zur Besinnung gebracht haben würden. Die theokratische Universal-Monarchie beruhete, ihrer Fortdauer nach, gar nicht darauf, daß es immer einen Gregor den Siebenten gab, wol aber darauf, daß die Welt fortfuhr, ihre Sache für eine heilige zu halten und daß sie selbst ihre Organisations-Kraft behielt. Diese letztere ist niemals gehörig gewürdigt worden; und doch übertraf die päbstliche Regierung in diesem Punkte die übrigen Regierungen bei weitem. In ihr war Einheit und Gesellschaftlichkeit auf das Innigste mit einander verbunden. An ihrer Spitze stand der Pabst. Seine ersten Räthe waren die Cardinäle, deren Collegium zusammengesetzt war aus den vornehmsten und klügsten Geistlichen aller europäischen Staaten. Durch das Daseyn eines

solchen Collegiums wurde vor allen Dingen verhindert, daß irgend eine Idee emporkommen konnte, welche zu einem Widerspruch geführt hätte; und indem auf diese Weise die Consequenz gerettet war, mußten die Verwaltungsgrundsätze sich immer gleich bleiben, selbst wenn der Päbst, als Individuum genommen, der schwächste und charakterloseste Sterbliche war. Durch päbstliche Legaten ging der Antrieb, welcher in Rom gegeben wurde, auf die Erzbischöfe und Bischöfe über, die gleichsam die Präfekten des Pabstes in allen den Reichen waren, welche die einzelnen Provinzen der großen Theokratie ausmachten. Durch allenthalben verbreitete Mönchsorden war dafür gesorgt, daß nicht leicht ein Gedanke entstehen konnte, welcher der päbstlichen Regierung unvortheilhaft gewesen wäre. In einem solchen System ist die Autorität selbst dann gesichert, wenn sie nicht durch die persönliche Stärke vertheidigt wird, oder vielmehr, diese ist in dem System enthalten.

Man kann die Kreuzzüge als Proben betrachten, auf welche die Päbste ihre Autorität zu bringen für gut befanden, zugleich aber auch als Mittel, ihre Autorität noch fester zu begründen und ihr Machtgebiet zu erweitern. Für Universal-Monarchen, wie sie einmnl waren, mußte es sehr anstößig seyn, daß das heilige Grab nicht in ihrem Machtgebiet lag; noch anstößiger aber, daß es eine christliche Kirche gab, die nicht römisch sondern griechisch war. Jenes den Türken zu entreißen, diese so zu modeln daß sie eins und dasselbe mit der römischen Kirche ward: dies war die Aufgabe, welche Urban der

Zweite durch die Macht der Rede sich zu lösen getraute, als er im Jahre 1095 auf dem Concilium zu Clermont erschien.

Unstreitig würde seine Beredsamkeit minder wunderthätig gewesen seyn, wäre sie nicht durch den ganzen gesellschaftlichen Zustand, so wie dieser am Schlusse des 11ten Jahrhunders war, mächtig unterstützt worden. Wohl befindet sich der Mensch nur in der Ordnung, und da, wo diese nicht Statt finden kann, ist man zu allen den Versuchen aufgelegt, welche eine Veränderung des hergebrachten Zustandes bewirken können, wenn sie auch nur Abentheuer sind. Man hat die Kreuzzüge eine Folge des Aufschwunges genannt, welchen der Rittergeist durch das Feudalwesen genommen; aber im Großen sind sich die menschlichen Leidenschaften immer gleich gewesen, und an den Kreuzzügen hat ein allgemeines Misbehagen unendlich mehr Antheil gehabt, als der Enthusiasmus. Was die Päbste dabei beabsichtigten, wissen wir. In den weltlichen Großen, welche sich gewinnen ließen, waltete nichts so sehr vor, als Eroberungssucht. Der gemeine Mann schätzte sich glücklich, einen Ausweg zu finden, auf welchem er dem unerträglichen Drucke entfliehen konnte, dessen Gegenstand er war. Verbrecher aller Art erwarben auf diesem Wege die verlorne Freiheit wieder. In der Folge mischte sich kaufmännische Gewinnsucht ins Spiel *). So wurden die Kreuzzüge möglich,

*) Um sich von der Wahrheit dieser Behauptungen zu überzeugen, muß man die gleichzeitigen Schriftsteller lesen. Unter diesen sagt Albertus Aquensis: Admonitione assidua et vocatione Pe-

und Peter der Einsiedler würde nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht zu einer Zeit aufgetreten wäre, wo das Ansehn der Päbste durch die Herabwürdigung der kaiserlichen Macht beinahe schrankenlos geworden war. Die drei oder vier ersten Abtheilungen der Kreuzfahrer, von Oberhäuptern angeführt, denen es eben so sehr an Namen als an Erfahrung fehlte, kamen um durch Beschwerlichkeiten, Mangel an Lebensmitteln, oder auch durch das Schwerdt der Völker, welche sie durch ihre Unthaten zum Widerstand reizten. Ihnen folgten noch in demselben Jahre (1096) regelmäßigere Heere, von geübten Kriegsmännern und mächtigen Fürsten geführt. Der Erfolg war, wie er seyn mußte, und die Stiftung des Königreichs Jerusalem war zugleich Aufmunterung und Beweggrund zu widerholten Kreuzzügen, welche bekanntlich beinahe zwei Jahrhunderte fortdauerten. Die letzte Folge derselben konnte indeß dem päbstlichen Ansehn nicht günstig seyn; die römischen Universalmonarchen hatten dasselbe gleichsam verpfändet, und da der Erfolg ihrer Erwartung nicht entsprach, so mußte eben dasselbe, was den

---

tri (Eremitae), episcopi, abbates, clerici et monachi, deinde laici nobilissimi, diversorum regnorum principes totumque vulgus, tam casti quam incesti, adulteri, homicidae, fures, praedones, universum scilicet genus christianae professionis, quin et sexus foemineus, poenitentia ducti, ad hanc laetanter concurrunt viam. Urban der Zweite machte in der Rede, die er auf dem Concilium zu Clermont hielt, den französischen Großen warlich keine Lobsprüche. Er nennt sie: Pupillorum oppressores, viduarum praedatores, homicidas, sacrilegos, alieni juris direptores, muntert sie aber auf, alles dies in Beziehung auf die Türken zu seyn.

Völkern die Lust zur Wiederholung derselben Züge nahm, auch die Meinung vermindern, welche sie bisher von der Untrüglichkeit des Pabstes gehabt hatten. Wenn übrigens die lange Dauer der Kreuzzüge auf Deutschlands politisches System nicht eben so zurückwirkte, wie auf das des französischen Reichs; so lag der Grund darin, daß die königliche Würde in Deutschland weder erblich war, noch irgend ein sicheres Fundament in einem größeren Domän hatte. Von dem, was zur Ausstattung derselben gehörte, hatte Heinrich der Vierte sehr viel weggeben müssen, um sich Freunde zu erhalten; und seinen nächsten Nachfolgern war es nicht besser gegangen, so, daß nach und nach die Idee einer Ausstattung gänzlich aufgegeben war. Statt dessen benutzten die französischen Könige die Auswanderungen der großen Vasallen zur Vergrößerung ihres eigenen Domäns, und setzten sich dadurch in den Stand, allmählig alle Vasallen-Domänen mit den ihrigen zu vereinigen. Auf diese Weise ging in Frankreich, nach langer Schwäche, unter Ludwig dem Dicken und Ludwig dem Jüngeren durch die Einsicht des Abts Suger von St. Denis eine Einheit hervor, welche dieses Reich zuerst berechtigte, der päbstlichen Autorität Schranken zu setzen.

Da Heinrich der Fünfte ohne männliche Erben starb; so gab dieser Umstand den deutschen Fürsten eine neue Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Gewalt. Ihr Gedanke war: die Abhängigkeit der Könige vorzüglich dadurch zu begründen, daß sie Deutschland noch förmlicher, als bisher, zu einem Wahlreich machten. Das

Modell war durch die Pabstwahl gegeben, welche, von acht Cardinälen verrichtet, allerdings wenigern Schwierigkeiten unterlag. In Deutschland waren seit dem großen Streite zwischen den Päbsten und den Kaisern die wesentlichsten Veränderungen vorgegangen. Das Rheinische Herzogthum Franken existirte nicht mehr. Schwaben war in dem Besitz des Hohenstaufischen Hauses. In Baiern waltete das Welfische. Sachsen befand sich nach dem Abgang des Billingischen Mannsstammes in die Hände des Grafen Lothar von Supplingenburg. Dies waren nicht die einzigen Fürsten Deutschlands, aber es waren die mächtigsten. Ihre Stimme schien daher bei der neuen Königswahl entscheiden zu müssen. Gleichwol war dies nicht der Fall. So groß war das Uebergewicht der Päbste in dieser Zeit, daß die Königswahl von einem römischen Legaten geleitet wurde. Die Ideen, nach welchen sie erfolgen sollte, sind bis auf unsere Zeiten gekommen, indem sich das Schreiben erhalten hat, wodurch die abwesenden Fürsten zu der Königswahl eingeladen wurden; in demselben ist die Rede von der Unterdrückung der Kirche und des ganzen Reichs, und hinzugefügt wird: „daß man Gott bitten müsse, daß ein König gewählt werde, unter welchem Kirche und Reich von einer so großen Dienstbarkeit frei bleiben und und nach ihren Gesetzen leben mögen." Ganz Deutschland nahm, wie hergebracht, Antheil an der Königswahl; und da dieselbe zu Maynz vollzogen werden sollte, so versammelten sich die deutschen Hauptstämme jenseits und diesseits des Rheins. Diesmal aber wurden, auf Betrieb des päbstlichen Legaten, die Berathschlagungen

nicht im Lager, sondern in der Stadt gehalten, und und weil der Fürsten noch immer zu viele zu seyn schienen, so brachte der Legat in Vorschlag, daß aus den vier deutschen Hauptprovinzen Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen zehn Fürsten ausgezogen würden, deren Wahl von den übrigen bestätigt werden möchte. In einem Zeitalter, wo man noch nichts von guten organischen Gesetzen ahnete und alles auf Herkommen und Gewohnheit ankam, mußte ein solches Verfahren die wichtigsten Folgen haben; auch ist wohl zu bemerken, daß der Unterschied zwischen wählenden und einstimmenden Fürsten, wie er in der Folge sich entwickelte, hier seine Entstehung erhielt.

Der so veranstaltete Fürstenausschuß brachte drei im Vorschlag, die ihm die würdigsten zu seyn schienen, nämlich den Herzog Friedrich von Schwaben, den Herzog Lothar von Sachsen und den Markgrafen Leopold von Oesterreich. Die beiden letzteren baten sogleich fußfällig und mit weinenden Augen, daß man sie mit einer so gefährlichen Würde verschonen möchte. Die Wahl hätte nun auf Friedrich von Schwaben fallen sollen; vielleicht um so mehr, weil er der nächste Verwandte des letzten Kaisers war. Allein dies fand man aus guten Gründen bedenklich. Deutschland war seit der Herabwürdigung der Kaiserwürde in zwei große Partheien zerfallen, von welcher die eine es mit dem Pabste hielt, die andere dem Kaiser zugethan war. Man hätte die eine die theokratische, die andere die andere die kosmokratische nennen können; sie selbst waren um keine Benennung verlegen, weil keine von beiden genau wußte, was sie wollte.

Was man in der Folge Protestantismus genannt hat, war in jenen Zeiten in dem südlichen Deutschland zu Hause; aber dieser Protestantismus hielt sich noch in den Schranken eines bloßen Familien-Interesses, und eben weil dies der Fall war, bezeichnete man, bald darauf, die beiden sich bekämpfenden Partheien mit den Benennungen der waiblinger (gibellinischen) und der welfischen (guelphischen) von den beiden Fürstenhäusern, die diese Namen führten. Die Sachsen waren, seitdem die erste Reichswürde nicht mehr bei ihren Fürsten war, Anhänger des Pabstes, dessen Sache sie bei jeder Gelegenheit gegen den Kaiser vertheidigten. Die Franken und die Schwaben waren aus dem entgegenstehenden Grunde Anhänger des Kaisers. Die Baiern standen gleichsam in der Mitte von beiden. Sobald nun, durch die Weigerung des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von Oesterreich, die Königskrone nur dem Herzog von Schwaben zu Theil werden zu können schien, trat die Berechnung ein, wie viel der päbstliche Stuhl davon zu leiden haben werde; und dies reichte hin, daß man den Herzog von Sachsen mit Gewalt zum König machte, wobei vorzüglich der Umstand zu merken ist, daß die wählenden Fürsten ihn auf ihren Schultern umhertrugen, ungefähr wie römische Soldaten den Imperator auf ihrem Schilde. Hier war also der Fall, daß ein Fürst gegen seinen Willen, die Königskrone annehmen mußte. Zugleich aber wurde eine Art von Capitulation abgeschlossen. In dieser Capitulation suchte man zwei Dinge zu vereinigen, die in sich selbst unverträglich waren, nämlich die geistliche und die weltliche Herschaft, über welche wir bald noch mehr

sagen werden. „Die Kirche, hieß es, soll die Freiheit haben, die sie sich immer gewünscht hat; und das Reich soll seine rechtmäßige Gewalt haben, durch die es sich alles, was des Kaisers ist, mit Liebe unterwürfig macht. Die Kirche soll in geistlichen Sachen die freie Wahl haben, die weder durch Furcht vor dem Könige erzwungen, noch durch die Gegenwart desselben oder durch seine Empfehlung beschränkt werden soll. Der Kaiser soll den Freigewählten, und nach den Kirchengesetzen Consecrirten feierlich mit den Regalien durch das Scepter, jedoch unentgeltlich, belehnen, und zum Zeichen der Treue und schuldigen Zuneigung, jedoch unbeschadet seines Ordens, ihm den Eid abnehmen.“ Wer sieht nicht, daß Priester die Urheber dieser Capitulation waren, und daß es dabei auf nichts so sehr ankam, als dem Kaiser die Vortheile der zwischen Paschalis dem Zweiten und Heinrich dem Fünften abgeschlossenen Concordaten zu entreißen? Unmittelbar nach vollendeter Königswahl fertigte man den Bischof Burkard von Cambrai und den Bischof Heinrich von Verdun in Gesellschaft des päbstlichen Legaten nach Rom ab, um daselbst die Bestätigung des Pabstes einzuholen. Dahin also war es gekommen, daß die Kaiser von den Päbsten bestätigt wurden. Unmittelbar nach seiner Krönung hielt Lothar einen Hoftag zu Regensburg, auf welchem festgesetzt wurde: „daß die Güter der in die Acht Verfallenen, wie auch die, welche durch Abtretung kaiserlicher Kammergüter eingetauscht worden, nicht zu des Kaisers Eigenthum, sondern zu eben diesen Kammergütern, oder dem Reichs-Fiscus sollten gezählt werden.

Hierin lag eine Kriegserklärung gegen Friedrich von Schwaben und Conrad von Franken, welche, als Erben Heinrichs des Fünften und der alten Stamm= und Erbgüter der fränkisch=salischen Kaiserfamilie, oder des waiblingischen Hauses, in keine geringe Verlegenheit gerathen mußten, als es darauf ankam, diese Güter von dem kaiserlichen Fiskus zu unterscheiden und zu trennen. Um in dem bevorstehenden Kriege, der unstreitig nichts weiter war, als das Werk italienischer Feinheit, das Uebergewicht auf seine Seite zu bringen, wählte Lothar den Herzog Heinrich von Baiern zu seinem Schwiegersohn, übergab ihn — eine in Deutschland bis dahin unerhörte Sache — das Herzogthum Sachsen, und bestimmte ihn vorläufig zu seinem Nachfolger in der Regierung. So bestochen, wurde Heinrich, der bisher der Freund der Hohenstaufischen Fürsten gewesen war, deren entschiedener Feind. Gleichwol rettete das Schicksal diese Fürsten, indem es sich ihrer in den Weltbegebenheiten annahm. Lothar selbst fühlte bei jeder Gelegenheit, daß sich die kaiserliche Würde mit keiner Päbstelei vertrug, daß er Pflichten übernommen hatte, welche nur auf Kosten der kaiserlichen Autorität erfüllt werden konnten, daß die Entbindung der Bischöfe von dem sogenannten Hominium dem päbstlichen Stuhle eben so viel Kräfte zuwendete, als sie dem deutschen Reiche entzog. Allein er konnte sich, wie es scheint, nicht losreißen von dem politischen Systeme der Herzoge von Sachsen, die bisher ihr Ansehn nur durch festes Anschließen an die theokratische Universal=Monarchen gegen die Kaiser bewahrt hatten. Das Schicksal bot ihm in

der zwiespaltigen Pabstwahl, welche nach dem Hintritt Honorius des Zweiten erfolgte, eine herrliche Gelegenheit dar, seine übereilte Nachgiebigkeit wieder gut zu machen; aber anstatt diese Gelegenheit gehörig zu benutzen, ward er, selbst nach der Eroberung von Unteritalien, mehr als jemals ein Kaiser, der Vasall Innocenz des Zweiten, indem er von diesem Pabste die mathildischen Güter als Lehn annahm, und ihm folglich den Vasalleneid leistete. Tiefer konnte die kaiserliche Würde nicht sinken; auch läßt sich nicht berechnen, was aus ihr geworden seyn würde, wenn sie nicht nach Lothars Tode an die Hohenstaufen gekommen wäre. Die Geschichte dieses Hauses macht einen allzu wesentlichen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Reichs aus, nur daß wir nicht genöthigt wären, länger dabei zu verweilen. Ehe wir aber auf dieselbe eingehen, müssen wir eine Frage erörtern, an deren Beantwortung das ganze Mittelalter gearbeitet hat, ohne im Mindesten von der Stelle rücken zu können.

Dies ist die Frage: worauf beruht der Unterschied der geistlichen und der weltlichen Macht, wo hört die eine auf und wo fängt die andere an, und ist es möglich, beide so mit einander zu verbinden, daß sie harmonisch wirken?

Unstreitig läßt sich diese Frage auf mehr als eine Weise beantworten; soll aber alles klar werden, so muß man genetisch zu Werke gehen, und folglich vor allen

Dingen zeigen, wie der Unterschied der geistlichen und weltlichen Macht zum Vorschein gekommen ist.

Nimmt man einige Staaten des Alterthums aus, welche, wenigstens in gewissen Perioden ihres Daseyns, ganz theokratisch regiert wurden: so hatten die übrigen keine Ahnung von einer Trennung der geistlichen und der weltlichen Macht. Das ganze Alterthum kannte das Wort Religion nicht in dem Sinne, worin wir es zu nehmen pflegen; es gab nicht eine Religion in den griechischen und römischen Staaten, wohl aber Religionen, und darunter verstand man gewisse öffentliche Anstalten zur Unterhaltung des Aberglaubens mit dem bestimmten Zweck, die Achtung für den allgemeinen Willen zu vermehren. An der Spitze dieser Anstalten stand zwar ein Hoherpriester, der bisweilen den Titel eines Opferkönigs führte; allein das Priesterthum war von dem politischen System so wenig geschieden, daß es einen integrirenden Theil desselben ausmachte. In den rein theokratischen Staaten waren Priesterthum und politisches System eins und dasselbe; in denjenigen Staaten hingegen, die man kosmokratische nennen könnte, war das Priesterthum mit dem politischen System aufs Innigste vereinigt, besonders dadurch, daß die Priester keine eigene Classe von Staatsbürgern bildeten, sondern ihre Verrichtungen nur auf eine kürzere oder längere Zeit beibehielten. Alles also, was man in Beziehung auf die Staaten des Alterthums Kirchenthum nennen könnte, hatte einen von dem neueren Kirchenthum ganz verschiedenen Charakter.

Der Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher

Macht ist also erst durch das Christenthum in die Welt gekommen, und die Frage ist, wie das zugegangen sey.

Indem die Römer, als ein welterobernbes Volk, alle besonderen Verfassungen zerstörten, war nichts natürlicher, als daß die religiösen Systeme, welche mit diesen Verfassungen in Verbindung standen, nachstürzten; denn sie hatten keine andere Haltung, als in der Verfassung. Was bis dahin Patriotismus gewesen war, sollte sich plötzlich in Romanismus auflösen. Kein Wunder, wenn dies schmerzte, und wenn es den Sterblichen dieser Zeit schier unmöglich war, alle die Gedanken und Gefühle, welche sie bisher ihrem Vaterlande und dessen Verfassung zugewendet hatten, auf den Einzigen zu beziehen, der, als römischer Imperator, bei weitem mehr ein Gegenstand des allgemeinsten Hasses als der Verehrung war. Indeß war durch die Größe des Römerreichs die Idee einer neuen Religion gegeben, welche alle früheren an Allgemeinheit übertraf. Warum diese Idee sich gerade in Judäa ausbildete in einer Periode, wo die Bewohner dieses Landstrichs durch den abschreckenden Gegensatz, worin sie zu allen Nationen standen, einen Schatten von politischer Selbstständigkeit gerettet hatten, darüber ließe sich viel Belehrendes sagen, wenn hier der Ort dazu wäre. Genug, die Größe des Römerreichs und die Allgemeinheit des Christenthums paßten für einander; und wären die Römer mit den Gesetzen der moralischen Welt vertrauter gewesen, als sie es waren: so würden sie die neue Lehre ganz anders umfaßt haben, als sie es thaten. Was man mit Wahr-

heit sagen kann, ist, daß zur Ausbreitung derselben nichts so sehr beigetragen hat, als die Barbarei der Römer.

Diese Barbarei war es, was die ersten Anhänger der Christus-Lehre zwang, sich zu besonderen Gesellschaften auszubilden. Da aber eine Gesellschaft, wie groß oder wie klein sie auch seyn möge, nicht ohne Regierung bestehen kann: so mußten auch die ersten christlichen Gesellschaften die ihrigen erhalten. Daß diese in ihrem ersten Ursprunge sehr unbedeutend waren, versteht sich wohl von selbst. Die Einheit wurde durch einen Aufseher (Episkopus, Bischof), die Gesellschaftlichkeit durch die Aeltesten der Gemeinde (Presbyteri) gebildet. So verhielt es sich mit dem Pabstthum in seinem ersten Ursprunge. Indem aber die christlichen Gemeinden mit ihren Vorstehern zu der großen Staatsgesellschaft in einem solchen Verhältniß standen, daß sie sich als in einem fortwährenden Kampfe mit derselben betrachten mußten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich zugleich mit ihren Dogmen zu beschäftigen und vor Verfolgungen zu schützen. Sie lernten sich also als sittlich geschieden von der übrigen Gesellschaft betrachten; und so geschah es, daß ihre ersten Vorsteher, das Interesse der Gemeinden vertheidigend, den Grund zu Macht und Ansehn legten. Dies würde ohne wichtige Folgen geblieben seyn, wenn die christlichen Gemeinden geblieben wären, was sie in ihrem ersten Ursprunge waren, nämlich Gesellschaften, von welchen jede für sich bestand nach selbst gegebenen Gesetzen, ohne allen weiteren Zusammenhang mit anderen Gemeinden, als den

der

der gegenseitigen Mittheilung über Gegenstände ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen und ihrer merkwürdigsten Ereignisse, ungefähr also eben so, wie in der gegenwärtigen Zeit die Gesellschaften der Freimaurer und Hernhuter bestehn. Die immer zunehmende Ausbreitung des Christenthums, durch den Verfall der politischen Macht im Römerreiche herbeigeführt, veränderte das Verhältniß zu den Gemeinden. Indem nämlich die Geschäfte so anwuchsen, daß ein Einziger sie nicht mehr bestreiten konnte, mußten Gehülfen angenommen werden, durch welche untergeordnete Verhältnisse gebildet wurden. Schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war ein Aufseher (Episcopus) etwas ganz anderes, als was er im ersten Jahrhundert gewesen war; und dies nahm zu, so wie aus der Coalition mehrerer kleiner Kirchen auf dem Lande, in Verbindung mit den Stadtkirchen, Diözesen entstanden, die ihre besondere Verwaltung hatten. Als nun, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, die Gemeinden einzelner Provinzen anfingen, ihre Angelegenheiten auf Zusammenkünften, Synoden genannt, zu besprechen und zu ordnen, trug dies nicht wenig dazu bei, das Ansehn des Clerus zu vermehren. Immer kühner schwang sich dieser, von jetzt an, über den Stand der Laien empor, und ob er sich gleich noch in den Schranken einer bloßen Aristokratie hielt: so bildeten sich doch schon Unterthanen-Verhältnisse, besonders dadurch, daß der ärmere Theil der Gemeinden von den Wohlthaten der Geistlichkeit abhing. Jetzt entwickelte sich die Idee einer Kirchengewalt, welche nur von Personen gewissen Standes ausgeübt werden könnte, und diese Idee führte zu dem

Metropolitan-System, durch welches die aristokratische Verfassung der Kirche in eine oligarchische verwandelt wurde. Oligarchen waren die Bischöfe von Rom, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel, unter der Benennung von Patriarchen, Exarchen u. s. w.

In diesem Zustande einer doppelten Gesetzgebung und Regierung fand Constantin der Große die römische Welt. Man hat gefragt: ob Ueberzeugung oder Politik mehr Antheil an seinem Verfahren gegen die christliche Kirche gehabt habe? Müßige Frage! Herrschend war die christliche Kirche bereits de facto; warum hätte er sie nicht de jure dazu machen sollen? Unstreitig kam ihr für ihre Zwecke nichts so sehr zu Statten, als die neue Eintheilung des Reichs in die vier Präfecturen vom Orient, Illyrien, Italien und Gallien, welche von Constantin ausging; allein schon früher war sie eine der politischen Eintheilung des Staats selbst geographisch-correspondirende Anstalt gewesen, und das Einzige, was sie durch Konstantins Schöpfung gewann, war eine bestimmtere Unterordnung der Bischöfe unter einem Metropoliten oder Primas und der Metropoliten unter einem Patriarchen oder Exarchen. Noch immer war sie dem politischen System untergeordnet; und dies hörte nicht eher auf, als bis in dem zunehmenden Verfall des Reichs, zu welchem die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel und die dadurch bewirkte Trennung der römischen Imperatoren von dem Senat nicht wenig beitrug, die kirchliche Verfassung eine monarchische wurde.

Befremdend auf den ersten Anblick ist, daß die christliche Kirche zur herrschenden erhoben, noch immer

den Geist des Partikularismus beibehielt. Die Hauptursache war, daß neben dem Christenthum noch immer das sogenannte Heidenthum Statt fand, dem es nicht an Anhängern selbst in den vornehmsten Classen der Gesellschaft fehlte. Dazu kam, auf der einen Seite, die Herrschsucht des Clerus, der sich in dem Besitz der von ihm erworbenen Macht zu befestigen wünschte; auf der andern, der Stolz, der in allen Unwissenden aus der Ueberzeugung hervorging, daß es mit der Regierungsform der Kirche eine edlere Bewandniß habe, als mit jeder anderen, und daß sie wesentlicher göttlichen Ursprunges sey. Indem aber das Christenthum, seiner ursprünglichen Bestimmung ganz entgegen, den Geist des Partikularismus annahm und festhielt, mußte es sich in demselben nicht wenig bestärken, als im Verlaufe der Zeit das Römerreich ein Raub der Barbaren wurde und die Herrschaft, die man bis dahin durch bloße Dogmen ausgeübt hatte, doppelt nothwendig wurde.

Nicht also in dem Christenthum selbst, wol aber in der Art und Weise, wie es sich auszubreiten genöthigt war, lag der Unterschied zwischen dem Geistlichen und Weltlichen eingeschlossen. Selbst als das sogenannte Heidenthum längst verschwunden war, setzte man dasselbe noch immer voraus, weil man darin das wirksamste Mittel sahe, sich in dem Besitz einmal errungener Vortheile zu erhalten. Dabei blieb die Kirche ein göttliches Institut in den Augen aller Derer, welche nicht Einsichten und Kenntnisse genug hatten, um begreifen zu können, wodurch ein solches Vorurtheil entstanden war, und sich behauptete. Zwar hatte man schon im zwölften

Jahrhundert hierüber Ahnungen, die nicht zu verwerfen waren; zwar waren Abälard und Arnold von Brescia Männer, die auch ohne künstliche Hülfsmittel durch genialischen Tact die Wahrheit auszumitteln verstanden: allein der Streit, der sich zwischen dem Geistlichen und dem Weltlichen erhoben hatte, wurde durch ihre Bemühungen der Entscheidung nicht näher geführt, weil die Einsicht sich in Dunst auflöset, so oft sie sich herausnimmt, die Macht zu bekämpfen.

Geht man in diesen Streit tiefer ein, als es wohl zu geschehen pflegt: so stellt sich der Geist als der Indifferenzpunkt aller geistlichen und weltlichen Macht dar; denn seiner können die Kirchenfürsten zur Verrichtung ihrer Obliegenheiten eben so wenig entbehren, als die Staatschefs. Nach welchen Ideen regiert werden soll, darüber läßt sich nichts festsetzen, weil dies eine Folge der Entwickelung ist, welche das menschliche Geschlecht im Verlauf der Zeit gewinnt. Dagegen ist nichts ausgemachter, als daß nach Ideen regiert werden müsse. Auf diesem Wege wäre Harmonie möglich zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Doch die erstere rettet ihr Wesen dadurch, daß sie einen Unterschied geltend macht zwischen natürlichem oder göttlichem und zwischen menschlichem oder gesellschaftlichem Gesetz. Dieser Unterschied ist da; das läßt sich nicht leugnen. Aber bedürfen die natürlichen oder göttlichen Gesetze irgend einer Vertretung? vollziehen sie sich nicht ganz von selbst? und lassen sie dem Urheber des menschlichen oder gesellschaftlichen Gesetzes irgend eine andere Wahl, als sich ihnen unterzuordnen? Das natürliche oder göttliche Gesetz ist

folglich die Grundlage jeder menschlichen Gesetzgebung, sie habe Namen wie sie wolle. Eins entscheidet. Wie die Welt ohne Gott zu einem Unding wird, so findet auch das Umgekehrte Statt. Die Folge davon aber ist, daß jede Regierung, sie mag eine geistliche oder eine weltliche genannt werden, in eben dem Maaße aus ihrer sich selbst gegebenen Bestimmung heraustritt, in welchem sie rein geistlich oder rein weltlich seyn will; und daher die Erscheinung, daß man, in Theokratieen am meisten nach dem Weltlichen, in Kosmokratien am meisten nach dem Geistlichen strebt. Bedarf es aber eines noch auffallendern Beweises, daß die Natur der Regierung eine einige ist?

Im eilften und zwölften Jahrhundert flossen göttliches und menschliches Gesetz noch zu sehr in einander, als daß man darüber nicht hätte in Streit gerathen sollen. Im Großen genommen, kann man sagen, daß gerade dieser Streit dazu gedient habe, beide Arten des Gesetzes gehörig von einander zu sondern. Auf der Vollendung dieses Geschäfts beruht in letzter Instanz das Werk des neunzehnten Jahrhunderts, sofern es in der Herbeiführung vollkommnerer Verfassungen besteht, als die bisherigen waren. Doch wir kehren zu den Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen zurück.

Durch Lothars Hintritt wurden alle Beziehungen in Deutschland verändert. Sein Schwiegersohn Heinrich war den Fürsten des Reichs durch die Vereinigung von Sachsen und Baiern viel zu furchtbar, als daß sie ihn hätten zu ihrem Könige wählen sollen. Wiewol

nun die Gesinnungen des Hauses Hohenstaufen sehr unpäbstlich waren; so trug man doch kein Bedenken, jenem Konrad, der, als ein Bruder Friedrichs, diesem Hause angehörte, den Vorzug zu geben. Der Erzbischof Adalbert von Maynz, ein heftiger Feind der Hohenstaufen, war nicht mehr, und der Erzbischof Albero von Trier ließ sich leicht gewinnen. Vielleicht schämten sich auch die Fürsten Deutschlands der Herabwürdigung, welche das Reich durch Lothars Unterwürfigkeit erfahren hatte. Auf jeden Fall lockte die Aussicht auf neue Erwerbungen. Genug, Konrad wurde König.

Alles war in diesen Zeiten persönlich, und Achtung für das Gesetz eine Sache, von welcher man keinen deutlichen Begriff hatte. Dem Gesetze nach sollten die Lehne erblich seyn. Nun war wohl nichts natürlicher, als daß die Fürsten dies Gesetz in Ehren hielten, weil hierauf der Glanz ihrer Häuser beruhete. Gleichwol entschied die Convenienz auch hierüber. Man ruhete nicht eher, als bis man einen Vorwand gefunden hatte, den Herzog Heinrich in die Acht zu erklären, blos um seine Lehne theilen zu können. Hieraus entwickelte sich ein Reichskrieg, der sich damit endigte, daß Heinrich, von den Sachsen emporgehalten, wenigstens dies Herzogthum rettete. Heinrich starb bald darauf; aber seine Denkungsart erbte auf seinen Sohn, Heinrich den Löwen fort, durch welchen der Streit zwischen den Guelphen und Ghibellinen nur noch hitziger wurde.

Um allen Zusammenstoß mit den Päbsten zu vermeiden, schob Konrad seinen Römerzug von einer Zeit zur anderen auf, und vernachlässigte dadurch die italieni-

schen Angelegenheiten welche in dem Streite der geistlichen und weltlichen Macht keinen Augenblick vernachlässigt werden durften, wenn das Uebergewicht der ersteren nicht entscheidend werden sollten. Statt dessen ließ sich der deutsche König durch den H. Bernard zu einem Kreuzzug bereden, er, dessen Verstand, bei einiger Consequenz, nichts so bestimmt hätte verwerfen sollen, als eine solche Huldigung der päbstlichen Macht. Wenige Menschen haben so viel gewirkt, als der H. Bernhard im zwölften Jahrhundert. Worauf beruhete diese Allmacht? Man geräth in Verlegenheit, wenn man sich darüber erklären soll; indeß war die Bedingung schwerlich eine andere, als daß der Götze, welchen das Pabstthum für seine Fortdauer gebrauchte, in diesen unphilosophischen Zeiten zu einem Gott geworden war.

Konrads Kreuzzug lief so schlecht ab, daß man sich genöthigt sah, das Volk, welches sich in den unglücklichen Ausgang so gutgemeinter Unternehmungen nicht finden konnte, durch die Vorstellung zu beruhigen, daß, obgleich dieser Zug nichts geleistet habe für die Erweiterung der Gränzen des Reichs und für die Vermehrung der zeitlichen Glückseligkeit, er doch für das Heil vieler Seelen gut gewesen wäre. Man sieht aus dieser Bemerkung Otto's von Freisingen — nicht wie fromm die Stimmung der Gemüther im zwölften Jahrhunderte gewesen, wol aber wie gut man die Neigung der Menschen zu dem Uebersinnlichen und Ideellen benutzt habe.

Ehe Konrad nach Deutschland zurückkehrte, war der Herzog Welf von Baiern über Apulien nach seinen

Erbstaaten zurückgegangen, um die Abwesenheit des Kaisers zur Wiedereroberung derselben zu benutzen; und unterweges hatte er den König Roger von Sicilien, seinen alten Freund, beredet, sein Unternehmen durch eine Diversion in Italien zu unterstützen. Dies ist einer von den ersten Versuchen deutscher Fürsten, die Garantie, welche in der Verfassung des Reichs hätte enthalten seyn sollen, im Auslande zu finden. Die neuere Politik ist also keinesweges so fein, daß man davon nicht Spuren in entfernten Jahrhunderten wiederfinden sollte. Besonders aber scheinen die Welfen von dem Schicksal dazu bestimmt gewesen zu seyn, die Gebrechlichkeit von Deutschlands Verfassung aufrecht zu erhalten; und die Geschichte dieses Hauses, durch sechs Jahrhunderte verfolgt, würde ein Resultat geben, das man zugleich anstaunen und in Beziehung auf Deutschland bejammern müßte.

Konrad endigte sein Leben zu Bamberg, als er sich eben zu seinem Römerzuge anschickte, nicht ohne von dem Pabste selbst dazu eingeladen zu seyn. Sein erstgeborner Sohn, dem die deutschen Fürsten die Nachfolge zugesichert hatten, war gestorben. Den jüngern, wie die Reichs-Insignien, empfahl er seinem Neffen, Friedrich von Schwaben, der sich auf mehrern Zügen durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte; und so kam die Königskrone an Friedrich den Ersten, den man den Rothbart nannte.

Die Wahl Friedrichs zu einem deutschen Könige sagt man, sei vorzüglich durch den Gedanken herbeigeführt worden, daß er durch seine Abstammung einer Seits von der frankisch-kaiserlichen, anderer Seits von der

welfischen Familie (mit jener war er durch seine Groß-mutter Agnes, mit dieser durch seine Mutter ver-wandt) die Kraft haben werde, den alten Haß beider Häuser beizulegen. Wahnbegriffen dieser Art wird man nicht eher entsagen, als bis man zu der Einsicht gelangt ist, daß es eine Natur der Dinge giebt, über welche keine Persönlichkeit etwas vermag. Der Haß jener bei-den Häuser beruhete in letzter Instanz auf Deutschlands Verfassung, wie sie im zwölften Jahrhunderte war, und nur derjenige vermochte jenen auszutilgen, der Einsicht und Kraft genug hatte, die Verfassung zu verbessern. Da nun Friedrich weder diese Eincht noch diese Kraft hatte, so mußte der Zweck seiner Wahl verfehlt werden; und es ist ein ganz anziehendes Schauspiel, zu sehen, wie Friedrich, indem er den besten Willen hat, seine Bestimmung zu erfüllen, dennoch, im Drange der Um-stände, dieser Bestimmung ganz entgegenhandelt.

Durch Lothars und Konrads Benehmen gegen den römischen Stuhl hatte die Kaiserwürde zu viel eingebüßt, als daß Friedrich nicht hätte auf den Gedanken kommen sollen, sie durch eine entschlossene Bekämpfung der päbst-lichen Autorität wieder herzustellen. Wie fern ihm dies gelingen konnte, mochte er selbst nicht genau berechnen. Er sah in dem Pabstthum nur den Pabst, d. h. eine bestimmte Person, mit welcher sich so oder so viel aus-richten läßt; er hätte aber in dem Pabst das Pabstthum sehen sollen, das, als Product des ganzen gesellschaftli-chen Zustandes in Europa, sein unerschütterliches Fun-dament in einer höchst mangelhaften Gesetzgebung hatte, welcher nicht abzuhelfen war. Darum war sein Helden-

leben durchaus erfolglos; und der letzte Abschnitt desselben, wo er sich zu Venedig einem Alexander dem Dritten zu Füssen warf und bald darauf einen Kreuzzug antrat, stand in dem grellsten Widerspruche mit dem ersten Anfange, wo er ganz Italien in Bewegung setzte, um das Verhältniß der deutschen Kaiser zu den Päbsten so zu bilden, wie es zur Zeit der Ottone gewesen war. Widersprüche dieser Art sind unausbleiblich, wenn das, was die Zeit allein geben kann, auf dem Wege roher Gewalt zu Stande gebracht werden soll.

Friedrichs Unterliegen in Italien wirkte auf Deutschland nur allzu merkwürdig zurück. Da die Schuld der verlornen Schlacht von Lignano auf den sächsischen Herzog Heinrich den Löwen zurückfiel, sofern er dem Kaiser nicht zu Hülfe gezogen war: so wurde beschlossen, daß daß man sich an ihm rächen wollte. Alle Fürsten scheinen mit dem Kaiser über diesen Punkt einverstanden gewesen zu seyn — nicht etwa wie über eine Maasregel der Gerechtigkeit, wol aber wie über eine der Nützlichkeit. Die Aechtung des Herzogs erfolgete, weil er, vorgeladen, sich nicht gestellt hatte; sie würde aber auch erfolgt seyn, wenn er sich gestellt hätte; denn es kam darauf an, eine reiche Beute zu theilen. Eine Republik von Fürsten unterscheidet sich nicht von einer andern Republik, die gar keine Fürsten kennt; und so wie in allen Republiken überwiegendes Ansehn verhaßt ist, so war und ist dies noch immer der Fall in Deutschland. Es wurde sogar ein Ostrazismus gegen Heinrich dem Löwen in Gang gebracht, sofern er sich, nach dem Verlust seiner reichsten Besitzungen, anheischig machen mußte, mehrere

Jahre im Auslande zu leben, um wenigstens sein Eigenthum (das Braunschweigische) zu retten. Er begab sich zu seinem Schwiegervater, dem König Heinrich den Zweiten. Ueber die Herzogthümer Sachsen und Baiern verfügte Friedrich, wie es ihm für die Erhaltung des kaiserlichen Ansehens am zweckmäßigsten schien. Das Herzogthum Sachsen erhielt Bernhard, ein Sohn des berühmten Albrechts des Bären, Baiern hingegen fiel dem Pfalzgrafen Otto von Witteisbach zu. Damit aber die neuen Herzoge nicht allzu mächtig werden möchten, wurden von den oben erwähnten Ländern bedeutende Stücke abgerissen, und an andere, vorzüglich aber an Kirchenfürsten vergeben. So erhielt der Erzbischof von Cölln was Heinrich in Westphalen und Engern besessen hatte, unter dem Titel eines eigenen Herzogthums. Andere Parcellen wurden an die Erzbischöfe und Bischöfe von Maynz, Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Verden und Minden vergeben, und ihren Landen einverleibt. Lübeck und Regensburg erhob der Kaiser zu Reichstädten. Wundern darf man sich nicht darüber, daß in einem Reiche, wie das Deutsche jener Zeit, so etwas vorgehen konnte; was man aber bedauern möchte, ist, daß die Fundamente der königlichen Macht und einer durch sie bewirkten Einheit immer beinahe in eben dem Augenblicke für Deutschland zerstört wurden, wo sie so eben geworfen waren. Es war gewiß ein Unglück, nicht für die deutschen Fürsten und die durch sie gebildete Vielherrschaft, wol aber für Deutschland und im Wiederschlage für ganz Europa, daß das sächsisch-baiersche Haus von seiner Höhe herabgeworfen wurde; denn wenn

das deutsche Königthum auf ein so bedeutendes Domän, wie das dieses Hauses war, gegründet worden wäre, so würde es durch seine bloße Lage hingereicht haben, Deutschland zu einer bleibenden Einheit zu verhelfen.

Friedrich starb auf seinem Zuge nach Jerusalem, nachdem er Ungarn durchwandert, die Griechen geschreckt, die Seldschucken geschlagen hatte, hart an der Gränze von Syrien, getödtet von den kalten Fluthen des Saleph, in welchen er gebadet hatte.

Was ihm in Ober-Italien fehlgeschlagen war, schien ihm in Unter-Italien durch die Vermählung seines, von dem deutschen Fürsten zum König ernannten Sohnes Heinrich mit der Erbin der sicilianischen Krone, Constantia, einer Tochter Rogers des Zweiten und einer Tante Wilhelms des Guten, gelingen zu sollen; nämlich die Beschränkung der päbstlichen Autorität. Ich sage: es schien ihm gelingen zu sollen. Durch die Vereinigung der Kronen von Sicilien und Deutschland — eine Vereinigung, die nur dann begreiflich wird, wenn man erwägt, wie sehr die deutschen Kaiser durch die Päbste geängstigt waren — gewann Heinrich der Sechste die Aussicht, freier als seine Vorgänger walten zu können. Den deutschen Fürsten nothwendig, weil sie nur durch das Daseyn eines Königs sich behaupten konnten, eben diesen Fürsten aber auf keine Weise gefährlich, weil er durch den erblichen Besitz des Königreichs Sicilien, über jede Versuchung, ihrer Freiheiten Abbruch zu thun hinaus war, bildete er durch die Lage seiner Staaten eine

kräftige Schranke für die Päbste. Doch sein Schicksal bewies, daß das Glück, das man in seinem eigenen Hause nicht finden kann, vergeblich außerhalb desselben gesucht wird. Als nach dem Tode Wilhelms des Guten, ein unächter Prinz Namens Tancred, und nach diesem, dessen unmündiger Sohn durch die Großen, welche Heinrichs Charakter fürchteten, auf den sicilianischen Thron erhoben wurde, eilte der Kaiser zwar nach Sicilien und schlug durch den Arm des Marschalls Morquard von Anweiler seine Feinde zu Boden; aber je mehr er, um sich zu befestigen, seine Zuflucht zur Grausamkeit und Barbarei nehmen mußte, desto mehr verfehlte er seinen Zweck und kaum war er in einem Alter von 32 Jahren (wie man sagt durch Gift) gestorben, als der päbstliche Stuhl den Grundsatz aufstellte, daß die Vereinigung der Kronen von Sicilien und Deutschland nicht länger gestattet werden könnte, weil sie dem Ansehn der Kirche nachtheilig sey. Auf dem päbstlichen Thron saß um diese Zeit Innocenz der Dritte ein Mann, der die Kunst verstand, die Rechte eines Pabstes durch Gesetze zu vertheidigen, denen alles Pabstthum fremd war. Friedrich der Erste hatte von dem wiedererwachten Studium des römischen Rechts in Italien zur Vertheidigung der kaiserlichen Autorität Gebrauch gemacht, wiewol die feudalischen Verhältnisse seiner Zeit sich nur allzu schlecht mit einer Anwendung des römischen Rechts vertrugen. Hierdurch zuerst aufmerksam gemacht auf das Daseyn römischer Gesetze, fingen die Päbste an, sie zur Befestigung ihrer Autorität zu benutzen. So wurde das Alte auf das Neue geimpft, damit alles verwirrt und der mensch-

liche Geist auf der Bahn seiner Entwickelung durch unbegreifliche Formeln gehemmt werden möchte.

Heinrichs des Sechsten Sohn, Friedrich, dem die Fürsten Deutschlands die Succession zugesagt hatten, war nach dem Tode seines Vaters erst drei Jahr alt. Sein Oheim, Philipp von Schwaben wollte sich seiner annehmen; er merkte aber sehr bald, daß dies vergeblich sey. Die deutschen Fürsten entschuldigten sich damit, daß Friedrich noch nicht einmal getauft gewesen sey, als sie ihm die Nachfolge versprochen hätten. In Italien war die Stimmung der Gemüther, wo möglich, noch feindseliger. Die Bewohner Oberitaliens, deren Lieblingsidee die Freiheit war, frohlockten über den nahen Untergang eines Hauses, von welchen sie so viel gelitten hatten. Die Bewohner des Königreichs Neapel frohlockten nicht minder, indem sie zu dem Vorwurfe der Barbarei, den die Italiener den Deutschen machten, noch den der Tyranney hinzufügten. Diese Gährung benutzte Innocenz der Dritte, um das päbstliche Ansehn auf den Trümmern des kaiserlichen zu erheben. Da Heinrich einigen Deutschen große Lehen in Italien ertheilt hatte, um in dem Kampfe mit dem Pabste desto leichter obzusiegen; so vereinigte Innocenz Alles gegen diese Lehenträger, und ruhete nicht eher, als bis er sie aus Italien verjagt hatte: ein Schicksal, dem sie selbst dadurch nicht entgehen konnten, daß sie sich anheischig machten, die im Namen des Kaisers verwalteten Provinzen als kirchliche Lehen anzuerkennen. Die Bewohner der Städte Ancona, Fermo, Osimo, Siniga-

glia, Pesaro forderte der ehrsüchtige Pabst auf, unter das sanfte Joch der Kirche zurückzukehren; und als sie dies mit großer Bereitwilligkeit thaten, sprach Innocenz von Recuperation der Kirchengüter. Zu den Eroberungen, welche der Pabst auf diesen Wege machte, gehörten auch die bisher in den Händen der deutschen Kaiser zurückgebliebene Güter der Gräfin Mathilde. Diese Eroberungen aber waren um so leichter, da in Deutschland die Königswahl, wie es schon öfter der Fall gewesen war, zu einem Bürgerkriege führte. Wo die Succession nicht durch Gesetze geregelt ist und folglich eine Wahl Statt findet, da muß auch ein Schiedrichter seyn, der die Folgen einer zwieträchtigen Wahl zum Stillstand bringt, und dies erkennend, hatten sich die Päbste immer bemüht, die Erblichkeit der deutschen Königswürde zu verhindern; sie wußten wol, wie großer Vortheil für sie mit der Nichterblichkeit verbunden war. Innocenz ging aber, von den Umständen begünstigt, noch weiter, als irgend einer seiner Vorgänger. Denn als die Stimmen der Wahlfürsten sich für Philipp von Schwaben, einen Bruder des zuletzt verstorbenen Königs, und für Otto, zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, erklärt hatten, und beide Competenten sich an den Papst wendeten; so ließ dieser den deutschen Ständen eine Deduction überreichen, worin er ihnen eine auf eine unzweideutige Weise die Gründe für und gegen die streitenden Partheien entwickelte und sich zugleich für Otto mit dem Zusatz erklärte, daß er, im Zögerungsfalle, einen deutschen König ernennen werde. Der Drohung folgte die That auf dem Fuße nach, indem der Pabst durch seinen Le-

gaten Guido von Präneste Philipp und dessen Anhänger mit dem Bann belegte. Vergeblich machten die deutschen Fürsten ihr Wahlrecht geltend; der Pabst erwiederte, daß, troß dem ihnen von dem römischen Stuhle verliehenen Wahlrechte, ihm die Entscheidung über die Tüchtigkeit des gewählten Subjects unbestritten zustehe; und der Pabst hatte nicht ganz unrecht, weil in Wahlreichen irgend etwas da seyn muß, was eine doppelte Wahl verhindert. Troß der Entscheidung des Papstes, der sich für Otto'n aus keinem anderen Grunde erklärt hatte, als weil er ein Guelphe d. h. ein Päbstler war, erfolgte in Deutschland ein verheerender Bürgerkrieg, welcher mehrere Jahre anhielt, bis endlich ein Vertrag zu Stande kam (1207), in welchem festgesetzt wurde, daß Philipp eine von seinen Töchtern dem Otto zur Gemalin geben und daß dieser ihm in der Regierung folgen sollte, wenn er ihn überlebte. Dies geschah mit Genehmigung des Pabstes, der, nachdem er seine Zwecke in Italien erreicht hatte, kein Bedenken trug, Philipps Bann zu lösen. Philipp aber genoß die mühselige Königswürde nur eine sehr kurze Zeit; denn als er im Sommer des Jahres 1208 eben seinen Römerzug antreten wollte, wurde er von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet.

Sobald die Nachricht von Philipps Ermordung nach Rom gekommen war, verlor Innocenz der Dritte keinen Augenblick, den zwischen Philipp und Otto abgeschlossenen Vergleich zu handhaben, weil er dies seiner Autorität als Universal-Monarch gemäß hielt. Die

Folge

Folge davon war, daß Otto den 11. May 1208 einmüthig zu Frankfurth am Mayn zum König gewählt wurde. Von Seiten des Pabstes war die Voraussetzung, daß der neue König ein Lothar der Zweite seyn werde. Hierauf war das Formular des Eides berechnet, den Otto vor dem Antritt seines Römerzuges schwören sollte. Der Hauptinhalt war: Ehrerbietung gegen den Pabst, Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen, Verzichtleistung auf das Recht der Regalien oder der Befugniß, die Hinterlassenschaft der verstorbenen Bischöfe und die Güter der Kirche an sich zu bringen, freie Appellation an den römischen Hof, endlich Zurückgabe der Mark Ancona, des Herzogthums Spoleto und der mathildischen Güter an den römischen Hof und Vertheidigung der Rechte und Privilegien des h. Stuhles im Königreich Sicilien. Otto schwur einen Eid dieses Inhalts in die Hände des Patriarchen von Aquileja, und ging bald darauf nach Italien, wo er erst von dem mayländischen Bischof zum König von Italien und bald darauf (17. Sept. 1209) von Innocenz zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Alles war den Wünschen des Pabstes gemäß erfolgt, als Otto plötzlich einsah, daß er unverträgliche Pflichten übernommen habe, und daß es unmöglich sey, zugleich römischer Kaiser und der Vasall des Pabstes zu seyn. Was diese Veränderung in seinem Innern bewirkt habe, ist nie hinreichend erklärt worden. Genug, die Kaiserkrönung hatte aus dem gebornen Guelphen plötzlich einen Gibellinen gemacht. Nicht genug, daß er sich weigerte, die Länder der Gräfin Mathilde herauszugeben, bemächtigte er sich auch der ganzen Provinz Flaminia, als dem

Kaiserreiche zugehörig, und brach, von da aus, in Apulien (das gegenwärtige Königreich Neapel) ein, dessen sich, wie er behauptete, Usurpatoren auf Kosten des Reichs bemächtigt hätten. Durch die Unterstützung mehrerer Deutschen, die in diesem Königreiche zurückgeblieben waren, bemächtigte er sich Neapels und Aversas. Der Pabst nannte ihn undankbar, treulos, und that ihn in den Bann. Doch dieser hemmte nicht die Fortschritte, die er in der Eroberung Apuliens machte, indem die Angriffswaffen des h. Vaters in dessen nächster Umgebung am wenigsten gefürchtet waren. Schon sollte auf die Eroberung von Calabrien der Uebergang nach Sicilien erfolgen, als die Dinge in Deutschland eine Wendung nahmen, welche dem entschlossenen Kaiser keine andere Wahl ließ, als seine Eroberungen in Italien aufzugeben und nach Deutschland zurückzugehen.

Wie heilig auch das göttliche Gesetz in sich selbst seyn möge: sobald man auf die Auslegung desselben irgend eine Herrschaft gegründet hat, behauptet man sich in dem Besitz derselben nur durch gemeine Mittel, welche den Unterschied zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen gänzlich aufheben.

Um Otto'n an der Eroberung von Sicilien zu hindern, fing Innocenz an, die deutschen Fürsten gegen ihn aufzuwiegeln, und dies gelang unter der Leitung von Legaten und des Erzbischofs Siegfried von Maynz so gut, daß auf einer Zusammenkunft in Bamberg Friedrich, der Sohn Heinrichs des Sechsten, zum König der Deut-

schen erwählt wurde. Dieser junge Fürst, in Sicilien erzogen und in dem Partheikampf gebildet, war zu einer frühen Reife gelangt. Nach seiner Erscheinung in Deutschland schloß sich alles an ihn an, was sich durch seine Freigebigkeit bereichern zu können glaubte. Otto'n blieb unter diesen Umständen nichts anders übrig, als sich nach Sachsen zurückzuziehen. Hier vertheidigte er sich gegen die Angriffe, welche Friedrich in Verbindung mit dem Könige von Böhmen und dem Landgrafen Herrmann von Thüringen auf ihn machte. Wie sie aus einander kamen, ist nur in sofern bekannt, als es gewiß ist, daß Friedrich außer Stande war, Braunschweig zu erobern. An eine Aussöhnung mit Innocenz dem Dritten war für Otto'n nicht zu denken. Er scheint also die deutsche Königswürde ruhig aufgegeben zu haben. In Kraft von Familienverbindungen wurde er bald darauf (1214) der Verbündete des englischen Königs Johann gegen den französischen König Philipp den Zweiten, und theilte die Niederlage bei Bovines. Er kehrte hierauf in seine Erbstaaten zurück und starb 1218 als Gebannter. Noch in demselben Jahre wurde Friedrich von allen Fürsten des Reichs zu Hervorden als König erkannt.

Aber in dem Verhältnisse des römischen Kaisers zu dem Pabste war etwas, das sich mit keinem langen Frieden vertrug; und Friedrich, der, so jung er auch noch war, dies sehr deutlich fühlte, verschob die Kaiserkrönung von einem Jahre zum andern, damit er dem Kampfe mit Innocenz dem Dritten, dem großmüthigen

Beschützer seiner Jugend, entrinnen möchte. Nach dem Tode dieses Pabstes war die Kaiserkrönung durch Honorius den Dritten kaum vollzogen worden, als die Streitigkeiten sogleich zum Ausbruch kamen und den jungen Kaiser in ein Labyrinth von Schicksalen verwickelten, aus welchem er sich, sein ganzes Leben hindurch, nicht mehr herausfand. Der Gegenstand dieser Streitigkeiten war die Vereinigung der sicilianischen Königskrone mit der von Deutschland. Es scheint die Haupt-Idee aller Könige aus dem Hohenstaufischen Hause gewesen zu seyn, daß die kaiserliche Autorität sich nur durch große Besitzungen in Unteritalien vertheidigen lasse. Sofern der Erfolg darüber entschieden hat, war dieser Gedanke falsch; und in der Natur der Sache lag, daß ein Ansehen, welches, wie das der Päbste, auf der Meinung beruhete, durch keine Territorial-Gewalt vernichtet werden konnte. Allein was in den Hohenstaufen ein Gegenstand der Hoffnung war, dasselbe war in den Päbsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ein Gegenstand der Furcht: ein sicherer Beweis, daß die letzteren über das, was ihr Wesen ausmachte, eben so wenig gedacht hatten, als ihre Gegner. Aus der Entgegengesetztheit der Interessen entwickelten sich alle die Erscheinungen, welche Friedrichs des Zweiten Leben zu einem der abentheuerlichsten, zugleich aber auch zu einem der anziehendsten machen, die jemals gelebt worden sind. Wenn Honorius mit so großem Nachdruck auf die Erfüllung des Versprechens drang, welches Friedrich gegeben hatte, gleich nach seiner Kaiserkrönung einen Kreuzzug zu unternehmen: so geschah dies in der Voraus-

setzung, daß eben dieser Kreuzzug das Mittel seyn werde, die sicilianische Krone von der deutschen zu trennen; denn die Päbste rechneten, trotz weltlichen Monarchen, auf sogenannte Glücksfälle, ohne zu ahnen, wie gottlos dies ist. Friedrich, der dies sehr wohl wußte, brachte, um mit diesem Kreuzzug verschont zu bleiben, eine Verhinderung nach der andern auf die Bahn, bis er endlich theils in Kraft seines Worts, theils in Folge der Erscheinung des Königs Johann von Jerusalem auf italienischem Grund und Boden den Entschluß fassen mußte, nach Palästina zu gehen. Das Unternehmen gelang über alle Erwartung durch den vortheilhaften Traktat, den Friedrich mit dem Sultan von Aegypten abschloß; ein Traktat, in welchem Jerusalem, Bethlehem und Nazareth an die Christen zurückgegeben wurden. Aber gerade hierdurch stieg die Erbitterung der Päbste gegen Friedrich so sehr, daß sie in einen unvertilgbaren Groll ausartete, womit man das ganze Geschlecht der Hohenstaufen umfaßte. Die römischen Bischöfe des dreizehnten Jahrhunderts waren nicht so zahm, wie die des achtzehnten; und wenn aus ihrer Handlungsweise ein kräftiges Heidenthum nur allzu sehr hervorleuchtete, so fand es seine Rechtfertigung in dem, was man das Heil der Kirche und die Ehre Gottes zu nennen beliebte. So lange Friedrich lebte, verwickelten ihn die Päbste von einem Krieg in dem andern. Die lombardischen Städte wurden zur Rebellion aufgereizt und der eigene Sohn des Kaisers zu einem Abfall bethört, der ihm Freiheit und Leben kostete; was aber sonst noch zur Empörung geeignet war, konnte auf die Billigung und Unterstützung

der Päbste rechnen. Vergeblich schickte Friedrich eine Gesandtschaft an den Pabst, welche in seiner Seele schwören mußte, daß er der Kirche jede mit der Würde eines Reichsoberhauptes verträgliche Genugthuung geben wolle; vergebens verwendeten sich die Könige von England und Frankreich für ihn. Innocenz der Vierte, voll von dem Gefühl eines Universal-Monarchen, der nicht auf dem Fuße der Gleichheit unterhandeln kann und seine ganze Haltung verliert, wenn er nicht länger berechtigt ist, das Gesetz vorzuschreiben — Innocenz wollte sich nicht eher zu einer Lösung des von Gregor dem Neunten ausgesprochenen Bannes bequemen, als bis der Kaiser alle seine Bedingungen erfüllt haben würde. Diese aber waren zum Theil von einer solchen Beschaffenheit, daß sie gar nicht erfüllt werden konnten. Es gehörte nämlich dazu: erstlich die Zurückgabe aller Länder des Kirchenstaats (wohin, wie sich von selbst versteht, auch die usurpirten gerechnet wurden) in eben dem Zustande, worin sie zur Zeit des Bannspruchs gewesen; zweitens, die öffentliche Erklärung, daß der Kaiser der Exkommunikation nur getrotzt habe, weil sie ihm nicht gehörig angekündigt worden, im Uebrigen aber wisse und bekenne, daß der H. Vater in allen geistlichen Dingen über ihn, wie über alle christliche Könige und Fürsten, volle Macht und Gewalt habe; drittens, die Abbüßung des begangenen Fehlers durch Truppen zur Verfügung des H. Stuhls, durch Allmosengeben und Fasten; viertens, Ersatz für die Verluste, welche die im Meerbusen von Livorno gefangenen Prälaten während ihrer Gefangenschaft gelitten; fünftens, Anstellung eines italienischen

Prälaten als Capitanäus zur Schlichtung aller bürgerlichen und peinlichen Processe im Kirchenstaate; endlich Entlassung aller Gefangenen und Zurückberufung aller Verbannten. In der That, die Anmaßung, welche solche Bedingungen vorschreiben konnte, läßt sich nur dann erklären, wenn Nachgiebigkeit zu einem Verbrechen geworden ist. Als Friedrich, der diese Bedingungen nur verwerfen konnte, den übermüthigen Pabst in Rom einzuschließen gedachte, entwischte dieser zuerst nach Genua, seinem Geburtsort, und weil er sich daselbst nicht sicher glaubte, nach Frankreich, von wo er nach Lyon, welches in jenen Zeiten zu dem arelatischen Königreiche gehörte, zurückging, um daselbst ein Concilium zu halten. Es fanden sich aus England, Frankreich, Italien und Deutschland geistliche und weltliche Herrn ein, um gegenwärtig zu seyn bei dem großen Kampfe, der über den Grad von Achtung entscheiden mußte, welcher der Kaiserwürde zukam. Um obzusiegen, verwarf der Pabst selbst das Mittel der Verleumdung und Lüge nicht. Der Kaiser wurde eines Planes zur Ausrottung des christlichen Glaubens, der frechsten Lästerungen und vieler verhaßten Laster beschuldigt; und ohne auf die Stimme der kaiserlichen Gesandten zu hören, von welchen Thaddäus de Sessa die Sache seines Herrn aufs nachdrücklichste vertheidigte, erklärte Innocenz der Vierte seinen Gegner für gebannt und seiner Krone verlustig. Von diesem Augenblick an ging Friedrichs Stern unter. Zwar wollte er noch seinem Schicksal widerstehen; allein die öffentliche Meinung stürmte allzu gewaltig auf ihn los, als daß er sich hätte aufrecht erhalten können. In

Deutschland ließ sich der Landgraf von Thüringen zum Gegenkaiser aufstellen, und als er bald darauf starb, übernahm Wilhelm von Holland seine Rolle. Nichts fehlte Friedrich dem Zweiten zur Vollendung seines Unglücks, als daß auch seine Vertrauten von ihm abfielen. Als auch dies in einer Verschwörung gegen sein Leben geschah, unterlag er dem Schmerz in den Armen seines natürlichen Sohnes Manfred auf dem Schlosse Fiorentino in Appulien.

Europa's Könige, deren Sache Friedrich der Zweite vertheidigte, sahen diesen Monarchen mit einer Gleichgültigkeit untergehen, welche an Schadenfreude gränzte. In den allerbeweglichsten Briefen forderte er sie zur Theilnahme an seinem Schicksale auf. „Wenn der Pabst, so schrieb er, mich, den römischen Kaiser, absetzen kann, ohne daß ich irgend eines Vergehens überwiesen bin — welch ein Nachtheil für die Könige! Glaubt übrigens nicht, daß ich durch die päbstliche Sentenz gelitten. Ich habe ein reines Gewissen, und darf Gott zum Zeugen anrufen, daß ich nie einen andern Plan verfolgt habe, als alle Arten von Geistlichen, hauptsächlich aber die Vornehmsten derselben, dahin zu bringen, daß sie eben so beschaffen seyen, wie die der ersten Kirche. Diese hatten Umgang mit den Engeln, wirkten Wunder, heilten Kranke, erweckten vom Tode und machten sich Fürsten unterthan, nicht durch die Waffen, wol aber durch die Heiligkeit ihres Wandels. Die gegenwärtigen hingegen sind der Welt ergeben, schwelgen in Wollüsten,

verachten Gott und spielen mit der Religion um schnöden Gewinstes willen. Ihnen die schädlichen Reichthümer entziehen, womit sie sich zu ihrer Verdammniß beladen, heißt ein Werk der Liebe verrichten; und ihr Fürsten sollet mit mir darauf bedacht seyn, ihnen das Ueberflüssige zu nehmen, um sie zu ihrem wahren Beruf zurück zu führen. Fühlt ihr denn nicht das Lächerliche, einen Monarchen, der auf Erden in zeitlichen Dingen keinen Herren erkennen kann und darf, mit zeitlichen Strafen belegen zu wollen? Mit mir wird der Anfang gemacht; bei euch wird man aufhören; denn ganz laut sagt man am römischen Hofe: man fürchte die übrigen Könige nicht, wenn nur einmal Friedrichs Macht darniedergedrückt sey." In Frankreich regierte Ludwig der Heilige, in England Heinrich der Dritte, in Spanien (damals in mehrere Königreiche getheilt) Ferdinand der Dritte in Castilien, Jayme der Erste in Aragonien, Thibaut der Erste in Navarra. Jeder von diesen Königen war, gleich dem römischen Kaiser, durch das unnatürliche Verhältniß, worin die Kirche zu dem Staate getreten war, gedrückt; aber jeder von ihnen hatte auch seine besondere Ursachen, stille zu sitzen. Es geschah damals in Europa, was sich seitdem öfters wiederholt hat, daß man die gemeinschaftliche Sache nicht eher empfand, als bis das Uebel jeden Einzelnen ergriffen hatte; die Päbste aber durften um so mehr wagen, weil sie wußten, wie stark die Fürsten durch das Feudalwesen im Zaum gehalten wurden, und wie unmöglich es daher für sie war, eine gemeinschaftliche Sache mit vereinten Kräften durchzuführen. Das Einzige, was in den Erscheinungen die-

ser Zeit befremden kann, ist, daß die Politik der Päbste doch nicht fein genug war, die Nothwendigkeit eines dem ihrigen entgegenstehenden Ansehens zu begreifen. Die Uebereilung, womit sie die kaiserliche Würde in den Koth traten, trug nicht wenig zum Verfall der ihrigen bei; denn es ist im Leben bei weitem mehr ein Glück als ein Unglück, einen Gegner zu haben, der uns in Athem hält und uns an der Vernachlässigung unserer selbst verhindert.

Die Wuth, womit Innocenz der Vierte und seine nächsten Nachfolger die Ueberreste des Hohenstaufischen Hauses verfolgten, giebt nicht sowohl Aufschluß über den Charakter des dreizehnten Jahrhunderts, als vielmehr über das Verhältniß des Pabstthums zur Religion. Nichts kann heidnischer seyn, als diese Rachsucht, und doch war sie in Denjenigen, welche für Väter der gesammten Christenheit gehalten seyn wollten. Woher das? Die Erscheinung verträgt sich nur mit Einer Erklärung, und diese ist: daß, wenn die Auslegung des göttlichen Gesetzes die Grundlage für irgend eine politische Macht seyn soll, sich auf der Stelle alles verwirrt und daß, indem die Leidenschaften hierüber erwachen, gerade dasjenige, was zur Bezähmung derselben vorhanden ist, Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ihre ganze Kraft verlieren. Wie Unrecht haben also alle diejenigen, die, indem sie, von dem gegenwärtigen Standpunkte aus, in das Mittelalter zurückblicken, den Geist der Religion in demselben vorherrschend finden! Gerade während dieser Pe-

riode war die Irreligion am meisten verbreitet; und dem mußte so seyn, weil alle diejenigen, welche die Religion für einen Hebel nahmen, vor allen Dingen darauf bedacht seyn mußten, daß dieser Hebel nicht auf sie selbst zurückwirkte. Wären sie wahrhaft religiös gewesen, so hätten sie politisch unbedeutend bleiben müssen; nur in der Irreligion konnten sie die politische Bedeutsamkeit wiederfinden. Was die Geistlichen dieser Zeit so sehr emporhob, war nichts anderes, als daß der menschliche Geist noch weit davon entfernt war, einen Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum zu ahnen; man nahm das Eine für das Andere, nannte sich einen Christen, und lebte als ein Heide. Die Geistlichen selbst, ohne hiervon eine Ausnahme zu machen, beschäftigten sich blos mit weltlichen Angelegenheit, und die Vermehrung ihrer Einkünfte war ihre größte Sorge. Der Auflagen, welche die Päbste machten, waren, wenn gleich unter besonderen Benennungen, eben so viele, als es gegenwärtig in beinahe allen europäischen Staaten giebt. In der Voraussetzung, daß es jedem menschlichen Geschöpf zu seinem Heile nothwendig sei, dem römischen Pabste unterworfen zu seyn, gab es: Darlehen, Auflagen, Vacanzgelder, Spolien, Erbe, Einkünfte des ersten Jahres von allen geistlichen Beneficien, Dispens für Unvereinbarlichkeit, Gebot, Neuntel, Zehnte, Vertretewegsgeld, gemeiner (oder kleiner) Dienst, Trinkgelder u. s. w. Das Beschwerliche aller dieser Steuern bestand vorzüglich darin, daß sie bei der Entlegenheit der meisten Provinzen von dem Mittelpunkte der Regierung, d. h. von Rom, in baarem Gelde entrichtet werden mußten; hierin aber lag zu gleicher

Zeit die Rettung; denn indem man die größte Mühe von der Welt hatte, die ewigen Forderungen der Päbste zu befriedigen, verwandelte sich durch Handel, Verpachtungen auf längerer Zeit u. s. w. die Produktenwirthschaft, die man bis dahin getrieben hatte, in eine Geldwirthschaft, und indem dies eine Veränderung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes, so wie er bis dahin gewesen war, nach sich ziehen mußte, konnte die Autorität der Päbste nicht dieselbe bleiben.

Wenn ein Interregnum da Statt finden kann, wo es niemals eine vollständige Regierung gegeben hat, und wo folglich der Zustand der Anarchie der natürliche ist: so war der Zeitraum von Friedrich dem Zweiten bis auf Rudolph von Habsburg allerdings ein Interregnum zu nennen. Während der ersten vierzehn Jahre dieses Zeitraums fand die Nachkommenschaft Friedrichs des Zweiten, (Konrad, erwählter König der Deutschen, Manfred, König von Sicilien, und Konradin von Schwaben) ihren Untergang, den Wünschen und Veranstaltungen der Päbste gemäß; und nachdem Wilhelm von Holland seine kurze Rolle ausgespielt hatte, wendeten die deutschen Fürsten, um einen neuen König zu bekommen, ihre Blicke auf das Ausland. Hätte Ludwig der Neunte, König von Frankreich, gewollt, so würde die deutsche Königskrone schon in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auf Frankreich übergegangen seyn; aber er schlug sie aus und hielt es für vortheilhafter, den Grafen Roger von Foix, den Herzog Peter Mauclerc von Bretagne und den

Grafen von la Marche und Angouleme der königlichen Autorität zu unterwerfen. Wie gemeine Waare wurde hierauf die deutsche Königskrone ausgeboten, und es meldeten sich zwei Concurrenten, nämlich Richard von Cornwallis, Bruder des Königs Heinrich III von England, und Alfons der Zehnte, König von Castilien und Leon. Der Engländer trug den Sieg davon, indem er den Erzbischof von Cölln mit 12000, den Erzbischof von Mainz mit 8000, der Herzog Ludwig von Baiern mit 18000, und den Grafen von Würtemberg mit 1000 Mark bestach. Kaum war er im Besitz der Königskrone, als ihn die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, die Deutschen zu regieren, nach England zurücktrieb, wo er 1272 starb. In der That waren die Sachen in Deutschland schwieriger geworden, als jemals. Der schwäbische Adel, von dem Pabste dazu aufgemuntert, bemächtigte sich alles dessen, was das Haus Hohenstaufen theils an Erbgütern, theils als Ausstattung der Königswürde besessen hatte; und so entstand jene Reichsritterschaft, die ihren Raub noch im gegenwärtigen Augenblick vertheidigt und für den Glanz des deutschen Reiches unumgänglich nothwendig zu seyn glaubt. Fünf Jahre nach dem Tode Friedrichs des Zweiten vereinigte Walpoda, das Haupt der Bürger von Mainz, die oberdeutschen Städte vom Fuße der Alpen bis zum Ausflusse des Mayn in einen Bund gemeinsamer Vertheidigung ihrer Gewerbe und Handlung gegen Judenwucher, ungebürliche Zölle und Beraubungen des Adels, und kurz zuvor hatte das Beispiel von Hamburg und Lübeck den Zusammentritt aller niederdeutschen und nordischen Städte in eine

in eine große Hanse veranlaßt. Die Schilderungen, welche die gleichzeitigen Schriftsteller von dem Betragen des Adels machen, würden allen Glauben übersteigen, wenn sie nicht durch die allgemeine Anarchie gerechtfertigt würden. „Der Ritterorden, sagt Peter de Blois, besteht jetzt darin, sich an keine Ordnung zu kehren; denn nur derjenige unter den Rittern, wird für den tapfersten gehalten, der mit gröberen Zoten um sich wirft, der unverschämter schwört, der Gott am wenigsten fürchtet. Zur Ehre des Priesterthums, zur Beschützung der Armen, zur Verfolgung der Uebelthäter und zur Befreiung des Vaterlandes bekommen die Ritter ihre Schwerdter vom Altar; allein kaum haben sie das Wehrgehäng empfangen, so lehnen sie sich gegen den Gesalbten des Herrn auf, so rauben und plündern sie die Armen, so quälen sie ihre ohnehin geplagten Leute auf eine erbärmliche Art, um durch fremde Schmerzen ihre unerlaubten Lüste stillen zu können." Dasselbe sagt die Chronik von Ursperg, welche die Baronen und Ritter in Deutschland Räuber nennt.

Während die Päbste sich des Königreichs Sicilien diesseits und jenseits des Farus bemächtigten und durch die Versetzung der französischen Dynastie auf den sicilianischen Thron mit den französischen Königen in alle die Verwickelungen geriethen, worin sie mit den deutschen Königen aus dem Hause Hohenstaufen gestanden hatten, wählten die deutschen Fürsten, Alfons den Zehnten aufgebend, den Grafen Rudolph von Habsburg zu

ihrem Könige. Da ihr König kein Ausländer seyn konnte, von welchem sich große Summen ziehen ließen, so wollten sie wenigstens einen Mann, der ihnen in ihren Vorrechten nicht schaden möchte. Je mehr ihr Interesse von dem des deutschen Reichs geschieden und dies letztere dem ersteren untergeordnet war, desto weniger vermogte die königliche Autorität emporzukommen; aber gerade hierin bestand auch der Widerspruch, worin sie bei neuen Königswahlen mit sich selbst lagen; ein Widerspruch der gar nicht aufzuheben war. „Geistliche sowohl als weltliche Fürsten — so schrieb der Bischof Bruno von Olmütz an den Pabst Gregor den Zehnten, über die Wahl Rudolphs — verlangen einen gütigen und weisen Kaiser, aber von einem mächtigen Kaiser wollen sie nichts wissen, da doch Erkennen und Wollen ohne das Vollbringen wenig nütz ist und nichts ersprießlicher zu seyn scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch manchmal ein wenig ausartet." Es fehlte also selbst im dreizehnten Jahrhunderte nicht an Männern, welche das Interesse des Reichs erkannten; aber die Dinge waren einmal dahin gediehen, daß man sich in einem Kreise von politischem Unsinn drehen mußte, ohne rückwärts oder vorwärts kommen zu können.

Wir machen hier eine Pause, weil mit der Gelangung des Hauses Habsburg eine neue Aera für Deutschland beginnt. Zwar schwankte die deutsche Königskrone, noch beinahe anderthalb Jahrhunderte zwischen verschiedenen Häusern; allein sie fixirte sich doch allmählig auf dem Hause Oesterreich und blieb demselben in einer ununterbrochenen Reihenfolge von deutschen Kaisern drei

Jahrhunderte hindurch. Die Ursachen dieser Erscheinung sind bei weitem nicht so im Klaren, als sie es zu seyn verdienen, und diese Ursachen auseinander zu setzen, wird der Gegenstand des nächsten Abschnittes seyn.

(Fortsetzung folgt).

Napoleons Reise von Fontainebleau nach Frejus *).

Der letzte Tractat Napoleons mit den Verbündeten war abgeschlossen, seine Abdikations-Urkunde eingereicht, der Weg, welchen er nehmen sollte, um nach Elba zu gelangen, verabredet, und der 17te April als der Tag seiner Abreise festgesetzt, als sich gegen diese Zeit die Commissarien der Verbündeten, die ihn theils bis nach St. Tropez, theils bis nach Elba begleiten sollten, in Fontainebleau einfanden. Es waren der Oberst Campbell englischer, der General Koller österreichischer, der General Schuwalow russischer, der General-Major Graf Truchses preussischer Seits, und im Gefolge des Gen. Koller befand sich der Major Graf Klamm als Adjutant. Alle diese Personen bezogen auf die Einladung des Obermar-

*) Wir haben diese Nachrichten von Napoleons Reise nach Frejus aus einem nicht für das große Publikum bestimmten Berichte geschöpft, den einer von den Commissarien der Verbündeten aufgesetzt hat. Dem Leser können wir die Versicherung geben, daß er darin manches finden wird, was ihm bisher unbekannt geblieben ist; was ihn aber noch mehr anziehen muß, ist die Characteristik des ehemaligen Kaisers der Franzosen, so wie solche nicht aus dem Urtheil des Berichterstatters, sondern aus seinen eigenen Handlungen hervorgeht. Ueberhaupt aber wird man in diesem Aufsatze einen nicht unintereſſanten Kommentar zu der alten Bemerkung finden, daß das menschliche Herz ein trotziges und ein verzagtes Ding sey.

Anmerk. des Herausgebers.

schalls Grafen Bertrand, das Schloß von Fontainebleau, und warteten auf den Augenblick, wo sie dem Kaiser vorgestellt werden würden.

Dieser Augenblick trat den 17ten unmittelbar nach der Messe ein. General Bertrand verrichtete das Geschäft der Präsentation. Der Empfang, welchen der Kaiser seinen Begleitern machte, war ziemlich kalt, und seine Verlegenheit nur allzu sichtbar. Am unangenehmsten war ihm die Erscheinung eines preussischen Commissarius, auf welche er gar nicht vorbereitet schien. Mit der Miene der Befremdung fragte er: ob denn auch preussische Truppen auf dem Wege nach St. Tropez wären? und als dies verneint wurde, sagte er, das Wort an den Grafen Truchseß richtend, geradezu: „aber in diesem Falle könnten Sie sich ja die Mühe ersparen, mich zu begleiten.“ Mit ungemeiner Geistesgegenwart erwiederte der Graf: dies sey keine Mühe, wohl aber eine Ehre; doch bekehrte er dadurch den Kaiser nicht, der auf seiner Meinung beharrte. Dem Grafen blieb jetzt nichts anderes übrig, als zu erklären, daß er auf diese Ehre um so weniger Verzicht leisten könnte, da der König, sein Herr, ihn dazu bestimmt habe; und auf diese Erklärung ließ Napoleon sich zwar die Begleitung des Grafen gefallen, entließ ihn aber mit einer so verdrüßlichen Miene, daß man es ihm wohl ansah, wie sehr es ihn schmerzte, von dem Commissarius eines Königs begleitet zu werden, den er, früheren Entwürfen nach, auf der Liste der Souveräne hätte streichen mögen. Bei weitem freundlicher war er gegen den Obersten Campbell. Theilnehmend erkundigte er sich nach seinen Wunden,

nach den Gefechten, in welchen er seine Orden erhalten, nach den spanischen Miquelets, nach dem Feldmarschall Wellington, mit dessen Eigenthümlichkeiten er bekannt zu werden wünschte; und als er erfuhr, daß der Oberst Campbell ein Schotte sey, sprach er von Ossians Gedichten, die er von Seiten des kriegerischen Geistes, der darin wehe, mit Lobsprüchen überschüttete. So endigte sich diese seltsame Audienz.

Obgleich der 17te zur Abreise bestimmt war: so fand der Kaiser doch nicht für gut, an diesem Tage abzugehen. Dem ersten Plane nach, sollte er über Grenoble u. s. w. nach St. Tropez reisen; diesen Plan aber änderte er dahin ab, daß er den Weg über Briare, Raone, Lyon, Valence und Avignon vorzog. Durch den Gen. Bertrand ließ er dies den Commissarien schriftlich bekannt machen, und der veränderte Plan war dadurch motivirt, daß, in Gemäßheit des Traktats, es dem Kaiser frei stehe, sich von seinen Garden begleiten zu lassen, daß diese sich auf der von ihm bezeichneten Straße befänden, daß diese Straße reichlicher mit Pferden versehen sey, indem sie von dem Kriege unberührt geblieben wäre, daß endlich die von Orleans angekommene Equipage des Kaisers bereits diesen Weg eingeschlagen habe, und ihn zu Briare erwarte. Den Commissarien blieb unter diesen Umständen nichts anders übrig, als Verhaltungsbefehle von Paris einzuholen; und da der Herzog von Vicenza, nachdem er bereits von dem Kaiser Abschied genommen, dahin zurück fuhr: so gaben sie ihm ihre Depeschen mit, worin sie zugleich, auf das ausdrückliche Verlangen des Kaisers, auf einen Befehl

der französischen Regierung an den Commandanten von Elba, die Aufnahme des Kaisers betreffend, antrugen. Denn er hatte erklärt, daß er sich ohne einen solchen Befehl nicht der Gefahr aussetzen werde, keine Aufnahme in Elba zu finden.

Jene Erlaubniß der Verbündeten, des Kaisers Wunsch in Ansehung der Reise zu willfahren, und dieser ausdrückliche Befehl der französischen Regierung an den Commandanten von Elba, diese Insel zu räumen und dem Kaiser Napoleon abzutreten, langten in der Nacht vom 18 bis 19ten an. Der letztere befriedigte indeß die Erwartungen Napoleons nicht. Er befürchtete nämlich, „daß man die Insel von allem Geschütz entblößen und ihn folglich außer Stand setzen werde, sich zu vertheidigen.“ Unstreitig war dies nur ein neuer Vorwand, um Zeit zu gewinnen; wenigstens mußte in dieser Angelegenheit noch einmal nach Paris geschrieben werden. In Napoleon selbst aber war keine Unruhe. Als General Koller ihm versprochen hatte, daß in Ansehung des Geschützes alle seine Wünsche erfüllt werden sollten, bestimmte er ganz kalt den 20sten zur Abreise. Unterdeß waren seit mehreren Nächten gegen hundert mit Geld und Hausgeräth und Bronze und Gemälden und Statuen und Büchern beladene Wagen auf den Weg nach der Küste. Ihm schien es nur darum zu thun zu seyn, daß diese ihre Bestimmung erreichen möchten. In der Zwischenzeit aber fehlte es selbst zu Fontainebleau nicht an allerlei merkwürdigen Auftritten.

Am 19ten ließ der Kaiser den Herzog von Bassano zu sich kommen und redete ihn mit folgenden Worten

an: „Man macht Ihnen den Vorwurf, daß Sie mich immer verhindert haben, Frieden zu machen; was sagen Sie dazu?" Es schien, als suchte er Händel. Als aber der Herzog von Bassano erwiedert hatte: „Ew. Majestät wissen nur allzu gut, daß Sie mich nie um Rath gefragt haben, und immer nur Ihrer eigenen Einsicht und Weisheit gefolgt sind," legte er sich sogleich zum Ziel, indem er erwiederte: „Nun ja, das weiß ich wohl; ich sagte dies auch blos, um Sie aufmerksam zu machen auf die Meinung, die das Publikum von Ihnen hat." Hiermit hatte die Unterredung ein Ende. Bemerkenswerth in diesem Zusammenhange ist, daß die Generale Bertrand, Drouot, Ornano, Petit, Dejean, Korsakowsky, die Obersten Montesquiou, Buissy und de la Playe, der Kammerherr Turenne und der Minister Bassano von den bedeutenden Personen, die ihn zu Anfang des Monats April umgeben hatten, allein zurückgeblieben waren. Diese hielten bis zu seiner Abfarth bei ihm aus; die Generale Bertrand und Drouot aber waren die Einzigen, welche bei ihm blieben. Sein Leibmameluk Rustan und sein erster Kammerdiener Canaton hatten sich aus dem Staube gemacht, nachdem es ihnen gelungen war, dem Kaiser eine nahmhafte Summe abzulocken.

Den 20sten Vormittags um 10 Uhr waren alle Wagen im Schloßhofe von Fontainebleau zur Abfarth bereit, als der Kaiser den General Koller zu sprechen verlangte und ihn folgendermaßen anredete: „Ich habe nachgedacht über das, was ich noch zu thun habe, und ich bin fest entschlossen, nicht abzureisen. Die Verbündeten bleiben den Verbindlichkeiten, die sie gegen mich

übernommen haben, nicht treu; ich kann also auch meine Entsagung zurücknehmen, welche immer nur bedingt war. Mehr als tausend Adressen, worin man mich auffordert, die Zügel der Regierung wieder aufzunehmen, sind mir in der letzten Nacht zu Händen gekommen. Nur um Frankreich die Greuel eines Bürgerkrieges zu ersparen, habe ich meinen Rechten auf die französische Krone entsagt; denn nie habe ich etwas anderes bezweckt, als Frankreichs Ruhm und Glück. Jetzt, wo ich das Mißvergnügen, welches die von der neuen Regierung genommenen Maaßregeln einflößen, nach seinem ganzen Umfange kenne, jetzt, wo ich sehe, wie man die mir gethanen Versprechen erfüllt — jetzt kann ich meinen Garden die Bewegungsgründe erklären, die mich zur Zurücknahme meiner Abdikation bestimmt haben, und es wird sich zeigen, ob man im Stande ist, mir die Herzen meiner alten Soldaten zu entreissen. Zwar beläuft sich die Zahl der Truppen, auf welche ich rechnen kann, nur auf 30000 Mann; allein es wird mir sehr leicht werden, sie, in wenigen Tagen, auf 150,000 zu vermehren, und ohne meine Ehre im mindesten zu verletzen, könnte ich meinen Garden sagen, daß ich zwar auf meine Rechte Verzicht gethan, um die Ruhe und das Glück des Vaterlandes zu fördern, aber jetzt den Beruf fühlte, den Wünschen der Nation zu folgen."

General Koller nahm eine kleine Pause, welche der Kaiser machte, wahr, um ihm zu sagen: daß seine großmüthige Entsagung die schönste seiner Handlungen sey, daß er dadurch einen Beweis von Vaterlandsliebe gegeben habe, wie selten ein Monarch, daß er allem, was er

jemals Großes und Edles gethan, die Krone abreißen werde, wenn er wieder zurückträte; übrigens wisse er durchaus nicht, worin die Verbündeten gegen ihn gefehlt hätten. Der Kaiser schwieg einen Augenblick, und sagte darauf: er meine die Entführung der Kaiserin, welche, den Tractaten zufolge, die Reise nach St. Tropez mit ihm hätte machen sollen. General Koller erwiederte: die Kaiserin sey keinesweges entführt worden, sondern aus freiem Entschluß nach Rambouillet gegangen. Nun gut, schloß der Kaiser, ich will diesmal meinen Verbindlichkeiten treu bleiben; aber sobald man mir neue Ursache giebt, mich zu beklagen, werde ich mich von allen meinen Zusicherungen entbunden glauben.

Es war unterdeß 11 Uhr geworden, und des Kaisers Adjutant Herr von Buissy trat herein, um dem Kaiser im Namen des Obermarschalls zu sagen, daß alles zur Abfarth bereit sey. Sogleich fuhr der Kaiser auf. „Kennt mich denn, sagte er, der Obermarschall noch immer nicht? Seit wann muß ich mich nach seiner Uhr richten? Ich werde abreisen, wenn ich dazu Lust haben werde. Vielleicht ganz und gar nicht nicht," setzte er hinzu. So abgefertigt, verließ Buissy das Zimmer. Der Kaiser fuhr fort von dem Unrecht zu reden, das ihm wiederfahren. Seinen Schwiegervater beschuldigte er, daß er ohne Religion sey; denn sagte er, thut er nicht alles, was in seinen Kräften steht, die Ehe seiner Tochter zu trennen, statt daß er Alles aufbieten sollte, um zwischen seinen Kindern ein gutes Einverständniß zu erhalten? In Hinsicht des russischen Kai-

sers beschwerte er sich über Mangel an Zartgefühl; denn dessen Schuld sey es, daß die Regentschaft nicht der Kaiserin geblieben wäre, und noch jetzt besuche er sie in Rambouillet, um ihres Unglücks zu spotten, und selbst den König von Preussen ziehe er dahin. Als General Koller bemerkte, daß beide Monachen, anstatt die ihnen von dem Kaiser untergelegte Absicht zu haben, nur den allgemeinsten Vorschriften der Höflichkeit gefolgt wären, ließ er diesen Entschuldigungsgrund zwar in Beziehung auf den Kaiser von Rußland gelten, keinesweges aber für den König von Preussen, gegen welchen seine Erbitterung in allen nur möglichen Gestalten und mit einer Art von Wahnsinn zum Vorschein trat. Um für sich selbst Recht zu behalten, bemühete er sich hierauf, dem General Koller zu beweisen, daß Oesterreich sich durch sein gegenwärtiges Betragen in eine weit gefährlichere Lage gebracht habe, als die sey, worin sich Frankreich gegenwärtig befinde. Nur Frankreich, meinte er, habe Rußland bisher in Zaum gehalten; dies werde sich in der Zukunft zeigen. Der Friedensentwurf, den man zu Frankfurth am Mayn gemacht, sey wahrhaft vortheilhaft für Oesterreich gewesen, welches, unnatürlich vergrößert, wie jetzt, seinen natürlichen Feinden allzu viel Blößen gäbe. Unter diesen verstand er Rußland und Preussen, deren Cabinette, wie er sagte, wegen ihrer Wortbrüchigkeit berühmt wären, während man mit Sicherheit auf das hätte rechnen können, was Er (Napoleon) einmal versprochen. Er fügte auf eine höchst auffallende Weise noch hinzu, daß er in dem russischen Feldzuge keinen anderen Frieden beabsichtigt habe, als

welchen die Verbündeten in Frankfurth vorgeschlagen hätten; und als General Koller bemerkte, daß er jetzt nur darüber erstaunen könne, warum er (der Kaiser) bei solchen Entwürfen den Frieden nicht in Prag unterzeichnet habe, erwiederte er: „Was wollen Sie? Ich habe Unrecht daran gethan; aber ich hatte damals ganz andere Pläne, weil ich noch sehr viel Hülfmittel hatte."

Plötzlich von dieser Materie abspringend, nachdem er sich in seinen eignen Worten gefangen hatte, legte er dem General Koller die Frage vor: Was er anfangen sollte, wenn er in Elba nicht aufgenommen würde? Der General antwortete: es sey zwar keineswegs anzunehmen, daß man ihn zurückweisen werde; wenn dies aber gegen alle Erwartung geschehen sollte, so stände ihm ja der Weg nach England offen. „Das habe ich, sagte er, auch gedacht; aber da ich den Engländern sehr viel Herzleid anthun wollte, so werden sie immer empfindlich gegen mich bleiben." Hierauf entgegnete Gen. Koller, mit dieser Empfindlichkeit werde es so viel nicht auf sich haben, da, welches auch seine Pläne gewesen seyn möchten, die Ausführung gefehlt habe. Uebrigens machte er den Kaiser darauf aufmerksam, daß er die ihm zugestanden Vortheile aufs Spiel setze, wenn er sich noch länger weigerte, seine Abreise anzutreten, und der Kaiser entließ ihn unmittelbar darauf mit den Worten: „Sie wissen, daß ich nie mein Wort gebrochen habe; und so werde ich es auch jetzt nicht thun, es sey denn, daß man mich durch eine schlechte Behandlung dazu zwingt."

Unter mehreren anderen auffallenden Aeußerungen

des Kaisers in dieser Unterredung mit dem General Koller, verdient auch die bemerkt zu werden, welche er über seinen festen Entschluß, sein Unglück zu überleben vorbrachte. „Ich sehe, sagte er, nichts Großes darin, seinem Leben ein Ende zu machen, wie Einer, der sein Vermögen im Spiel verloren hat. Ich betrachte es als unendlich muthvoller, ein unverdientes Unglück zu überleben. In allen Gefechten habe ich bewiesen, daß ich den Tod nicht fürchte, und noch vor kurzem in der Schlacht bei Arcis für Aube, wo man mir vier Pferde unter dem Leibe todt geschossen hat." Dies war zwar nur eine Uebertreibung, indem in dieser Schlacht ein einziges von seinen Pferden leicht verwundet wurde; aber er fügte deswegen nicht minder hinzu: „Er habe sich nichts vorzuwerfen. Usurpator sey er nicht gewesen, weil er die Krone nach dem einmüthigen Wunsch der ganzen französischen Nation angenommen habe, während Ludwig der Achtzehnte sie aus den Händen eines verworfenen Senats annehme, von welchem mehr als 10 Glieder für den Tod Ludwigs des Sechzehnten gestimmt hätten. Nie sey er die Ursache von Jemandes Verderben geworden. Was den Krieg betreffe, so stehe dies auf einem anderen Blatte; übrigens habe er sich dazu entschließen müssen, weil Frankreich sich habe vergrößern wollen." Alle diese Aeußerungen nahm er in der Folge zurück, und allen seinen Interlokutoren mußte klar werden, daß er nur allzu geneigt war, das für wahr zu halten, was ihm im Laufe des Gesprächs zuerst in den Mund kam.

Daß es dem Kaiser mit seinen Zögerungen kein

Ernst war, zeigte sich, sobald General Koller ihn verlassen hatte. Denn, unmittelbar darauf, ließ er den Obersten Campbell zu sich rufen, mit welchem er ein Langes und Breites über seinen Vorsatz, Schutz in England zu suchen, sprach, weniger weil dies in seinen Absichten lag, als um die Gunst des Obersten zu gewinnen. Dem österreichischen und dem englischen Commissär gegenüber, kostete ihn die Verstellung nichts; desto mehr dem russischen und dem preussischen Commissär gegenüber. Er ließ beide zugleich vor sich kommen, sprach von sehr gleichgültigen Dingen zu ihnen, und entließ sie bald darauf. Es war unterdeß Mittag geworden, und die Stunde der Abreise hatte für ihn geschlagen.

Mit dem Schlage 12 Uhr erschien er in dem Schloßhofe, wo die Grenadiere seiner Garde aufgestellt waren. Er ließ die Offiziere und Sergeanten zusammentreten, und hielt ihnen jene Abschiedsrede, die auch dem Publikum bekannt geworden ist *). Die Würde

*) Diese Rede lautete von Wort zu Wort also:

„Generale, Offiziere, Soldaten meiner alten Garde! ich sage euch mein Lebewohl. Ich bin mit Euch zufrieden. Seit zwanzig Jahren habe ich Euch immer auf dem Pfade des Ruhms gefunden."

„Die verbündeten Mächte haben ganz Europa gegen mich bewaffnet; ein Theil der Armee ist zum Verräther an seinen Pflichten geworden, und Frankreich selbst hat sein Geschick verändern wollen."

„Mit Euch und mit den Braven, die mir treu geblieben sind, hätte ich den Bürgerkrieg drei Jahre lang unterhalten können; allein Frankreich würde darüber unglücklich geworden

und Wärme, womit er sprach, waren unübertrefflich. Auch machte er dadurch auf alle Umstehenden den stärksten Eindruck. Als er nun geendigt hatte, umarmte er den General Petit, küßte darauf den Adler des Regiments, sagte noch einmal mit gebrochner Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder, meine Seegenswünsche werden euch überall begleiten," reichte den umstehenden Offizieren die Hand zum Kuß, und stieg alsdann mit seinem Obermarschall in den Wagen. Ein lautes Lebewohl begleitete ihn. Voran fuhr General Drouot in einem viersitzigen geschlossenen Wagen: dann kam der Wagen des Kaisers. Diesem folgten die vier Commissarien der Verbündeten in Kaleschen, zuerst Gen. Koller, dann Gen. Schuwalof, dann der Oberst Campbell, zuletzt Graf Truchseß. Den Zug beschlossen acht Wagen des Kaisers, die sein Gefolge führten.

Das nächste Ziel der Reise war Briare. In allen

---

seyn, was dem Zweck entgegen war, den ich mir vorgesetzt hatte."

„Seid dem neuen Könige treu, den Frankreich sich gewählt hat; verlasset nicht das theure Vaterland, das nur allzu lange unglücklich gewesen ist."

„Bedauert mein Schicksal nicht; ich werde immer glücklich seyn, wenn ich erfahren werde, daß ihr es seyd."

„Ich hätte sterben können; nichts würde leichter gewesen seyn. Aber ich werde immer dem Pfad der Ehre folgen."

„Ich werde niederschreiben, was wir gethan haben."

„Ich kann Euch nicht alle umarmen; aber ich umarme Euren General. Man bringe mir den Adler! (Er umarmte ihn und sagte:) Theurer Adler, mögen diese Küsse in dem Herzen aller Tapfern wieder klingen. Lebt wohl, meine Kinder!!"

Städten und Ortschaften, durch welche man bis dahin kam, äußerte sich ein lautes Interesse für den Kaiser. Nur allzu viel Worte des Unwillens hatten die Commissarien über den Zweck ihrer Reise und ihre Gegenwart zu vernehmen; und nicht selten brach man sogar in Schimpfworte gegen sie aus. Dies alles schien dem Kaiser kein geringes Vergnügen zu machen. In ziemlich guter Laune kam er zu Briare an, wo er, umgeben von einem Theile seiner Garden, der vor ihm dahin aufgebrochen war, die Nacht zubrachte. Fünf von seinen Wagen fuhren von hier gleich weiter, weil der Mangel an Pferden es nothwendig machte, in zwei Abtheilungen zu reisen. Der Kaiser selbst verweilte zu Briare länger, als vielleicht nöthig war; er blieb nähmlich bis gegen Mittag.

Zum Frühstück ließ den Obersten Campbell zu sich laden, sprach wiederum sehr viel von dem spanischen Kriege, lobte die englische Nation, überschüttete den Lord Wellington mit Lobsprüchen, und brach dann ganz plötzlich ab, um sich mit seinem Ordonanz-Offizier de la Playe über den letzten Krieg zu unterhalten. Die Aufschlüsse, die er ihm gab, waren zum Theil besonderer Art. „Ohne das Vieh von General, sagte er unter andern, das mich glauben machte, es sey Schwarzenberg, der mich zu St. Dizier verfolgte, während es nur Winzingerode war, und ohne die andern Bestie, die mich bewog auf Troyes zu marschieren, wo ich 40,000 Oesterreicher zu schmausen hoffte und keine Katze fand, würde ich nach Paris marschirt und vor den Verbündeten daselbst angekommen seyn; und dann befände

ich mich nicht, wo ich jetzt bin. Aber ich bin immer schlecht umgeben gewesen. Speichelleckerische Präfekten versicherten mich, daß der Landsturm im besten Gange wäre, bis der Verräther Marmont dem Faß den Boden ausstieß. Indeß giebt es auch noch andere Marschälle, die um kein Haar besser gesinnt waren, unter andern der Süchet, den ich mit sammt seiner Frau immer als Intriganten gekannt habe." Er schimpfte dann recht derb auf den Senat, und tadelte die provisorische Regierung hauptsächlich darüber, daß sie die ihm abgenommene Kriegskasse nicht zur Bezahlung des rückständigen Soldes verwendet, sondern als Kron-Eigenthum in Beschlag genommen habe.

Anderen Inhalts war die Unterredung, die er an diesem Vormittage mit dem General Koller hatte. Zuerst hielt er seiner eigenen Beredsamkeit eine Lobrede. „Nicht wahr," sagte er, „meine Rede an die alte Garde hat Ihnen gefallen? Die Wirkung, die sie hervorbrachte, haben Sie beobachtet. Ja, so muß man zu dem Soldaten reden, und mit ihm verfahren; und wenn Ludwig der Achtzehnte es nicht eben so macht, so wird er wenig mit dem Soldaten ausrichten." Hierauf rühmte er von dem Kaiser Alexander, daß er ihm ein Besitzthum in Rußland angetragen habe. „So etwas," fügte er hinzu, „hätte ich von meinem Schwiegervater erwarten sollen; dem ist aber dergleichen nicht eingefallen. Gelegenheitlich sprach er auch von dem Könige von Preußen; und in nichts so sehr sich gleich, als in seiner Erbitterung gegen diesen Monarchen, sagte er, er werde es ihm nie vergessen, daß er das erste Beispiel des Abfalls von ihm

gegeben habe. „Nur möcht' ich wissen," fügte er hinzu, „wie man es angefangen hat, den Geist der preußischen Nation in einem so hohen Grade zu wecken; denn das muß ich gestehen, daß ich davon nicht wenig überrascht worden bin." Er schien gar nicht zu ahnen, wie viel er selbst durch den unermeßlichen Druck, den er, besonders im Jahre 1812, auf Preußen ausgeübt hatte, zur Weckung dieses Geistes beigetragen. Das Schlußkapitel in dieser Unterredung machten wiederum die Gefahren, welchen Oesterreich ausgesetzt wäre, wenn Rußland und Preußen, wie bisher, vereinigt blieben.

Nicht weit von Briare war man den kaiserlichen Equipagen nebst mehreren schwerbeladenen Packwagen begegnet, welche, dem Befehl des Kaisers gemäß, über Auxerre, Lyon und Grenoble nach Savona gehen sollten, um sich von dort nach Elba einzuschiffen. Was er mit den Equipagen beabsichtigte, läßt sich nicht errathen, da er davon auf Elba in keiner Hinsicht Gebrauch machen konnte, es sey denn um sie zur Schau aufzustellen; denn die Wege auf dieser Insel sind von keiner solchen Beschaffenheit, daß sie mit europäischen Wagen befahren werden könnten.

Am 21sten gegen Mittag verließ man Briare, und an diesem Tage ging die Reise bis Nevers. Unterweges war der Empfang wie am vorigen Tage, und in Nevers selbst schimpfte man noch wacker auf die Commissarien. Am folgenden Morgen wurde die Reise fortgesetzt. In eben diesem Augenblick kam Graf Klam von Paris mit dem Befehl der provisorischen Regierung an den Gouverneur von Elba, dem Kaiser alle dort befindliche Ar-

tillerie und Munition abzutreten. Von jetzt an blieb Graf Klamm bei dem General Koller, und setzte die Reise mit den Uebrigen fort. Da die Detaschements der Garden nur bis Nevers ausgestellt waren: so begleitete das letzte den Kaiser nur bis nach Ville neuve sur Allier. Von hier aus fand Napoleon in den verschiedenen Ortschaften erst Kosaken, dann österreichische Truppen. Er verbat sich aber die Begleitung derselben, um den Anschein eines Staatsgefangenen zu vermeiden. „Sie sehen," sagte er zu den Commissarien der Verbündeten, „daß ich ihrer ganz und gar nicht bedarf." Man erfüllte seinen Wunsch, und er übernachtete in Peronne, von wo er den 23sten Morgens wieder abfuhr. Das Vive l'Empereur hatte von da, wo die französischen Truppen aufhörten, merklich nachgelassen, und in Moulins sah man die ersten weißen Kokarden, indem man zugleich von einem Vivent les Alliés begrüßt wurde.

So kam man nach Lyon. Von hier ging Oberst Campbell voraus, um von Toulon oder Marseille eine englische Fregatte zu holen, die den Kaiser, nach dessen Wunsche, bis zur Insel Elba convoyiren sollte. Da man ziemlich spät des Abends in Lyon angekommen war, so ließ sich über die Stimmung der Einwohner dieser Stadt nicht urtheilen. Nur einige kleine Haufen, die sich noch auf der Straße befanden, riefen: es lebe der Kaiser. Ziemlich früh wurde die Reise fortgesetzt, die nach Valence führte.

Gegen Mittag (den 24sten) begegneten sich diesseits Valence der Kaiser und der Marschall Augereau. Beide stiegen aus ihren Wagen, und jener begrüßte diesen mit einer

einer Umarmung, die eine sehr kalte Erwiederung fand. „Nicht wahr," sagte der Kaiser, „Du bist auf dem Wege nach Hofe?" „Ich bin," erwiederte Augereau, „nur auf dem Wege nach Lyon." Beide gingen hierauf wol eine Viertelstunde auf dem Wege von Valence fort. Was sie mit einander verkehrten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; doch wollte hinterher verlauten, der Kaiser habe dem Marschall Vorwürfe wegen seiner letzten Proklamation gemacht. „Deine letzte Proklamation," soll er gesagt haben, „ist herzlich dumm. Wozu das Schimpfen auf mich? Du brauchtest ja ganz einfach zu sagen: der Wunsch der Nation hat sich zum Vortheil eines neuen Souverains erklärt, und die Pflicht der Armee ist, sich diesem Wunsche zu fügen; es lebe Ludwig der Achtzehnte!" Von Augereau sagte man, er habe dem Kaiser Vorwürfe über seinen unersättlichen Ehrgeiz und seinen nicht zu stillenden Eroberungsdurst gemacht. Wie dem auch seyn möge: beide schieden so kalt auseinander, wie sie sich zusammengefunden hatten. Der Kaiser stieg in seinen Wagen, wie Augereau in den seinigen. Beim Vorbeifahren vor den Commissarien, grüßte der Marschall auf das Verbindlichste. Vielleicht spielten beide eine Scene. Eine Stunde später sagte der Kaiser zu dem General Koller: „Ich habe von der schändlichen Proklamation gehört, die Augereau bekannt gemacht hat. Hätte ich früher darum gewußt, so würde ich ihm tüchtig den Kopf gewaschen haben."

Valence war mit französischem Militair vom Augereauschen Armee-Corps angefüllt. Es trug weiße Cocarden; aber die Proklamation des Marschalls schien keinen

Eindruck auf dasselbe gemacht zu haben. Es empfing den Kaiser mit einer Art von Freudentaumel. Von allen Seiten erschallte das Vive l'Empereur, und unverkennbar war der Widerwille, den man darüber empfand, die Commissarien der Verbündeten in seinem Gefolge zu sehen.

Dies war indeß Napoleons letzter Triumph. Als man am 25sten Morgens um 2 Uhr in Orange ankam, erschallte ein sehr vernehmliches: Es lebe der König! und so wie man immer tiefer in die Provence eindrang, zeigte sich eine dem Kaiser immer ungünstigere Stimmung. Nicht weit von Avignon, wo die Pferde gewechselt werden mußten, hatte sich ein Haufen Volks versammelt, der ein tumultuarisches Geschrei erhob, welches voll Verunglimpfungen für den Kaiser war; man nannte ihn abwechselnd Nicolas, Tyrann, Schurke u. s. w., und ließ es dabei nicht an einem Freudengeschrei fehlen, das sich auf den König und die Verbündeten bezog. Die Commissarien der Verbündeten thaten, was in ihren Kräften stand, um den Aufruhr zu stillen; aber der Pöbel, indem er rief: es leben die Verbündeten, unsere Befreier! es lebe der hochherzige Kaiser von Rußland, und der gute König Friedrich Wilhelm! glaubte durch ein solches Geschrei das Recht zu allen Aeußerungen seines Unwillens, und selbst zu Gewaltthaten gegen einen Mann gewonnen zu haben, von welchem er behauptete, daß er Frankreich auf eine namenlose Weise unglücklich gemacht hätte. Der Kaiser saß, während dieser Scene, in seinem Wagen, blaß, entstellt, in unverkennbarer Angst. Da der Pöbel ihm nicht beikommen konnte: so wollte er

wenigstens seinem auf dem Bock sitzenden Jäger zwingen, Vive le Roi! zu rufen; und einer aus seiner Mitte zog sogar den Säbel, um nach dem Jäger zu hauen. Hieran wurde er noch glücklicherweise verhindert; und da die Umspannung unterdeß geschehen war: so rollte der Wagen davon. Er fuhr so rasch, daß die Commissarien der Verbündeten ihn erst eine Viertelstunde hinter Avignon einholten. Man war indeß in ein Land gekommen, wo die Feinde des Kaisers so häufig waren, daß man sich nicht vor ihnen retten konnte. Auf allen Straßen, auf allen Poststationen dasselbe Geschrei, dieselbe Wuth, derselbe Durst nach Rache. In Orgon hatte man in der Nähe des Posthauses einen Galgen errichtet, in welchem ein mit Blut bespritzter Strohmann hing, der französische Uniform trug, und vor dessen Brust ein Blatt mit der Inschrift: Dies ist spät oder früh das Schicksal des Tyrannen! befestigt war. Der Pöbel, um seine Wuth auslassen zu können, hob sich gegenseitig in die Höhe, um in den Wagen hinein zu schauen und zu schimpfen, während sich der Kaiser, um nicht gesehen zu werden, in die Ecke drückte, kein Wort sprach, und wie man leicht denken kann, Empfindungen verarbeitete, die ihm bisher ganz fremd geblieben waren.

Seine Stimmung war von Stund' an verändert, und der letzte Rest von Heiterkeit gänzlich verschwunden. Für sein Leben besorgt, dachte er nur auf Mittel, dasselbe zu retten. Zu diesem Endzweck kleidete er sich in seinem Wagen um, zog einen blauen Ueberrock an, setzte einen runden Hut auf und befestigte an demselben sogar eine weiße Cocarde. So starken Eindruck hatten die

letzten Auftritte auf ihn gemacht, daß er nicht länger in dem verschlossenen Wagen aushalten konnte, und, weil kein anderes Mittel übrig blieb, ein Postpferd bestieg, um vor seinem eigenen Wagen als Courier zu reiten. Den Commissarien der Verbündeten war diese Umkleidung entgangen, weil sie in einiger Entfernung hinter seinem Wagen fuhren. Sie waren daher nicht wenig für ihn besorgt, als zu St. Canut, wo wieder umgespannt werden mußte, sich die bisherigen Auftritte mit verstärkter Wuth erneuerten. Diesmal wollte der Pöbel durchaus den verschlossenen Wagen öffnen; und wenn ihm dies gelungen wäre, so läßt sich kaum daran zweifeln, daß der Obermarschall Bertrand, statt des Kaisers, das Opfer der Volkswuth geworden wäre. Die Commissarien der Verbündeten hatten die größte Mühe, die aufgebrachte Menge zu besänftigen; denn selbst Weiber mischten sich in das Spiel und baten so dringend, daß man ihnen kaum widerstehen konnte. „Um Gottes Willen," sagten sie, „erzeigen Sie uns die einzige Gefälligkeit, den Schändlichen auszuliefern; er hat es ja so sehr verdient — verdient um Sie, um uns, um die ganze Welt; nichts ist gerechter, als unsere Bitte!" Indeß gelang es den Commissarien noch einmal, alles zu beschwichtigen, und der Obermarschall kam mit einigen Steinwürfen, welche das Volk gegen den Wagen machte, glücklich davon.

Eine halbe Stunde hinter St. Canut erreichten die Commissarien der Verbündeten den Wagen des Kaisers, und jetzt erst erfuhren sie, wie er sich verkleidet hätte, um der Volksrache zu entgehen. Er selbst war in einer schlechten, an der Landstraße gelegenen Herberge, la Ca-

lade genannt, eingekehrt. Als die Commissarien sich derselben näherten, bemerkten sie zunächst, daß die ganze Begleitung des Kaisers, von den Generalen an bis zu den Küchenjungen herab, mit weißen Cocarden geziert war. Hierauf kam ihnen der Kammerdiener des Kaisers entgegen, und bat sie, dasselbe zu thun und die Miene anzunehmen, als ob der Kaiser der englische Oberst Campbell wäre, für welchen er sich ausgegeben hatte. Beim Eintritt in den Gasthof fanden sie den großen Napoleon in einer dunklen Kammer, den Kopf auf die Hand gestützt, in seinen Gefühlen verloren, mit dem vollen Ausdruck der Ohnmacht und Verzweiflung. Graf Truchseß erkannte ihn zuerst; und als er sich ihm näherte, fuhr er auf, zeigte dem Grafen ein mit Thränen benetztes Gesicht, winkte ihm zu, daß er ihn nicht verrathen möchte, ließ ihn neben sich sitzen, und sprach, so lange die Wirthin im Zimmer war, von ganz gleichgültigen Dingen. Kaum hatte die Wirthin sich entfernt, so nahm er seine vorige Stellung wieder an. Die Commissarien wollten ihn allein lassen; aber er ließ sie um die Gefälligkeit ersuchen, daß sie bei ihm auf- und abgehen möchten, um nicht den Argwohn zu erregen, daß Er es sey. Jetzt machten die Commissarien ihn aufmerksam darauf, daß Oberst Campbell hier vor einigen Tagen durchgegangen sey, um sich nach Toulon zu begeben, und daß man dies wahrscheinlich wisse. Er entschloß sich nun, den Namen Lord Burgeß anzunehmen. Es wurde hierauf angerichtet, und die Commissarien setzten sich mit gutem Appetit zu Tische. Er aß nicht mit ihnen; sey es, weil er in seiner Angst vor einer Vergiftung besorgt

war; sey es aus anderen Gründen. Da er indeß die Uebrigen mit eben so gutem Gewissen als Appetit essen sah: so nahm er, zum Schein, von allen Gerichten auf seinen Teller, und führte zwar die Speisen zum Munde, schluckte aber nichts hinter, sondern spuckte Alles auf den Teller oder hinter seinem Stuhle aus. Eine Bouteille Wein und etwas weißes Brod, das aus seinem Wagen geholt wurde, war sein ganzes Mittagsmahl, und von dem Weine theilte er seinen Begleitern mit. Dabei war er gegen die Commissarien sehr freundlich und gesprächig. Was ihn einzig beschäftigte, war der Gedanke, daß er, auf Veranstaltung der französischen Regierung, hier aufgefangen und umgebracht werden würde. Nichts hatte in Verbindung mit dem, was ihm bisher begegnet war, diesen Gedanken so bestimmt erzeugt, wie eine Unterredung, die er vor der Ankunft der Commissarien und seiner Leute mit der Wirthin gehabt hatte. Diese hatte ihm gleich beim Eintritt in den Gasthof gefragt: „ob er Buonaparten gesehen?“ und auf seine Verneinung geschwätzig hinzugefügt: „sie sey begierig zu erfahren, ob er sich retten werde; ganz zuverlässig werde das Volk nicht eher ruhen, als bis es ihn umgebracht hätte; verdient habe der Schurke dies nur allzu sehr; wenn er aber auch der Volksrache entgehen sollte: so werde man ihn gewiß auf der Ueberfahrt nach seiner Insel ersäufen.“ Er selbst erzählte dies den Commissarien, um seine Besorgnisse zu rechtfertigen und ihnen den Plan annehmlich zu machen, den er bei sich selbst entworfen hatte, nach Lyon zurückzugehen und, von dort aus, einen anderen Weg nach der Insel Elba zu nehmen. Nichts fürchtete er mehr,

als den Pöbel von Aix, von welchem er wissen wollte, daß er sich zu Tausenden bei dem Posthause versammelt habe. Die Commissarien suchten ihn durch die Vorstellung zu beruhigen, daß die französische Regierung keine hinterlistigen Anschläge gegen ihn haben könnte, indem sie darum wissen müßten; aber der schwierige Punkt blieb immer der Pöbel von Aix, und die Frage war: was man thun müsse, um diesen zu täuschen? Die Gefahren, welchen er ausgesetzt sey, ließen sich, seiner Meinung nach, nicht verkennen, und einmal im Gange mit seiner Furcht, zweifelte er sogar daran, daß er lebendig aus diesem Hause kommen werde. Er bat daher die Commissarien, sich umzusehen, ob es nicht eine verborgene Thür gebe, durch welche er im Nothfall entschlüpfen könnte; oder ob das Fenster, dessen Laden er gleich nach seiner Ankunft hatte schließen lassen, nicht zu hoch sey, um nöthigen Falls hinausspringen zu können. Eine verborgene Thür gab es nicht; und als Graf Truchseß bemerkte, daß das Fenster mit eisernem Gitter versehen sey, gerieth er darüber in keine geringe Bestürzung. Bei dem geringsten Lärm fuhr er erschrocken auf, und veränderte die Farbe.

Nach Tische ließen ihn die Commissarien allein; indem sie aber, um allen Argwohn zu entfernen, seinen Wünschen gemäß ab- und zugingen, fanden sie ihn oft weinend. Noch immer konnte er sich nicht entschließen, seine Reise über Aix fortzusetzen. Derselbe Mann, der, an der Spitze von Armeen, wie auf Sturmwinds Flügeln durch die Welt gefahren war, und alles vor sich niedergeworfen hatte, war jetzt noch unentschlossener, als

ein Kind, und nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie er das liebe Leben erhalten wollte. Zuletzt ordnete sich alles von selbst. In dem Gasthofe nämlich versammelte sich eine immer größere Anzahl von Menschen, welche nichts so sehr heranzog, als die zahlreiche Gesellschaft in einer schlechten Herberge; ein Umstand, aus welchem sie sehr richtig schlossen, daß der Kaiser mitten unter ihr seyn müsse. Zwar suchten die Commissarien ihnen glaublich zu machen, daß Napoleon schon voran sey; allein sie waren nicht einfältig genug, dies für baare Wahrheit zu nehmen. Dabei versicherten sie, daß sie nichts Böses gegen ihn im Sinne hätten; daß sie ihn nur zu sehen wünschten, um zu erfahren, wie er sich im Unglück ausnähme; und daß sie damit zufrieden wären, ihm einmal die Wahrheit zu sagen, die er so selten gehört. Beim Hin- und Wiederreden trat zuletzt ein anständiger Mann auf, der sich erbot, dem Maire von Aix einen schriftlichen Auftrag zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung bei der Durchreise des Kaisers durch diese Stadt zu überbringen. Dieser Vorschlag war nicht zu verwerfen; und selbst Napoleon gab seine Einwilligung dazu, nachdem General Koller ihm die Sache vorgestellt hatte; nur wurde sie dahin abgeändert, daß Graf Klamm mit einer Note an den Maire von Aix gesendet wurde. Sobald nun dieser Graf mit Nachrichten von der Willfährigkeit des Maire zurückgekommen war, und auch der Adjutant des Grafen Schuwalof einberichtet hatte, daß der auf der Straße versammelte Pöbel auseinander gegangen sey, entschloß sich endlich der Kaiser, die Calade gegen Mitternacht zu verlassen. Zu noch größerer Vor-

sicht wurde indeß noch eine Verkleidung vorgenommen. Der Adjutant des Generals Schuwalof mußte nämlich des Kaisers blauen Ueberrock und runden Hut anthun, um im Nothfall, und wenn er in dieser Verkappung sollte erkannt worden seyn, statt seiner beschimpft und massacrirt zu werden; der Kaiser selbst aber zog die Uniform des General Koller mit dem Theresien-Orden an, setzte sich die Feldmütze des Grafen Truchseß auf, und nahm den Mantel des General Schuwalof um. Als dies in Ordnung gebracht war, fuhren die Wagen der Reihe nach vor. In einer verabredeten Prozession ging man hierauf durch die übrigen Zimmer der Herberge, um in den Wagen zu steigen: voran General Drouot, dann der den Kaiser vorstellende Adjutant des Generals Schuwalof, dann General Koller, dann Napoleon, dann General Schuwalof, dann General Bertrand, zuletzt der Graf Truchseß. Im Vorbeigehen schloß sich das übrige Gefolge an, und vergeblich bemühete sich die gaffende Menge, in dieser Mummerei den Tyrannen zu erkennen. Schuwalofs Adjutant setzte sich in Napoleons Wagen, und Napoleon mit dem General Koller in dessen Kalesche; einige aus Aix angelangte Gensdarmen zerstreuten die zusammengeströmte Menge, und die Reise ging glücklich von Statten. Nur wich die Furcht nicht augenblicklich von dem Kaiser; um so weniger, da man nicht aufhörte, ihn durch ein wiederholtes Vive le Roi zu kränken. So weit ging seine Aengstlichkeit, daß er den General Koller aufforderte, seinen Bedienten, der auf dem Vordersitze saß, Tabak rauchen zu lassen, damit niemand glauben möchte, der Kaiser befinde sich auf

diesem Wagen. Allen Verdacht noch mehr von sich zu entfernen, besonders an Oertern, wo angehalten werden mußte, bat er den General, doch zu singen; und da dieser nicht singen konnte, so mußte er pfeifen. Beräuchert von dem Tabaksdampf eines Bedienten, und umschwirrt von den Tönen eines neben ihm sitzenden Generals, drückte sich der ehemalige Kaiser der Franzosen in die Ecke des Wagens, und that, als ob er schliefe.

Nach und nach wurde er wieder gesprächig; wie er denn überhaupt nicht lange ohne eine lebhafte Unterhaltung seyn konnte. Unaufgefordert sprach er von den Plänen, die ihm in den letzten Zeiten durch den Kopf gegangen waren. Dahin gehörte, daß er Willens gewesen sey, den König von Neapel abzusetzen und die rechtmäßige Dynastie von Sicilien nach Neapel zurückzuführen. Dahin gehörte ferner, daß er damit umgegangen wäre, den König von Sardinien in Italien zu entschädigen und sich Sardinien abtreten zu lassen. „Aber, setzte er hinzu, ich bin von allen diesen Gedanken zurückgekommen, weil die europäische Politik mich anekelt. Ich mag nichts mehr zu thun haben mit den Händeln dieser Welt. Der Gedanke eines ruhigen, den Wissenschaften und den Künsten gewidmeten Lebens in Porto Ferrajo füllt meine ganze Seele aus. Man könnte mir den Thron von Europa anbieten, und ich würde ihn ausschlagen. Nie habe ich die Menschen geachtet, sondern sie behandelt, wie sie es verdienen. Uebrigens ist das Verfahren der Franzosen gegen mich von so ausgezeichneter Undankbarkeit, daß mir der Ehrgeiz, sie zu regieren, gänzlich vergangen ist."

In Aix hatte man sich, wie sich wohl von selbst versteht, nicht aufgehalten. In St. Maximin wurde gefrühstückt. Der Kaiser sonderte sich diesmal nicht von seinen Reisegefährten. Den Commissarien, die ihn vor Aix so schwach und furchtsam kennen gelernt hatten, gewährte er ein merkwürdiges Schauspiel. Denn als er erfahren hatte, daß der Unter-Präfect von Aix im Gasthofe sey, ließ er ihn vor sich fordern, und kaum war der arme Mann vor der Versammlung erschienen, so redete er ihn folgendermaßen an: „Schämen sollten Sie sich, mich in österreichischer Uniform zu sehen, die ich blos angethan habe, um mich vor den Beschimpfungen der Provenzalen zu sichern! Ich konnte 6000 Mann Garden mitbringen; aber ich kam im besten Vertrauen zu euch. Was habe ich gefunden? Einen Haufen von Rasenden, die mein Leben in Gefahr setzen. Diese Provenzalen sind ein boshaftes Geschlecht. Alle Arten von Verbrechen haben sie während der Revolution begangen, und wenn es nach ihren Wünschen ginge, so würden sie neue Scheußlichkeiten begehen. Nur wenn es darauf ankommt, sich muthig zu schlagen, sind sie lauter Memmen. Nie hat die Provence ein Regiment gestellt, mit welchem ich zufrieden gewesen wäre. So aufgebracht auf mich sie gegenwärtig scheinen, so werden sie's doch noch in einem weit höheren Grade gegen Ludwig den Achtzehnten seyn. Die Narren bilden sich ein, daß sie künftig nichts zu bezahlen haben werden, und wenn sie wahrnehmen werden, daß die Contributionen nur den Namen verändern: so werden sie sich eben so sehr nach einer Revolution hinneigen, wie im Jahre

1790. — Ist es Ihnen denn unmöglich gewesen, diesen Pöbel in Zaum zu halten?" — Der Präfekt wußte nicht, was er in der Gegenwart der Commissarien antworten sollte. Er stotterte die Worte: Sire, ich weiß nicht. . . Und hiermit zufrieden sprang der Kaiser von seinem Thema ab, indem er ihm die doppelte Frage vorlegte: ob die droits réunis schon aufgehoben wären, und ob der Landsturm sehr viel Schwierigkeiten gehabt hätte? Die letztere beantwortete der Präfekt dahin, daß damit um so weniger etwas hätte ausgerichtet werden können, da es nicht einmal möglich gewesen wäre, die Hälfte der Conscriptionen zusammen zu bringen. Jetzt schimpfte Napoleon noch einmal auf die Provenzalen und entließ darauf den Präfekten.

Einmal im Gange mit seiner Gesprächigkeit bemerkte er gegen die Commissarien, daß Ludwig der Achtzehnte mit den Franzosen nichts ausrichten würde, wenn er sie mit allzu viel Nachsicht behandeln wollte; seiner Darstellung zufolge waren sie verzogene Kinder, bei welchen man nur durch die Gewalt etwas ausrichten könne. „Aber, fügte er hinzu, es wird sich nur allzu bald zeigen, was bei dem Regierungswechsel herauskommen kann; und da Ludwig der Achtzehnte nicht vermeiden kann, starke Lasten aufzulegen: so wird er um so mehr gehaßt seyn." Er schien ihm dies vorläufig zu gönnen. Dann erzählte er den Commissarien, was ihm vor achtzehn Jahren in dieser Gegend widerfahren sey. „Zwei Menschen," sagte er, „sollten hingerichtet werden, weil sie die weiße Cocarde getragen hatten. Ich erfuhr es, und da ich einige tausend Mann komman-

dirte, so benutzte ich diesen Umstand, jene Royalisten der Volkswuth zu entreißen, was mir vollkommen gelang. Damals massacrirte man die, welche eine weiße Cocarde trugen; heute würde man den massacriren, der keine tragen wollte. Aber so ist das Volk; es weiß nie, was es will, was es soll."

Während der Kaiser diese Bemerkungen machte, um sein Verfahren gegen die Franzosen zu rechtfertigen, wurde gemeldet, daß ein österreichischer Oberst mit zwei Schwadronen Husaren in Luc eingerückt sey. Diese Nachricht war ihm äußerst angenehm. Er gab sogleich den Befehl, daß der Oberst ihn in Luc erwarten sollte, um ihn nach Frejus zu begleiten. Unterdeß behielt er noch immer sein Incognito bei, und war sogar froh darüber, daß General Koller, bei Gelegenheit einer Unterredung, die er mit einem französischen, aus Corsika gebürtigen Offizier hatte, von diesem für den Kaiser gehalten wurde. Alles trug er bei, um den Irrthum, worin sich dieser Offizier befand, zu unterhalten; und er ging darin so weit, daß er dem General Koller die Fragen zuflüsterte, die er als einer, der nie in Corsika gewesen war, dem Offizier vorlegen sollte. Diese Scene war eine der aller auffallendsten auf der ganzen Reise; denn in ihr sah man, wie wenig das Gefühl der Majestät in Napoleon war, der an Stolz und Anmaßung alle Monarchen der Erde übertraf.

Bald nach Mittage kam man, unweit Luc, bei einem, dem Repräsentanten Charles gehörigen, Landhause an, wo der Kaiser eine Unterredung mit seiner Schwester Pauline, Gemahlin des Fürsten Borghese, hatte.

Sie war von Turin hieher gekommen, um ihren Bruder noch einmal zu sehen. Von den Ereignissen in den ersten Tagen des April unterrichtet, versagte sie ihnen Anfangs ihren Glauben; und als sie sich endlich darein finden mußte, fand sie es unbegreiflich, daß Napoleon noch lebe. Da man ihr nun sagte: er habe seine Absetzung unterzeichnet und eine Pension angenommen, rief sie aus: „dies sey die schlimmste Nachricht, die man ihr habe bringen können," und fiel darauf in Ohnmacht. So bald sie wieder zu sich gekommen war, faßte sie den Entschluß, ihren Bruder vor seiner Ueberfahrt nach Elba noch einmal zu sprechen. So kam sie in dem oben bezeichneten Landhause an, erschöpft von der Reise, aber deswegen nicht weniger lebendig. Von ihrer Unterhaltung mit Napoleon ist nichts bekannt geworden. Da der Kaiser noch immer österreichische Uniform trug, so veranlaßte dieser Umstand jene Scene mit einigen Frauenzimmern, welche, begierig ihn zu sehen, sich in dem Landhause des Repräsentanten Charles an ihn selbst wendeten, ohne zu wissen, daß er noch etwas mehr sey, als was seine Uniform aussagte. Er trug kein Bedenken, sich diesen Frauenzimmern zu entdecken; und als sie nicht glauben wollten, daß er Napoleon sey, fügte er hinzu: „Nicht wahr, Sie glauben, Napoleon müsse sehr bös aussehen, weil man ihn jetzt allenthalben für einen Bösewicht ausschreit? Das Wahre von der Sache aber ist, daß er einen Versuch gemacht hat, Frankreich über England zu erheben, und daß dieser Versuch ihm fehlgeschlagen ist." Die Prinzessin Borghese, um ihren Bruder nach Frejus zu begleiten, wollte noch an demselben Tage

nach Nuits fahren, von wo sie am folgenden nur noch zwei Meilen bis Frejus zurückzulegen hatte. Vor ihrer Abreise ließ sie die Commissarien der Verbündeten auffordern, zu ihr zu kommen; und nachdem General Bertrand sie eingeführt hatte, unterhielt sie sich mit ihnen mit so viel Anmuth, als ob nichts vorgefallen wäre, was sie nur im Mindesten beunruhigte. Vielleicht war dies eine Folge der Unterredung, die sie mit ihrem Bruder gehabt hatte.

Am 27sten Morgens fuhr man von dem Landhause ab, und kam bei guter Zeit in Frejus an. Da die österreichischen Husaren, welche den Kaiser von Luc aus begleitet hatten, in Frejus blieben, wo sie bis zur Ueberfahrt nach Elba den Dienst verrichteten: so legte auch Napoleon sein Incognito ab, und erschien aufs Neue in seiner Uniform. In Luc hatte er auch seine übrigen Wagen wiedergefunden, die, bei ihrer Durchreise durch Avignon am 24 April, sich nur dadurch hatten retten können, daß ihre Begleiter alle kaiserliche Zeichen abgerissen, und Geld unter den Pöbel geworfen hatten. Der Kaiser erfuhr dies mit dem Zusatze, daß seine eigenen Leute, es lebe Ludwig der Achtzehnte, herunter mit dem Kaiser, herunter mit dem Nicolas, gerufen hätten; aber wie hätte er dies tadeln können, da seine Wagen gerettet waren! In Luc erlebte er noch, daß mehrere von den Personen, die zu seiner Bedienung gehörten, sich auf die Seite stahlen, und wahrscheinlich hatte einer von diesen den Geldkasten des kaiserlichen Haushofmeisters mitgenommen, der unmittelbar darauf vermißt wurde, und in welchem sich 60000 Gulden befanden. In Frejus

fand man den englischen Obersten Campbell, der von Marseille aus eine englische Fregatte, the Undaunted genannt, unter dem Commando des Kapitains Archer, herbeigeführt hatte. Eigentlich war diese Fregatte nur zur Bedeckung bestimmt, und die Ueberfahrt sollte auf einer französischen Fregatte geschehen. Da aber die französische Regierung anstatt der Fregatte nur eine unansehnliche Brigg zur Ueberfahrt hatte abgehen lassen: so benutzte Napoleon diesen Umstand, dem englischen Fahrzeuge den Vorzug vor dem französischen zu geben, bewogen durch das Mißtrauen, das er noch immer in die Gesinnung der Franzosen gegen ihn setzte. Uebrigens unterließ er nicht, auf die französische Regierung zu schimpfen; um so mehr, weil, den Traktaten nach, die Corvette, an deren Stelle eine Brigg erschienen war, ihm als Eigenthum bleiben sollte. „Hätte," sagte er, die französische Regierung gewußt, was sie sich selbst, und was sie mir, ihrem gewesenen Chef, schuldig ist: so würde sie mir einen Dreimaster geschickt haben, nicht eine alte verfaulte Brigg, an deren Bord zu gehen gegen meine Würde ist." Er war unerbittlich über diesen Punkt; und als der französische Kapitain sah, daß der Kaiser sein Fahrzeug verachtete, so fuhr er damit nach Toulon zurück, woher er gekommen war.

Am folgenden Tage lud Napoleon die Commissarien der Verbündeten, nebst dem Grafen Klamm und dem englischen Fregatten-Kapitain Archer, zu sich zum Mittagsessen. Jetzt war er wieder ganz Kaiser. Seine Rede richtete er vorzüglich an den Fregatten-Kapitain, um dessen Gunst es ihm in diesem Augenblick am meisten

zu

zu thun war; und da dieser der französischen Sprache eben nicht mächtig war, so mußte Oberst Campbell den Dollmetscher machen. Es schien, als ob er seine Begleiter für die Mühe, die er ihnen verursacht hatte, durch die Freimüthigkeit belohnen wollte, womit er sie gegen das Ende der Mittagstafel von seinen Planen unterhielt. Seinen Versicherungen zufolge waren Hamburg und Cuxhafen bestimmt gewesen, jenes ein zweites Antwerpen, dieses ein zweites Cherbourg zu werden. „Die Elbe," sagte er, „hat dieselbe Tiefe, wie die Schelde, und ist folglich, wie diese, geeignet, eine Rhede in ihrer Mündung zu haben. Wie hätte ich dies benutzen können! Der Plan zu einer regelmäßigen Conscription für die Marine war ausgearbeitet, und der Ausführung nahe. Innerhalb zwei Jahren würde ich im Stande gewesen seyn, mir England zu unterwerfen; denn dahin ging mein Tichten und Trachten. Jetzt kann ich davon sprechen, weil doch nichts mehr von meinen Entwürfen zur Ausführung kommen wird. Die beiden letzten Feldzüge haben die kühnsten Gedanken erstickt." Er wurde bei dieser Auseinandersetzung so lebhaft, daß er von seinen Flotten in Toulon, Brest und Antwerpen, von seiner Armee in Hamburg, und von seinen in Hieres befindlichen Mörsern, woraus er Bomben über 3000 Schritt werfen könnte, als von Dingen sprach, die ihm noch immer gehörten, ungefähr wie der Einarmige in gewissen Augenblicken das verlorne Glied als noch vorhanden fühlt.

Nach aufgehobener Tafel nahm er Abschied von dem General Schuwalof und dem Grafen Truchseß, denen

er für die persönlichen Dienste, die sie ihm geleistet hatten, dankte, nicht ohne noch einmal mit Unwillen und Verachtung von der französischen Regierung zu reden, als hätte er sagen wollen: ihre Begleitung wäre ganz unnöthig gewesen, wenn man in Paris die Gesetze des Anstandes gegen ihn besser beobachtet hätte. Gegen den General Koller beklagte er sich mit größerer Umständlichkeit über das ihm widerfahrne Unrecht. Nur ein einziges silbernes Service, und nur 6 Dutzend Hemden hätte man ihm gelassen, und alles übrige Silberzeug und Wäsche vertragwidrig zurück behalten. Eben so hätte man es mit vielen anderen Meubeln gemacht, die ihm ausschließlich gehörten, und sein Recht auf den Regenten nicht anerkannt, wiewohl er denselben aus seinem Privatvermögen mit vier Millionen in Berlin eingelöset, wo ihn das französische Directorium versetzt gehabt. Dabei bat er den General Koller, diese Beschwerden bei seinem und dem russischen Kaiser zur Sprache zu bringen, damit ihnen abgeholfen werde und ihm Gerechtigkeit widerfahre. So sehr hatte er seinen Ursprung vergessen, daß er auf die Art und Weise, wie er sein großes Vermögen erworben, gar keine Rücksicht mehr nahm.

Am Abend desselben Tages unterzeichneten die Commissarien der Verbündeten noch zwei Noten an den französischen Gouverneur von Elba, um ihn aufzufordern, diese Insel, dem Befehl seiner Regierung gemäß, mit aller Artillerie und Munition an den Kaiser Napoleon zu überliefern.

Die Ueberfahrt sollte früh Morgens den 28 April

vor sich gehen; sie verzögerte sich aber bis gegen 9 Uhr Abends, indem Napoleon Unpäßlichkeit vorschützte. Kurz vor seiner Abfahrt verlangte er noch einmal den General Schuwalof und den Grafen Truchseß zu sprechen. Jener war schon bis zum Hafen vorausgefahren; dieser aber befand sich noch in Frejus, und begab sich zu ihm. Noch einmal dankte Napoleon ihm für die persönlichen Dienste, die er ihm erwiesen, trug ihm aber nicht das Geringste für den König von Preußen auf. General Schuwalof ging noch einmal an Bord der Fregatte, als der Kaiser sich schon auf derselben befand; ihn bat er, dem Kaiser Alexander seine Huldigungen darzubringen. Die österreichischen Husaren geleiteten Napoleon bis zu dem Hafen von St. Raphor, demselben, worin er vor 14 Jahren bei seiner Zurückkunft aus Aegypten gelandet war. Auf dem Schiffe wurde er mit 18 Schüssen empfangen. General Koller, Oberst Campbell und Graf Klamm begleiteten ihn bis Elba. Sein eigenes Gefolge bestand in den Generalen Bertrand und Drouot, dem polnischen Major Permanowsky, zwei Fourieren, einem Zahlmeister, einem Arzt, Namens Tourreau, zwei Secretairen, einem Haushofmeister, einem Kammerdiener, zwei Köchen und sechs Bedienten. General Bertrand verhehlte wenig, wie schwer ihm dieser Schritt wurde. Freudiger ging General Drouot an das lästige Werk, diesem Manne zu dienen. Der Kaiser hatte ihm gleich 100,000 Franken schenken wollen, um ihn an sich zu fesseln; er hatte sie aber nicht angenommen, damit es nicht scheinen möge, als sey er ihm nur aus Eigennutz gefolgt. Bei dem übrigen Gefolge des Kaisers scheint Eigennutz die ein-

zige Triebfeder der Anhänglichkeit gewesen zu seyn. Nach der Abfahrt ging General Schuwalof geradesweges nach Paris zurück; Graf Truchseß über Toulon und Marseille. So verhielt es sich mit dieser merkwürdigen Reise. Wer aber kann dies lesen, ohne sich zu überzeugen, daß Napoleon Frankreich nicht mit dem Vorsatze verlassen habe, dahin nicht wieder zurückzukehren, und die für den Augenblick aufgegebene Kaiserrolle nicht von neuem zu beginnen?

Letzte Auftritte des spanisch-französischen Krieges, und Theilnahme der Royalisten an denselben *).

Nach den Kämpfen, welche vom 9 bis zum 13 December zwischen Lord Wellington und dem Herzog von Dalmatien statt gefunden hatten, gewährte die Armee des letzteren eben nicht den glänzendsten Anblick. Zusammengedrängt um Bayonne, erschöpfte sie die benachbarten Provinzen durch ihre Requisitionen. Diese zogen die lautesten Klagen nach sich, und, von Bedrükkungen erbittert, machten die Landleute dem Soldaten den Vorwurf: er überlasse sich in dem eigenen Lande denselben Ausschweifungen, wodurch seine Gegenwart in Spanien so verabscheuungswerth geworden wäre.

Napoleon, um den Zustand, worin die Armee lebte, nicht bekannt werden zu lassen, unterdrückte geflissentlich die Berichte und Depeschen des Herzogs von Dalmatien. Von den Schlachten an dem Adour wurden nur unbestimmte und verstümmelte Nachrichten mitgetheilt. „Lord Wellington," sagte man, „ist in seinem Unternehmen,

*) Diese Nachrichten sind aus Beauchamps Geschichte des Feldzuges von 1814 genommen, welche vor kurzem zu Paris in zwei starken Octav-Banden erschienen ist. Wir theilen sie um so lieber mit, je wichtiger sie durch die neuesten Ereignisse geworden sind.

Anm. d. Herausg.

die Uebergänge über die Niva und den Adour zu erzwingen, Bayonne einzuschließen und auf Bordeaux zu marschiren, gescheitert. Die Kämpfe zwischen dem 9 und 13 December sind alle zu seinem Nachtheil ausgefallen; er hat nicht weniger als 15000 Mann dabei verloren, während auf französischer Seite nur ein Viertel geblieben ist. In der brittischen Armee herrscht Bestürzung, und Lord Wellington beschränkt sich darauf, alle Theile seiner Linie ins Enge zu ziehen. Seine Stellung wird mit jedem Tage gefährlicher; denn seiner Armee fehlt es an Lebensmitteln, und seine von den Winden bestürmten Convoys scheitern an den Küsten der Landen, wo unsere Soldaten sich ihrer bemächtigen. Zwischen den spanischen und den englischen Truppen sind Mißverständnisse." Nebenher nannte man Bayonne eine von den stärksten Schutzwehren des Reichs.

Wirklich wurde es von einer sehr zahlreichen Garnison vertheidigt. Drei Divisionen, unter den Befehlen des Grafen Reille, besetzten das verschanzte Lager, und vollendeten die Arbeiten desselben. Mit drei anderen Divisionen hatte General Clauzel sich auf das linke Ufer der Bidouse hin gezogen, und ein drittes Corps deckte die Ufer des Adour. Den 20 December verließ der Herzog von Dalmatien die Linien von Bayonne, und verlegte sein Hauptquartier nach Peyrehorade, um mit größerer Bequemlichkeit die Bewegungen seiner Armee nach der rechten Flanke des Feindes hin leiten zu können. General Harispe, welcher den Aufstand der Basken organisiren sollte, hatte den Befehl des äußersten linken Flügels übernommen, der sich an St. Jean Pied de Port

stützte, so daß die Armee von Bayonne bis an den Fuß der Pyrenäen eine krumme Linie beschrieb.

Vollkommen sicher in Ansehung der Vertheidigung von Bayonne und des Adour, ließ der Marschall Soult die Divisionen des Generals Clauzel hinter la Joyeuse vorrücken; und am 3 Januar drängte dieser General die zwischen den Flüssen Joyeuse und Bidouse stehenden englischen Pikets zurück, und, die portugiesische Brigade des Generals Buchan auf den Höhen von Costa umgehend, zwang er dieselbe, sich auf Brisson zurückzuziehen, und stellte zwei Divisionen Infanterie auf den Höhen der Bastide von Clarence auf. Zur nämlichen Zeit wendete sich der General Paris nach Boulac, wo der Feind ein starkes Detaschement hatte, und beunruhigte mit seiner leichten Reiterei in kurzer Zeit die ganze Linie. Von diesen, auf Angriff hindeutenden Bewegungen unterrichtet, eilte Lord Wellington von St. Jean de Luz herbei und vereinigte sogleich den rechten Flügel und den Mittelpunkt seiner Armee, indem er seine Linie auf Hasparen bildete und alle Anstalten zum Vorrücken traf.

Den 4 Januar recognoscirte er die französische Armee. Auch der 5 Jan. verstrich unter Manövren. Das schlechte Wetter und die übergetretenen Flüsse nöthigten Lord Wellington, seine Bewegung noch um einen Tag zu verschieben. Am 6 Jan. entwickelten sich die dritte und die vierte Division der Engländer, unterstützt von der portugiesischen Brigade und von der Reiterei des Generals Fane, zu einem Angriff auf ein Bataillon der sechsten französischen Division vorwärts der Bastide von Clarence, welches sich in guter Ordnung sogleich zurückzog. Dies

geschah um 3 Uhr Nachmittags. Die beiden Armeen blieben schlagfertig, bis am folgenden Tage um 10 Uhr, einander gegenüber stehen. Die Schlacht schien jeden Augenblick losbrechen zu wollen; da aber kein dringendes Interesse die beiden Oberfeldherrn zu einer allgemeinen Action bestimmte, so zogen sie ihre Vorposten in die alte Stellung zurück. Um diese Zeit verbreitete sich die Nachricht von einer geheimen Zusammenkunft zwischen Lord Wellington und dem Marschall Soult, welche in der Nähe von Mandioude Statt gefunden haben soll; indeß ist alles, was man darüber gesagt hat, allzu gewagt, als daß es in diese Erzählung aufgenommen werden könnte. Wellington ging den 7 Januar nach St. Jean de Luz, der Marschall Soult nach Bayonne zurück. Die Divisionen Leval, Maransin und Abbé besetzten das verschanzte Lager; die Division Boyer wurde zu Tamos und St. Etienne aufgestellt; der General Clauzel führte Truppen auf Guiche und James, um den Streifereien der englischen Fouragierer Einhalt zu thun. Oertliche Schwierigkeiten, die in der regnichten Jahreszeit nicht zu übersteigen waren, vielleicht auch politische Beweggründe, erlaubten Lord Wellington nicht, seine Offensiv-Operationen fortzusetzen, und so blieben die beiden Ober-Generale, in Erwartung dessen, was sich aus dem Anfall auf die Ostgränze entwickeln würde, in ihren Cantonnements, sich auf Scharmützel und kleine Versuche beschränkend.

Die Nähe der Gefahr und das Bedürfniß, sich mit krieggewohnten Truppen zu umgeben, hatten Napoleon bestimmt, der Armee des Marschalls Soult zwei Divisionen (zusammen 12000 Mann) zu entnehmen, welche

in der größten Eile von dem Adour nach der Loire versetzt wurden. Der Marschall erhielt dafür eben so viel Conscribirte oder angehende Soldaten, während Lord Wellingtons Armee sich täglich durch hinzukommende Reiterei und spanische Reserven vermehrte. Dagegen verordnete Napoleon den 8 Januar den Landsturm in den Departements der Ober- und Nieder-Pyrenäen, und in den L a n d e n. Organisation und Befehl wurden dem General Harispe anvertraut, der, von einem glänzenden Ruhm umgeben, am meisten geeignet schien, seinen Landsleuten Vertrauen einzuflößen und den Truppen des spanischen Generals Mina, die von dem Thale Bastan aus bis nach St. Etienne streiften, die Stirne zu bieten. An der Spitze dieser Truppen griff General Harispe den 8 Januar Mina's Fouragiere an, und verjagte sie von Ossez nach dem Thale, aus welchem sie vorgedrungen waren. Zwei Tage darauf ging Harispe, nachdem er erfahren hatte, daß Mina auf der Seite von Lanhossoa und Macaye fouragiren würde, mit sechs Eliten-Compagnieen von Irissari, seinem Hauptquartier, auf die Spanier los, überfiel sie, und nahm ihnen einige 40 Maulesel und Pferde. So ging es den ganzen Monat hindurch, bis endlich dieser kleine Krieg, in welchem der französische Landsturm das Beste thun mußte, aufhörte, und die geringfügigern Begebenheiten von den wichtigern verschlungen wurden.

Um die Angelegenheiten des festen Landes von Spaniens Sache zu trennen, stellte sich Napoleon der spanischen Nation als einen Friedfertigen dar. Den Oelzweig in der Hand, wollte er die Unabhängigkeit der

Halbinsel anerkennen. Doch die Spanier trugen Bedenken, ihre Wünsche durch einen Mann erfüllt zu sehen, der ihnen ihre Dynastie geraubt, ihnen seinen Bruder aufgedrungen, und sie bei jeder Gelegenheit verhöhnt und tyrannisirt hatte. Was konnte er anderes beabsichtigen, als Spanien von England zu trennen, seine mittäglichen Provinzen zu retten, hunderttausend Mann mehr dem nordischen Bündniß entgegen zu stellen, und nach erfolgtem Siege Spanien aufs Neue zu demüthigen? Die heilsame Langsamkeit der Cortes und der Regentschaft vereitelte einen so hinterlistigen Entwurf. Hierdurch aufgebracht, ließ Napoleon aussprengen, Lord Wellington mache Ansprüche auf den spanischen Thron; seine Absicht war, die spanische Nation zu entzweien, und von ihren Verbündeten abzuwenden. Doch auch dies mißlang, indem Wellington den Lästerungen Napoleons ein gesetzliches Verhalten und eine unübertroffene Bescheidenheit entgegenstellte, und die Cortes, im Einverständnisse mit der Regentschaft, sich über die Verhandlungen von Valenzay auf folgende Weise erklärten: „Du willst uns," sagten sie, „unseren rechtmäßigen Souverain zurückgeben, und dadurch unsere Wünsche erfüllen; wir werden ihn mit Entzücken empfangen. Aber wir verlangen, daß er sich uns allein, d. h. frei von allem politischen Einflusse, frei von seinen Ketten, darstelle. Und willst du unsere Unabhängigkeit wirklich anerkennen, so mußt du uns auch den Theil unseres Territoriums zurückgeben, der noch in deinen Händen ist, und mit ihm alle die Festungen, die du noch inne hast." So wurde dem Listigen der Zirkel des Popilius gezogen. In seiner ei-

genen Falle gefangen, trug er nun von seiner Seite Bedenken, indem er in diesen Bedingungen keine Garantie für die Vollendung seiner Entwürfe sah. Doch, von der Gefahr gedrängt, mußte er sich entschließen. Er holte also den hochherzigen Vertheidiger von Saragoza, Don Jose de Palafox, aus seinem Kerker, und kündigte ihm an, daß er ihn zu dem vornehmsten Werkzeuge der Wiederherstellung seines Königs zu machen gedenke. Mit den Zusatz-Artikeln des Traktats von Valenzay kam Palafox zu Vich in Catalonien, unter der Bedeckung von 50 französischen Reitern, an, und sendete sogleich einen Eilboten an die Regentschaft des Königreichs. Seine Sendung hatte unstreitig einen und denselben Zweck mit der des Herzogs von St Carlos, und es verbreitete sich das Gerücht, daß einer von den Zusatz-Artikeln, deren Ueberbringer er war, dem Marschall Suchet den Auftrag gab, die festen Plätze Cataloniens in eben dem Maaße zu räumen, in welchem die Engländer die des übrigen Spaniens räumen würden. Lord Wellington befahl auf der Stelle die Zurückgabe aller festen Plätze der Halbinsel (wie Cadiz, Carthagena u. s. w), welche englische Garnisonen gemeinschaftlich mit spanischen Truppen besetzt hatten. Dies Verfahren, von der rechtlichsten Politik eingegeben, würde hingereicht haben, die von Napoleon in Umlauf gebrachten Verläumdungen zu entkräften, wenn jemals etwas daran gewesen wäre. Die Verhandlungen von Valenzay nahmen also eine für Spanien vortheilhafte Wendung; doch die Zögerungen, welche Napoleon in die Auslieferung Ferdinands des Siebenten brachte, waren nur in seinem Ehrgeiz und in der Hoff-

nung gegründet, daß es ihm noch einmal gelingen könnte, das feste Land zu unterdrücken; und da folglich alle seine Unterhandlungen nur Fallstricke waren, so mußte aufs neue der Degen entscheiden, der im mittäglichen Frankreich, durch einen hinzugekommenen Umstand, nur um so tiefer einschneiden sollte.

In dem Hauptquartier Lord Wellingtons zu St. Jean de Luz war der Herzog von Angouleme angelangt, begleitet von dem Grafen Stephan von Damas, von dem Herzog von Guiche und von dem Grafen von Eskars, diesen treuen Gefährten des Hauses Bourbon während seines langen und beschwerlichen Exils. Eine so glückliche Erscheinung veränderte den ganzen Stand des Krieges, und drückte den Operationen Lord Wellingtons einen ganz neuen Charakter auf. Die ersten Gedanken des französischen Prinzen waren an die Armee gerichtet, welche im Süden stand. Er forderte sie in einer Proklamation auf, sich um die weiße Fahne zu versammlen, und ihrem rechtmäßigen Könige zu huldigen. Indeß konnte dies um so weniger von irgend einer Wirkung seyn, da die Politik der europäischen Mächte sich bis jetzt mit keiner Erklärung zum Vortheil der Bourbons vertragen hatte, und Lord Wellington, im Einverständniß mit derselben, den Herzog von Angouleme nur als einen Freiwilligen bei seinem Heere aufnehmen konnte. In Süden, wie im Norden, war der Entschluß der Verbündeten in Ansehung der Bourbons dem Wunsche untergeordnet, welchen die französische Nation offenbaren würde. Allein wie konnte der Wunsch einer Nation laut werden, die auf das furchtbarste unterjocht war? In

der Mitte zwischen einem Tyrannen und auswärtigen Feinden, trotzt ein Volk nicht allen Gefahren. Nur einige vorzügliche Männer, welche ihrem rechtmäßigen Fürsten leidenschaftlich ergeben waren, fühlten sich aufgelegt, Alles zu wagen, um das Ziel ihrer Wünsche endlich zu erreichen.

Zu ihnen gehörte der Marquis von la Rochejaquelin, ein Bruder des berühmten Generalissimus der Vendee. Schon seit längerer Zeit brannte er vor Verlangen, die Restauration einzuleiten. Rastlos durchstreifte er, um die Geister zu erforschen, die Guienne und die Vendee, wo der fleckenlose Name der la Rochejaquelin in einem Augenblick vierzigtausend Royalisten unter den Fahnen der Ehre versammeln konnte. Während einer Hungersnoth hatte er durch wohlfeilen Getreideverkauf die Zahl der Anhänger des Königs vermehrt. Von der allgemeinen Achtung umgeben, ward er im Poitou und Medoc, wo seine Besitzungen und seine persönlichen Verbindungen ihm einen großen Einfluß verschafften, auf eine sehr begreifliche Weise das Haupt der Royalisten. Ihn unterstützten die treusten Freunde; vor allen seine Schwiegermutter, die Marquise von Donnissan, und seine Gemalin, die Wittwe des berühmten Lescure, sie selbst berühmt durch die Unfälle des Bürgerkrieges, und durch die Erhabenheit ihres Charakters und Geistes. Allenthalben verkündigte der Marquis von la Rochejaquelin den nahen Fall von Buonaparte's Herrschaft, und schon im März 1813 hatte Herr von Latour, Abgesandter des Königs, zu Bordeaux eine Unterredung mit la Rochejaquelin. Von dieser Zeit an bildete sich im Schooße

der Tyrannei Napoleons eine royalistische Conföderation, welche ihre Zweige unter den Bemühungen und Auspicien der Herzöge von la Tremouille, von Fitzjames und von Duras, und der Herrn von Polignac, Ferrand, Adrien von Montmorency und anderer Anhänger der rechtmäßigen Dynastie ausbreitete. In dem Schlosse von Ussé, in Touraine, (einer Besitzung des Herzogs von Duras), wurden die Conferenzen zwischen den Herren Adrien von Montmorency, la Rochejaquelin und la Ville de Beaugé, einem der ehemaligen vendeischen Offiziere, eröffnet. Mit der geheimen Correspondenz zwischen der Vendee und der Touraine beauftragt, unterhielt la Ville de Beaugé diese Verbindungen ohne Schriften, ohne Chiffern, bloß durch persönliche Thätigkeit; alles wurde mündlich beschlossen in Unterredungen, zu welchen die Herrn von Soismaison, von Barente, Thomas de Prix und Carl von Autichamp gezogen wurden. Man entwarf einen Plan zur Befreiung Ferdinands des Siebenten; aber dringendere Angelegenheiten, und die Vorboten von den Unterhandlungen von Valenzay machten, daß man diesen Entwurf wieder aufgab. Um die Gesinnungen der Ehrenwachen zu erforschen, hatte sich la Rochejaquelin nach Tours begeben. Wie bereitwillig er auch diese jungen Militaire zur Unterstützung der königlichen Sache fand, so enthüllte er ihnen doch nicht das Daseyn einer geheimen Conföderation. Alles war damals auf den Ausgang des Feldzugs von 1813 gespannt, und kaum erscholl von dem einen Ende Frankreichs bis zum andern, daß Buonaparte über den Rhein zurückgegangen sey, als sich das Herz der Royalisten in Westen und

Süden der Hoffnung einer nahen Revolution aufschloß. Die Vendee und Bordeaux waren die Heerde für das heilige Feuer, welche sich reißend über die Oberfläche von Frankreich verbreiten sollte. Das letztere hatte vielleicht am meisten unter Buonaparte's Joche geseufzet, sowohl als Zeuge der abscheulichen Auftritte von Bayonne im Jahre 1808, dann auch als Opfer jener unsinnigen Maaßregeln, welche seinen Hafen verschlossen, seinen Handel vernichtet hatten. Dazu kam noch, daß die Bewohner von Bordeaux vor allen übrigen Franzosen von den Unfällen unterrichtet waren, die im Laufe eines verderblichen Krieges den Mann getroffen hatten, der seine Sicherheit nur dem Zauber des Sieges verdankte. Denn alle Truppen die er nach Spanien sendete, gingen über Bordeaux; die wenigsten aber kamen wieder zurück, und statt ihrer erschienen lange Colonnen von spanischen Kriegsgefangenen, die, indem sie durch Bayonne und Bordeaux zogen, kein Geheimniß daraus machten, daß sie sich für Gott und den König geschlagen hätten, und so den Bordalesen die ersten Aussichten auf einen anderen Zustand der Dinge, und auf die Rückkehr des alten Herrscherstammes eröffneten. Schon bildete sich zu Bordeaux eine Gesellschaft, welche die Zurückführung der alten Ordnung der Dinge zu ihrem Hauptzweck machte. An ihrer Spitze stand Herr Taffard de St. Germain, Commissarius des Königs zu Bordeaux; sie bestand aus Personen von allen Klassen, vorzüglich aber aus Handwerkern. Bald darauf bildete sich eine zweite Gesellschaft, die, von dem Chevalier von Gombault geleitet, denselben Zweck verfolgte. Mitglied der letzteren war la Roche-

jaquelin, wiewol seine Blicke und seine Erwartungen sich bei weitem mehr auf die Vendee bezogen. Seine Thätigkeit und sein Eifer konnten indeß einer unruhigen und argwöhnischen Polizei nicht entgehen.

Es erfolgte ein Verhaftungsbefehl gegen ihn. Hiervon zu rechter Zeit durch den Maire von Bordeaux unterrichtet, entzog er sich allen Nachsuchungen dadurch, daß er sich in die Mitte seiner Familie und seiner Freunde zurückzog. Vergeblich wurden die strengsten Nachforschungen angestellt; er entging ihnen durch seine Freunde in Bordeaux, welche die Polizei irre führten, während sie selbst nicht aufhörten, ihm Beweise von Liebe und Anhänglichkeit zu geben. Ohne das Mindeste von seiner Energie zu verlieren, knüpfte er im Stillen alle die Fäden wieder an, von deren Wirksamkeit er die Befreiung der Vendee erwartete. Um sich den Weg dahin zu bahnen, sendete er den Abbé Jagault, ehemaligen Sekretair des obersten Raths der Vendee, dahin ab, und gab ihm den ausdrücklichen Auftrag, sich auch nach Paris zu begeben, um mit den vornehmsten Häuptern der geheimen Conföderation zu unterhandeln. Dieser Geistliche durchlief die benachbarten Departements und organisirte die Saintogne, welche, nach dem allgemeinen Insurrektions-Plane, die Guienne mit dem Poitou verbinden sollte. Im Perigord war durch die Bemühungen des Herrn von Roche-Aymon, im Einverständniß mit dem königlichen Commissarius von Bordeaux, alles in demselben Sinne vorbereitet. Zum Commandanten von Nieder-Poitou bestimmt, dehnte der Graf von Susanet seine Operationen nach Nantes hin aus, und versprach der royalisti-

schen

schen Confoderation 8000 Bewaffnete. Ueber eine gleiche Zahl verfügte der Graf Charles von Autichamp in der Umgegend von Angers. Der Canton Beaupreau zeigte unter dem Einfluß des Marquis von Civrac, jüngeren Sohnes des Herzogs von Lorges, die größte Entschlossenheit. Im Orleanesischen hatte sich sein älterer Bruder, der Graf von Lorges, der Royalisten von Beaugency versichert. Schon glüheten alle Köpfe in der Vendee, und man verlangte nur nach einem Sammelpunkt. Die Conscribirten schlugen sich bandenweise mit den Gensdarmen herum, und forderten mit lauter Stimme ihre ehemaligen Chefs. So wurde auf der Seite von Vezin Herr von Laberaudiere an der Spitze einer Colonne von Landleuten fortgerissen. Auf das erste Zeichen würde sich, ganz unabhängig von den organisirten Banden, die Masse der Landbewohner in Bewegung gesetzt haben. Die Confoderation gewann nach und nach die benachbarten Provinzen, und in kurzer Zeit erstreckte sich der Einfluß des Herzogs von Duras auf la Touraine und das Orleanesische, wo 12000 Edelleute entschlossen waren, die Waffen zu ergreifen. Das Berry würde dieselben Stützen und Hülfsmittel dargeboten haben. In der Bretagne und im Maine trieb die Confoderation tiefe Wurzeln; die Royalisten der letzteren Provinz wurden von dem Grafen Vibray befehligt, unter welchem der berühmte Capitain Tranquille stand. In den Arrondissements von Vitré und Fougères erwarteten dreitausend Royalisten nur das Signal des Herrn Piquet du Boisguy. Herr du Breuil de Pontbriand hatte sich auf den Nordküsten viertausend Mann versichert, und Cadoudal, Bru-

des Georgs, und Herr Lomaintier, konnten 8000 Bauern in den Ländern von Vannes und von Josselin versammlen. In dem Canton von Bignan hatte Herr von Lacoublaye sechs tausend zur Reserve, und in dem Mittelpunkt von der Bretagne, nach Montfort, St. Meen und Merdignac zu, hatten sich die Herrn von Boishamon und von Bedée der Treue von 2000 Mann versichert. Die Umgegend von Quimper gab 500 Mann, und eben so bedeutend waren die Streitkräfte, welche die Royalisten von Bretagne, nach langer Unterdrückung, aufstellten. Die Bewegungen in dieser Provinz sollten mit denen der alten Vendee übereinstimmen. Die Nieder-Normandie erwartete nur die Ankunft des Chevalier Brulard, um sich zu erklären, und unabhängig von den vereinigten Streitkräften, konnten die Royalisten in Bretagne auf die Mitwirkung der spanischen Kriegsgefangenen rechnen, die hier in großer Anzahl (bis auf 30000 Mann) versammelt waren. Die ganze Conföderation des Westen sollte sich auf das erste, von einem Prinzen des Hauses Bourbon gegebene Zeichen erklären, und mit lebhafter Ungeduld erwartete man den Herzog von Berry zu Jersey und auf der Küste *).

Nicht einmal hierauf beschränkten sich die Streitkräfte der Conföderation; ihre Zweige erstreckten sich so-

---

*) Wir lassen es dahin gestellt, in wiefern alle diese Angaben zuverlässig sind. Der Verfasser dieser Geschichte ist nicht frei von derjenigen Partheilichkeit, welche der Royalismus mehrerer französischer Schriftsteller der neueren Zeit in sich schließt. Mit so großen Streitkräften, wie hier aufgeführt werden, hätte man, wie es uns scheint, entscheidend wirken können, als es darauf

gar bis in die Gebirge von der Auvergne, und vorzüglich bis in das Rovergue, welches der Zufluchtsort von 20000 widerspännstigen Conscribirten geworden war. Diese wilden Gegenden dienten einem der allerthätigsten Royalisten zum Aufenthalt; nämlich dem Grafen Ludwig von Berthier, dessen Name an eins der ersten Schlachtopfer republikanischer Wuth erinnert. Verfolgt und eingekerkert wegen seiner royalistischen Denkungsart, zuletzt in die Gebirge von der Auvergne verbannt, hatte er unter dem Einflusse der großen Eigenthümer dieser Provinz alles zum Vortheil seines Königs vorbereitet. Seine Einverständnisse reichten sogar noch weiter. Da die Eröffnung des Feldzuges im Süden seinem Eifer neue Schwungkraft lieh, so durchreisete er zu Pferde den größten Theil der gebirgigten Provinzen, mitten im Winter; und schon hatte er das Rovergue, das Tarn, das Agenois und die Umgegend von Montpellier gestimmt. Im Rovergue wurden die Ausreißer und Conscribirten in den Waffen geübt, und alles würde nach Wunsch gegangen seyn, wenn ihr unsichtbarer Chef nicht den Beschwerden unterlegen wäre, und die tröstliche Idee einer Wiederherstellung seines Königs mit sich ins Grab genommen hätte.

Auf diese Weise nahm die royalistische Parthei mit jedem Tage an Stärke zu. Im Süden war die Freude

---

ankam, der Herrschaft Napoleons durch die Eroberung von Paris ein Ende zu machen. Wurde dieser Zeitpunkt versäumt, so artete alles in eine bloße Prahlerei aus. Man muß den Muth haben, das aufgezogene Gewehr loszudrücken.

Anm. d. Herausg.

darüber außerordentlich, und der Erfolg schien um so unfehlbarer, als man die Ankunft des Herzogs von Angouleme erfuhr. Der günstigen Stimmung der Gemüther gewiß, und von der Nothwendigkeit einer Mitwirkung überzeugt, faßte der Marquis von la Rochejaquelin den kühnen Entschluß, nach St. Jean de Luz zu gehen. Ganz im Stillen begab er sich nach Bordeaux, und hielt mit den Chefs der royalistischen Parthei nächtliche Conferenzen, an welchen die Herrn Taffard, Gombault, Alexander de Saluces, Pommier, Queryaux, Bontemps du Barry, Jean Jaques Luetkens, der junge Marcarty, Gauthier, und Mondenard, ein ehemaliger Marine-Offizier, Theil nahmen. La Rochejaquelin, der durchaus entschlossen war, sich zum Herzog von Angouleme zu begeben, erklärte sich darüber gegen den Grafen von Lynch, Maire von Bordeaux; und als er diesem zugleich von dem Daseyn einer vollkommen organisirten royalistischen Parthei Rechenschaft ablegte, umarmte ihn der Graf mit den Worten: „er habe keinen treueren Anhänger, als ihn, den Maire von Bordeaux; denn nichts liege so sehr in seinen Wünschen, als Ludwig den Achtzehnten zuerst proklamiren zu können.“ Wirklich hatte der Graf Lynch, während seiner letzten Anwesenheit in Paris im November des abgewichenen Jahres, mit Herrn Labarthe, ehemals Chef einer royalistischen Parthei, und mit dem Herrn von Polignac Verabredungen dieser Art genommen, und es kam nur noch darauf an, die Sachen gehörig einzuleiten.

Die Verschwornen sahen Lord Wellington die Armee des Marschall Soult in Zaum halten, und Napo-

leon selbst von den Heeren der europäischen Conföderation so gedrängt und geängstigt, daß er auch nicht Einen Mann zur Dämpfung einer Insurrektion von Bordeaux aufbringen konnte. Eile schien um so dringender zu seyn, da eine starke Bewegung im Inneren den Unterhandlungen auf dem Congreß von Chatillon leicht eine Wendung zum Vortheil der Bourbons geben konnte. Noch hielten die Betrachtungen zurück, welche man über die Absichten Englands in dem gegenwärtigen Kriege anstellte; sobald man aber mit sich selbst darüber einig war, daß Großbritannien, nachdem es der Erhaltung Spaniens so ungemessene Opfer dargebracht hatte, nicht, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, Frankreich in seinen natürlichen Gränzen beeinträchtigen wollen könne, beschloß man, eine Deputation an den Herzog von Angouleme und an Lord Wellington zu senden, mit dem Auftrage, jenen zu begrüßen, und diesen um eine Hülfsmacht von 3000 Mann zu bitten, von welchen 1000 in Bordeaux einrücken sollten; denn diese schienen mehr als hinreichend, um die Hauptagenten der kaiserlichen Regierung zu verhaften, und alles, was sich einer neuen Ordnung der Dinge widersetzen würde, in Zaum zu halten. Herr Bontemps du Barry übernahm es, Ludwig dem Achtzehnten die Depeschen des königlich gesinnten Ausschusses von Bordeaux zu überbringen, und ging zu diesem Endzweck nach Paris, wo er, als Kaufmann, Päſſe nach England zu erhalten gedachte. Herr la Rochejaquelin schiffte sich gleichzeitig nach St. Jean de Luz ein; ihn begleitete Herr Franz Queyriaux.

Bei ihrer Ankunft in St. Jean de Luz fanden sie

eine zweite Deputation von Royalisten, welche von Toulouse angelangt war; sie bestand aus dem Grafen von Brisset und dem Chevalier Okelli. Der Herzog von Angouleme empfing sie, seinen und ihren Wünschen gemäß, und sandte den Marquis von la Rochejaquelin sogleich in das Hauptquartier Lord Wellingtons, das so eben nach Garris verlegt worden war. Der Lord empfing den Vendeeischen Edelmann mit großer Auszeichnung; da er aber wußte, daß man im Norden erstlich mit Napoleon unterhandelte, so that er, was in seinen Kräften stand, ihn von einer gefährlichen Unternehmung abzuschrecken. Lord Wellington theilte mit dem übrigen Europa das Vorurtheil von der Schwäche und Nichtigkeit der Royalisten; als aber la Rochejaquelin ihn aufmerksam machte auf das Daseyn einer zu Bordeaux, in der Vendee, zu Toulouse und in mehreren anderen Provinzen völlig organisirten Parthei, und daß die Einwohner von Bordeaux sich auf die Annäherung des Herzogs von Angouleme unfehlbar erklären würden: so gab er ihm die Versicherung, daß er nächstens vorrücken werde, und bat ihn, im Hauptquartier zu bleiben, wenn er ihn die Gaven öffnen sehen wollte. Mit diesem Ausdruck bezeichnete er die vornehmsten Ströme, welche sich in den Adour ergießen.

Wellington beschleunigte seine Anstalten; allein ehe die Ungeduld der Guienne und des Languedoc befriedigt werden konnte, mußten noch sehr viel Hindernisse überwunden werden. Man mußte nämlich die Natur des Erdreichs, welches die Bühne der Operationen geworden war, besiegen. Im Osten des Gipfels der Pyrenäen

senkt sich das Erdreich sehr allmählig zu den Ebenen von Languedoc herab. Gleichwol ist alles, was sich zur Linken erstreckt, von den Pyrenäen an bis an den Adour, von Hügeln und von so tiefen Thälern durchschnitten, daß den Winter hindurch alles von reißenden Strömen überschwemmt ist. Hinter dem Adour liegt jene bedeutende Strecke unfruchtbaren Bodens, welche unter der Benennnng der Haiden von Bayonne bekannt ist. Ein solcher Boden bot allerdings der französischen Armee große Vortheile dar. Durch die Wahl ihrer Stellungen konnte sie den Feind auf jedem Schritte aufhalten, und der Adour selbst war ein beinahe unübersteigliches Hinderniß, theils vermöge seiner Breite und Ueberschwemmungen, theils vermöge der Streitkräfte und der Geschicklichkeit des Generals, welcher den Uebergang streitig machte. Wollte Wellington diesen oberhalb von Bayonne versuchen: so mußte er über mehrere Gaven setzen, welche in der regnigten Jahreszeit nicht durchwatet werden können, und der Artillerie und Bagage ganz unzugänglich sind. Wollte er ihn unterhalb Bayonne unternehmen: so war die Schwierigkeit unermeßlich. Vor allen Dingen mußte man eine Brücke von mehr als zweihundert Toisen Länge bauen, troz einer zahlreichen Garnison, die, wenn sie auch nur Balken in den Adour warf, die Brücke im Angesicht des Feindes zerstören konnte. Dennoch beschloß Lord Wellington, in einem solchen Lande, vertheidigt von einem solchen Gegner, seine Operationen von der Basis der Pyrenäen bis zu den Ufern der Garonne auszudehnen. Unterhalb von Bayonne wollte er über den Adour gehen; aber wo er auch diesen

Fluß zu passiren für gut befinden mochte, so mußte er erst die Armee des Marschalls Soult von dem linken Ufer des Flusses vertreiben, um, wenn der Uebergang unterhalb unmöglich wäre, denselben oberhalb zu versuchen. Dazu kam noch, daß unaufhörliche Regenströme seit dem Anfange des Februar die beiden Bassins der Garonne und des Adour anfüllten, und die englische Armee an ihre Cantonnements fesselten. Erst den 11ten dieses Monats ließ der Regen nach, und Lord Wellington setzte seine Truppen sogleich in Bewegung.

Den 14ten trieb sein rechter Flügel, welchen General Hill kommandirte, die französischen Pikets auf das Ufer von Joyeuse, und machte einen Angriff auf die Stellung von Halette, aus welcher der General Harispe nach St. Martin verjagt wurde. An demselben Tage rückten die Truppen des spanischen Generals Mina, welche in dem Thale von Bastan cantonnirt hatten, auf Baigorry und Bidarrey vor; und durch diese combinirte Bewegung wurde St. Jean-Pied-de-Port von aller Communication mit der Armee des Marschalls Soult abgeschnitten, und von Mina blokirt. Von dem General Hill verdrängt, nahm der linke Flügel der französischen Armee eine Stellung vorwärts Garris, indem Harispe von dem General Paris verstärkt wurde, der von dem Marsche nach dem Inneren Frankreichs in aller Eile war zurück beordert worden. Während aber General Hill seine Offensiv-Bewegung machte, um der Armee das ganze Land, das sich zu seiner Rechten befand, zu öffnen, vertrieb die spanische Division des Generals Murillo in derselben Richtung die ihr gegenüberstehenden

Posten; sie zog sich hierauf nach St. Palais auf einer Kette von Anhöhen, welche den von den französischen Divisionen eingenommenen Stellungen parallel liefen, und umging auf diese Weise ihren linken Flügel, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, während die zweite englische Division unter General Stuart sie von vorn anzugreifen bestimmt war. Diese gleichzeitigen Bewegungen wurden mit so viel Genauigkeit ausgeführt, daß die Stellung der Franzosen, obgleich bedeutend stark, den Verbündeten ohne einen bedeutenden Verlust zu Theil ward. Vergeblich strengten sich die Generale Harispe und Paris an, ihnen dieselbe wieder zu entreißen; der Kampf wurde dadurch nur blutiger, ohne ein vortheilhafteres Resultat für die Franzosen zu geben. Da der rechte Flügel des Mittelpunkts von Lord Wellingtons Armee eine dem rechten Flügel correspondirende Bewegung gemacht hatte: so wurden die Vorposten der Engländer den 13ten Abends auf dem Ufer der Bidouse aufgestellt. Zwar zerstörten die französischen Divisionen, indem sie sich, während der Nacht, auf St. Palais zurückzogen, die Brücken; aber diese wurden auf der Stelle wieder gebaut, und General Hill setzte seine Offensiv-Bewegung bis zum Gave von Mauleon fort. Hier glaubten die französischen Corps den Marsch dadurch aufzuhalten, daß sie die Brücke von Ariverette abbrachen; allein oberhalb derselben wurde eine Durchfuhrt entdeckt, und das 94ste englische Regiment, von dem Feuer der leichten Artillerie unterstützt, drang vor, und griff voll Unerschrockenheit zwei französische Bataillone an, welche in dem Dorfe aufgestellt waren. Diese wichen der Ueber-

macht. Genöthigt, das Erdreich zu räumen, zog sich ein Theil des linken französischen Flügels in der Nacht jenseits des Gave von Oleron zurück, und nahm eine starke Stellung in der Nähe von Sauveterre, wo er durch frische Truppen unter dem General Clauzel verstärkt wurde; doch schon am 18ten stellten sich die Vorposten der Verbündeten bei dem Gave von Oleron auf, und machten Miene, weiter vorzudringen. Unruhig über die Folgen einer kombinirten Bewegung, welche seinen linken Flügel zu erdrücken und alle Uebergänge oberhalb Bayonne zu erzwingen drohete, zog Marschall Soult seine Truppen aus seinem verschanzten Lager, um Wellington in seiner Queerstellung die Stirne zu bieten. Allein während der englische General seinen rechten Flügel vorrücken ließ, hatte er die Absicht, den linken unterhalb von Bayonne, unter dem Schutze der Flottille des Generals Penrose, den Adour passiren zu lassen. Alle Anstalten dazu waren bereits gemacht. Man verband auf der Stelle sieben und zwanzig Fahrzeuge mit Tauen von außerordentlicher Dicke, wobei jedes dieser Fahrzeuge einen Anker hatte, um der Brücke noch mehr Sicherheit zu geben. Zwar suchte die Garnison von Bayonne unter dem General Abbé das Werk dadurch zu hemmen, daß sie starke Balken in den Adour warf; aber dies würde nichts gefruchtet haben, wenn nicht ein heftiger Wind die Flottille verhindert hätte, unter Seegel zu gehen. Lord Wellington erkannte jetzt die Nothwendigkeit, die Operation aufzuschieben, und zu seinem rechten Flügel zurückgehend, übertrug er den Uebergang über den Adour der Sorgfalt des Generals Hope. Sobald er den 21sten in Garris

angelangt war, befahl er der leichten und der sechsten Division, die Blokade von Bayonne aufzugeben, und dem General Don Manuel Freyre, seine Cantonnements nach Irun zu verlegen, um vordringen zu können, sobald der linke Flügel über den Adour gegangen seyn würde. Die Pontons für die Angriffs-Colonnen waren bereits zu Garris gesammelt, und Wellington warf seine Brücke über den Gave von Oleron genau an demselben Orte, wo Cäsar vor 19 Jahrhunderten die seinige geschlagen hatte. Den 24sten passirte Gen. Lieut. Hill den Gave von Villenave in Gegenwart Wellingtons, während der General Picton einen verstellten Angriff auf die französische Division machte, welche Sauveterre vertheidigte, wodurch Marschall Soult bewogen wurde, die Brücke zu sprengen. Zu derselben Zeit trieb der General Murillo mit seiner Division die französischen Vorposten von Navarreins zurück, und blokirte diese Stadt. Das Centrum der verbündeten Armee, welches, seit der Bewegung des rechten Flügels an der Nieder-Bidouse zur Beobachtung stehen geblieben war, hatte, Tages vorher, unter den Befehlen des Generals Beresford, zwei französische Divisionen in ihren befestigten Stellungen von Hastingnes und Oryergave, zur Linken des Gave von Pau, angegriffen, und sie zum Rückzug auf den Brückenkopf von Peyrehorade genöthigt. Sobald der Uebergang über den Gave von Oleron durch den rechten Flügel bewirkt war, marschirten die Generale Hill und Clinton auf Sauveterre und Orthez. Also, nachdem der Mittelpunkt und der rechte Flügel der verbündeten Armee über fünf Ströme gegangen waren, und alle Stellungen erzwungen

hatten, setzte sie die französische Armee in die Nothwendigkeit, eine noch stärkere Stellung zu suchen.

Wirklich zog der Marschall Soult in der Nacht vom 23 zum 24 Februar seine Truppen von Sauveterre zurück, und sobald er die Brücken zerstört hatte, concentrirte er seine Armee vor der kleinen Stadt Orthez, welche auf dem Abhange eines Hügels liegt, zu dessen Fuße der Gave von Pau fließt. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich, und Wellington wünschte sie, um zur Eroberung von Bordeaux und Toulouse vorzuschreiten. Marschall Soult seiner Seits fühlte die Nothwendigkeit einer Hauptschlacht, um sich einer drohenden Invasion entgegen zu stellen und seine Magazine am Adour zu behaupten. Mit dem Morgen des 26sten setzten sich die Angriffs-Colonnen der Verbündeten in Bewegung. General Stapleton-Cotton ging über den Gave von Pau, nicht weit von der zerstörten Brücke von Bareux, während Marschall Beresford, mit dem größten Theile der Colonnen des Mittelpunkts, unterhalb des Zusammenflusses der beiden Gaven überging, und zur Rechten der französischen Armee die große Straße von Peyrehorade verfolgte. General Hill besetzte indeß auf dem Wege nach Sauveterre die Höhen, Orthez gegenüber. Den 27sten mit Anbruch des Tages, gingen die leichte und die sechste Division über den Fluß. Lord Wellington folgte ihnen, und fand die französische Armee in einer trefflichen Stellung. Ihr rechter Flügel, von dem Grafen Reille befehligt, besetzte das Dorf von St. Bois und die Höhen von Orthez auf der großen Straße von Dax. Ihr linker, von dem General Clauzel befehligt,

stützte sich an Orthez und an die umliegenden Höhen, sich dem Uebergange Hills über den Fluß entgegenstellend. Nach der Richtung der Höhen, auf welchen Marschall Soult seine Armee aufgestellt hatte, zog sich der von dem Grafen von Erlon befehligte Mittelpunkt zurück, während die Stärke der Stellung den Flanken ungemeine Vortheile gewährte. Nicht weniger als 30 bis 40000 Franzosen waren auf einem so vortheilhaften Punkte concentrirt, daß jeder geschickte General ihn gewählt haben würde, um einer Invasions-Armee das Vordringen unmöglich zu machen.

Wellington, welcher den Angriff nicht aufschieben wollte, befahl dem Marschall Beresford, den rechten Flügel zu umgehen; während der linke und der Mittelpunkt von den Truppen des Generals Picton, welcher die Straße von Peyrehorade nach Orthez verfolgte, angegriffen werden sollten. Vermöge einer gleichzeitigen Bewegung sollte General Hill über den Gave gehen, um die linke Flanke der Stellung zu umgehen und anzugreifen. Ohne sich bei unnützen Kanonaden aufzuhalten, ging Marschall Beresford gerade auf das Dorf St. Bois los und bemächtigte sich desselben, trotz dem kräftigen Widerstande, den Graf Reille ihm entgegenstellte. Indeß war das Terrein so eng, daß die Angriffs-Colonnen sich nicht entwickeln konnten, um die Höhen zu nehmen. Alle Bemühungen des Generalmajors Roß und der portugiesischen Brigade des Generals Vasconcellos waren vergeblich, indem die französischen Truppen eben so viel Unerschrockenheit als Kaltblütigkeit zeigten. Der Kampf war mörderisch, und der Sieg zweifelhaft. Als nun

Wellington sah, daß es unmöglich war, den rechten Flügel zu umgehen, ohne die Schlachtlinie allzu sehr auszudehnen und zu schwächen, veränderte er auf der Stelle den Angriffsplan. Er ließ nämlich die dritte und die sechste Division mit einer Brigade der leichten Artillerie vorrücken und befahl ihnen, die Linke der Höhe, auf welcher Soults rechter Flügel stand, mit Ungestüm anzugreifen; denn hierdurch wurde der Mittelpunkt der Franzosen bloß gestellt. Zwar leisteten diese einen kräftigen Widerstand; aber dennoch gab diese entscheidende Bewegung, welche von gleichzeitigen Angriffen zur Linken und zur Rechten unterstützt wurde, dem englischen Oberbefehlshaber den Sieg. Schon hatte General Hill, nachdem er unterhalb Orthez den Uebergang über den Gave erzwungen und den General Clauzel zum Rückzug auf die Anhöhen genöthigt hatte, die Sache entschieden. Mit der zweiten Division und der Reiterei des Generals Fane, drang er auf der Heerstraße von Orthez nach St. Sever vor, und manövrirte so auf dem linken Flügel der Franzosen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Von allen Seiten angefallen und umgangen, hatte Marschall Soult sich Anfangs mit bewundernswürdiger Ordnung zurückgezogen, die zahlreichen Stellungen, welche das Land ihm darbot, vortrefflich benutzend. Allein die Verluste, welche er in den wiederholten Angriffen eines eben so zahlreichen als erbitterten Feindes gelitten hatte, verbunden mit der Gefahr, wovon er sich durch die Bewegung des Generals Hill bedroht sah, nöthigten ihn zur Beschleunigung seines Marsches; es kam darauf an, die

Armee zu retten, und so ward aus dem Rückzug sehr bald eine Flucht, voll Verwirrung und Niederlage.

Durch die Colonnen des Generals Hill von der Landstraße verjagt, und von der Reiterei Lords Sommerset lebhaft angegriffen, zog sich die französische Armee eiligst nach Sault de Navailles zurück, wobei die Conscribirten die Waffen wegwarfen, und nach allen Seiten hin ausrissen. Die Verfolgung währte bis zum Eintritt der Nacht, und am Schlusse des Tages waren sechs Kanonen und viel Gefangene in der Gewalt der siegreichen Armee, deren Verlust sich kaum auf 2000 belief, während der der französischen Armee an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Ausreißern auf 14 bis 16000 geschätzt wurde. Am mörderischsten war die zweite Angriffsbewegung, zu welcher sich Lord Wellington auf dem Schlachtfelde entschlossen hatte. Von einem berittenen Jäger-Regiment, das sich entgegenstellte, blieben nur acht Berittene übrig; so groß war die Geschicklichkeit der Portugiesen, die Pferde zu tödten. Der General Bechaud blieb auf dem Schlachtfelde; ein zweiter General wurde tödtlich, und General Foy gefährlich verwundet.

Indem Soult seinen Rückzug auf St. Sever und Aires machte, gewann er Anfangs das Ansehn, als wollte er Bordeaux decken; und dadurch wurde Wellingtons Marsch und Verfolgung eine Zeitlang ungewiß. Doch von dem 1 März an zog sich die geschlagene Armee auf Agen zurück, und ließ die Straße nach Bordeaux offen. Indeß ging General Hill den Adour herauf, und marschirte nach Aires, während die Vorposten des Mittelpunkts bis nach Casares vorgetrieben wurden.

Schon war Marschall Beresford mit der leichten Division und der Brigade des Obersten Vivian über den Ober-Adour gegangen, um so schnell als möglich nach Mont de Marsan zu kommen. Dieser General besetzte sogleich diese Stadt, den Hauptort des Departements der Haiden, und nahm daselbst, ohne Schwerdtstreich, ein großes Magazin von Lebensmitteln. Doch der Regen hatte sowohl den Adour, als alle sich in denselben ergießenden Bäche so angeschwellt, daß die Fortschritte der Verbündeten aufgehalten wurden. Der größte Theil der Colonnen machte Halt zu St. Sever, bis zur Wiederherstellung der von dem Marschall Soult zerstörten Brücken. Dieser Marschall sammelte den größten Theil seiner Divisionen zu Aires, auf dem linken Ufer des Adour, sey es um die Ausleerung der Magazine zu beschützen, sey es um den Marsch des Feindes in dieser Richtung aufzuhalten. Vielleicht hatte er, von jetzt an, die Absicht, den Adour bis nach Tarbes herauf zu gehen, um seine Operationslinie zu verändern. Schon war General Hill, auf Wellingtons Befehl, mit dem rechten Flügel auf der Straße nach Aires vorgegangen; schon entdeckte sein Vortrab, eine halbe Stunde von dieser Stadt, zwei französische Divisionen, welche eine starke Kette von Anhöhen besetzt hielten, den linken Flügel an den Adour gelehnt, und folglich die Heerstraße deckend. Trotz der starken Stellung, befahl General Hill augenblicklichen Angriff, und die zweite Division des Generals Stuart und eine Brigade der portugiesischen Division Lacosta, setzten sich sogleich in Bewegung. Das Gefecht nahm seinen Anfang in dem Gehölz von Clifan, zwischen Gre-

nade

nade und Aires. Die Verbündeten erstiegen die Höhen des rechten Flügels und des Mittelpunkts, und die portugiesische Brigade erreichte sogar den Gipfel. Doch hier stieß sie auf heftigen Widerstand, und bald darauf verwandelte die Scene sich so sehr, daß die Portugiesen mit dem bedeutendsten Verlust zurückgeworfen wurden. Ohne die Unterstützung, welche die Division des Generals Stuart gewährte, würde Verwirrung entstanden seyn. Dieser General griff die Franzosen in eben dem Augenblick an, wo sie die Niederlage der portugiesischen Brigade zu vollenden hofften, und brachte ihre Kolonnen in die größte Unordnung. Von jetzt an waren alle Versuche des Marschalls Soult, das verlorne Terrain wieder zu gewinnen, vergeblich, und der General-Lieutenant Hill im Stande, ihn aus allen Stellungen zu vertreiben; sogar aus Aires. In dem Gefechte selbst blieb der englische Oberstlieutenant Hood mit ungefähr 900 Portugiesen, deren Leichname nach der Action in den Adour geworfen wurden.

Dieser neue Schlag machte die Lage des Marschalls Soult so verzweifelt, daß er, die Straßen von Agen, Bordeaux und Montauban offen lassend, seinen Rückzug auf beiden Ufern des Adour nach Tarbes in der Hoffnung nahm, recht bald durch Abtheilungen von der catalonischen Armee verstärkt zu werden; nur eine von seinen Colonnen, welche, durch den schnellen Marsch des Generals Hill auf Aires, von dem Adour abgeschnitten wurde, warf sich in der größten Verwirrung, sogar mit Wegwerfung der Waffen, nach Pau.

Während nun Lord Wellington durch diese geschick-

ten Manövres so glänzende Vortheile davon trug, ging General-Lieutenant Hope mit dem linken Flügel der verbündeten Armee unterhalb Bayonne über den Adour, und machte sich, in Vereinigung mit dem Gegen-Admiral Penrose, zum Herrn der beiden Ufer dieses Flusses bei dessen Ausströmung. Der furchtbare Zustand des Platzes machte die Franzosen gleichgültiger gegen die Versuche des Feindes. Zweihundert Seesoldaten von Rochefort hatten sich nach Bayonne begeben, um die Kanonierschaluppen zu bemannen, die Schiffahrt zu decken und Bayonne zu beschützen. Die Sandbank des Adour schien nicht überwältigt werden zu können, und das Schlagen einer Brücke hielt man für unmöglich. General Hope hatte zu seiner Verfügung nur Pontons und Flöße, auf welchen er den 23 Februar 600 Mann englischer Garden und eine Abtheilung Reiterei hatte übersetzen lassen, die sogleich von dem rechten Ufer Besitz nahmen. Die Garnison, aus 2000 Mann bestehend, griff sogleich die Engländer an; allein General-Major Stopfort, von Congrevischer Artillerie unterstützt, wies diesen Ausfall zurück. Unterdeß kämpften die zur Bildung einer Brücke bestimmten Schiffe, so wie auch die Flottille, mit den größten Schwierigkeiten bei Uebergang über die Sandbank des Adour, welche zu allen Zeiten auf eine schreckliche Weise zerstört. Vier Schaluppen wurden verschlungen; andere barsten an den Felsen. Doch zuletzt fand eine Schaluppe den Uebergang, und warf inmitten der Fluthen Anker. Von jetzt an wurde diese, vorzüglich im Winter höchst gefährliche Operation, mit unvergleichlicher Geschicklichkeit und Entschlossenheit vollendet. Alle Gegenanstalten

der Franzosen waren vergeblich, und zum größten Erstaunen der Einwohner von Bayonne ging General-Lieutenant Hope über die von ihm geschlagene Brücke. Schon den 25sten machten die englischen Truppen ihre Annäherungen an die Citadelle von Bayonne, während der General Don Manuel Freyre mit der vierten spanischen Armee vorging, auf dem Wege von St. Jean de Luz. Nachdem am 27sten die Brücke vollendet war, schloß Hope die Citadelle enger ein, und griff das Dorf St. Etienne an, welches er nahm. Die mit der Vertheidigung des Adour beauftragten Kanonierschaluppen manövrirten vergeblich, die so wunderbar zu Stande gekommene Brücke zu zerstören; drei davon wurden den 1 März zerstört, und die Brücke sicherte fortdauernd die Communication der Verbündeten.

Lord Wellingtons Operationen hatten also zur Folge, daß die französische Armee geschlagen, ihre Magazine genommen, Bayonne, Navarreins und St. Jean Pied de Port eingeschlossen, der Uebergang über den Adour auf allen Punkten gesichert, und die Communication über diesen Fluß erhalten wurde. Vergeblich bemühete sich der Marschall Soult nach der Niederlage bei Orthes, die Einwohner von Bearn, von der Guienne und vom Languedoc zum Aufstand zu bewegen; die südlichen Franzosen waren noch weit weniger, als die nördlichen, geneigt, für eine von ihnen verabscheute Regierung die Waffen zu ergreifen. Eine politische Revolution war in diesen drei Provinzen unvermeidlich; denn alles erklärte sich für die Bourbons, und Marschall Soult gebot nur noch durch die Gewalt der Waffen. Seine Lage wurde

um so bedenklicher, da seine Armee ihrer Magazine beraubt war und nur von Requisitionen leben konnte; diese erstreckten sich sogar bis an das Departement der beiden Sevres, nachdem die Departements des Gers, der Ober-Garonne, der Arriège und des Tarn erschöpft waren. Auffallend war es, daß, während die französische Armee an Allem Mangel litt, die verbündete im größten Ueberfluß lebte, ohne die mindeste Gewalt zu gebrauchen: eine natürliche Folge von der Macht des Goldes.

Obgleich auf 25000 Mann zurückgebracht, schien Marschall Soult dem Kaiser noch immer die mittäglichen Provinzen erhalten zu wollen. Den auffallendsten Beweis davon gab er durch eine Proklamation vom 8 März, welche die Antwort auf eine andere Proklamation enthielt, von der es ungewiß ist, ob Lord Wellington, oder die Royalisten in seinem Gefolge die wahren Urheber waren. Genug, wenn in dieser die Franzosen zur Zerbrechung des bisher von ihnen getragenen Joches aufgefordert wurden; so suchte der französische Marschall sie in ihrer Treue und Anhänglichkeit an Napoleon zu erhalten, indem er zugleich seine Soldaten zur Standhaftigkeit aufforderte. Viel ließ sich indeß nicht mehr durch ihn bewirken. Lord Wellington, den der Sieg bei Orthes zum Herrn des Terrains gemacht hatte, forderte den Herzog von Angouleme auf, sich in sein Hauptquartier von St. Sever zu begeben. Mit dem Herzog zugleich, wiewohl nicht in dessen Gefolge, kam Herr Bontemps du Barry, der, da er in Paris keine Pässe auf London hatte erhalten können, nach Bordeaux zurückgegangen war, und jetzt, abgesendet von den Einwohnern dieser Stadt, den

englischen Ober-General aufs dringendste bat, daß er doch seinen Marsch nach Bordeaux beschleunigen möchte, wo er mit Ungeduld erwartet werde. Lord Wellington trug kein Bedenken, der Erwartung zu entsprechen, die man in Bordeaux hegte. Die schwierigen Manövres, welchen er seine Erfolge verdankte, waren nur Ein Theil des großen Plans, den er gemacht hatte, nur das Vorspiel des Vorrückens mit seiner ganzen Armee. Der Marschall Beresford wurde sogleich berechtigt, sich von Mont de Marsan mit einer Kolonne von 15000 Mann nach Bordeaux zu begeben, und diese Stadt, deren Besetzung von so großer Wichtigkeit war, in Besitz zu nehmen. Der Herzog von Angouleme gab dem Marquis von la Rochejaquelin seine Instructionen in Betreff der Stadt Bordeaux, und dieser Edelmann aus Poitou kam den 10 März daselbst ganz in der Stille an, versammelte die Häupter der royalistischen Parthei und verkündigte ihnen, daß die englischen Truppen, welche sie so sehnsuchtsvoll erwartet hätten, in Anmarsch wären, und sich spätestens übermorgen vor den Stadtthoren zeigen würden. Alle Mitglieder der Conseils waren mit la Rochejaquelin darin einverstanden, daß man sich erklären müßte; indeß verlangten einige von ihnen noch einen Aufschub von 48 Stunden, damit man alles gehörig vorbereiten könnte. Dieser vertrug sich indessen nicht mit la Rochejaquelins Ungeduld, der keinen Augenblick verlieren wollte, und immer darauf zurück kam, daß man in revolutionairen Zeiten schon überlegt haben müßte, um ungehindert handeln zu können. Endlich vereinigte man sich dahin, daß man sich den 12ten erklären wollte;

und la Rochejaquelin schickte auf der Stelle den Herrn J. J. Luetkens an den Marschall Beresford, der von Mont de Marsan schon nach Langon aufgebrochen war. Der Marschall entsendete sogleich 800 Mann Kerntruppen, von welchen er selbst das Kommando übernahm. Bestürzung und Schrecken hatte sich, auf die Nachricht von Soults Niederlage bei Orthes, der Gemüther aller Agenten Napoleons in der Gironde bemächtigt. Der Senateur Cornudet, als außerordentlicher Commissair des Kaisers, gab sogleich den Befehl zur Absetzung aller bürgerlichen und geistlichen Autoritäten, indem er sogar verlangte, daß der unbedeutendste Einnehmer sich entfernen sollte. Hiermit nicht zufrieden, bemächtigte er sich der öffentlichen Kassen, und nahm aus der Münzstätte alle Werkzeuge, und aus den Niederlagen alles Pulver und allen Salpeter. Zwei Fregatten, deren Bau vorgeschritten war, wurden zerschlagen, und die Werfte in Brand gesetzt. Wie weit Cornudet, ohne die Dazwischenkunft des Volks, gegangen seyn würde, läßt sich nicht bestimmen. Besonnener betrug sich der Divisionsgeneral Lhuilier, dem die Vertheidigung von Bordeaux übertragen war. Gern hätte er diese Stadt vertheidigt; da aber kaum 1000 Soldaten im ganzen Departement zu vereinigen waren, so urtheilte er, daß ein unüberlegter Widerstand Bordeaux dem größten Unglück aussetzen könnte, und faßte folglich den Entschluß, sich zurück zu ziehen.

Befreit von den Behörden und den Truppen, erwarteten die Royalisten mit vermehrtem Vertrauen den Augenblick, der alle ihre Wünsche erfüllen sollte. Seinem Versprechen getreu, war der Graf Lynch in Bor-

deaux geblieben; eben so der Erzbischof. Um die Verbündeten auf eine der Sache würdige Weise zu empfangen, wurde von dem Commissarius des Königs und dem Maire der Stadt alles vorbereitet. An den Marschall Beresford schickte man Couriere, und Deputirte schickten sich an, die Huldigungen der Einwohner von Bordeaux zu den Füßen des Herzogs von Angouleme niederzulegen. Der englische General stieß auf seinem Zuge nach Bordeaux nur auf einige Brigaden Gensdarmerie, welche bald zerstreut waren. Von allen Punkten der Guienne und des Medoc eilten die Royalisten schaarenweise herbei, den Herzog zu begrüßen, und die Städte Roquefort und Bazas, ohne auch nur einen Augenblick zu wanken, pflanzten die weiße Fahne auf. Sobald der Marschall Beresford bei der Maye-Brücke angelangt war, schickte er den Obersten Vivian an den Maire von Bordeaux, um ihm anzuzeigen, daß er in eine treue und verbündete Stadt einzurücken glaube. Der Maire gab hierüber die bündigsten Versicherungen, und ging hierauf mit zwei Adjunkten und mehreren anderen Personen dem englischen General entgegen. Vor seiner Abreise aus der Stadt befahl er, daß man die weiße Fahne nicht eher aufpflanzen sollte, als bis man ihn den Marschall Beresford anreden sehen würde; und eben so sollte man die weiße Kokarde nicht eher anstecken, als bis er rufen würde: Es lebe der König! Beides geschah, der Verabredung gemäß; und als Marschall Beresford hierauf nach dem Stadthause geführt wurde, rief man von allen Seiten: „Es leben die Bourbons! Ehre den Engländern! Es lebe der Maire!" Die Royalisten waren unterdeß

dem Herzog von Angoulême auf drei Stunden Weges entgegen gegangen, und der Herzog von Guiche nach Bordeaux gekommen, um die Ankunft des Prinzen bekannt zu machen. Jetzt gingen frische Schaaren dem Prinzen entgegen; und auch der Maire stieg, von einem Theile des Municipal-Corps begleitet, von neuem in den Wagen, um den Enkel Heinrichs des Vierten, den Gemahl der einzigen Tochter Ludwigs des Sechszehnten, einzuholen. Umflossen von einem unermeßlichen Schwarm jubelnder Anhänger, und begleitet von dem Grafen von Damas, dem Herzog von Guiche und dem Grafen von Escars, langte der Prinz in den Mauern von Bordeaux an. Vergeblich versuchte der Maire, ihn anzureden; das Geschrei der freudetrunkenen Menge verhinderte ihn daran. Als nun der Prinz den Maire umarmte, da erscholl ein neuer Jubel, und unter gegenseitigen Glückwünschen umarmte man sich auf das Innigste. „Wir wollen das Vergangene vergessen, und für die Zukunft glücklich seyn," rief der Prinz; und diese Worte wurden mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen. Der Zug ging so langsam von Statten, daß man zwei Stunden gebrauchte, um in die Cathedrale zu kommen. Hier erwartete der Erzbischof, begleitet von seiner Geistlichkeit, den Prinzen an dem großen Eingang. Seine salbungsvolle Anrede endigte sich mit einem: „Es lebe der rechtmäßige König!" Hierauf trat der Prinz in die Kirche. Der freudige Tumult war so groß, daß es schier unmöglich war, ein Te Deum anzustimmen. Endlich, nach vielem Auf- und Niederwogen der Menge, kam auch dies zu Stande. Der Prinz begab sich hierauf erst nach dem Stadthause,

und von da nach dem königlichen Pallaste, wo er, aufgehalten auf jedem Schritt, erst mit dem Eintritt der Nacht ankam. So endigte sich dieser Tag. Eine Proklamation des Maire gab den Einwohnern Aufschluß über die Bewegungsgründe, die ihn geleitet hatten. Um die weiße Fahne stellte man die Fahnen Englands, Spaniens und Portugals, zum Zeichen, daß die Restauration der Bourbons begonnen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den Ideen, welche den verschiedenen Abtheilungen der National-Repräsentation in Kammern zum Grunde gelegt werden können.

In einer früheren Abhandlung ist von der Bestimmung der National-Repräsentation im Allgemeinen die Rede gewesen.

Hierüber ins Reine zu kommen, war nicht schwer; denn es bedurfte dazu nur einer Zergliederung des Wesens der Regierung, so wie solches durch die Natur der Gesellschaft bestimmt wird.

Bei weitem schwieriger ist die Entwickelung der Mittel, durch welche jene Bestimmung allein erreicht werden kann; denn dabei handelt es sich vor allen Dingen um den nothwendigen Organismus der National-Repräsentation, d. h. um einen Gegenstand, der so sehr im Dunkeln liegt, daß man mit Wahrheit sagen kann, er sey bisher noch niemals erörtert worden, außer in so fern es darauf ankam, dem Gegebenen einen Sinn zu leihen.

Darf die bloße Nachahmung an die Stelle der Ideen gebracht werden, so scheint freilich alles im Klaren zu seyn; denn alsdann glaubt man in den Ring gestochen zu haben, wenn man eine doppelte Kammer geschaffen hat, von welcher die eine die Kammer der Pairs oder der Reichsherrn, die andere die Kammer der Gemeinen

oder der Kreisabgeordneten genannt wird; so etwas nennt man: der Erfahrung folgen, die in Dingen des menschlichen Lebens die beste Lehrmeisterin sey. Allein, wie weit man auch die Gläubigkeit bei politischen Schöpfungen treiben möge; so stellen sich doch allmählig zwei Schwierigkeiten dar, welche überwunden werden müssen. Die eine ist, daß man sich klar mache, welcher Gedanke dieser Trennung der brittischen National-Repräsentation zum Grunde liege; die zweite, daß man untersuche, in wiefern dieser Gedanke anzuwenden sey auf eine politische Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, die unter ganz anderen Umständen zum Vorschein kommen, und gleichsam wie eine Minerva aus Jupiters Kopfe hervorgehen soll. Das wenigstens fühlt jeder, daß durch die bloße Umtaufe der Pairs in Reichsherrn, und durch die zweite Umtaufe der (freilich ein wenig anstößigen) Benennung von Gemeinen in sogenannte Departements- oder Kreis-Abgeordnete für das zu lösende Problem nichts geleistet sey; hier ist eine bloße Nachahmung, die sich zwar hinter andere Benennungen versteckt, aber deswegen nicht aufhört weder Nachahmung, noch gefährlich zu seyn.

Wenn man die Absonderung der National-Repräsentation in zwei verschiedene Kammern dadurch zu rechtfertigen glaubt, daß man sagt: eine einzige Körperschaft könne, dem Throne gegenüber, einen allzu hohen Grad von Stärke gewinnen, während sie für das Interesse der Gesellschaft theils aus Neigung, theils aus Gewohnheit allzu schwach sey: so ist ein solcher Grund freilich um so annehmlicher, je mehr er der Erfahrung entspricht. Aber erschöpft er die in Rede stehende Sache? Keines-

weges! denn es läßt sich eine solche Organisation dieser einzigen Körperschaft denken, daß sie nie dahin gelangen kann, der Autorität des Staatschefs auch nur den allermindesten Abbruch zu thun, ohne deshalb der Gesellschaft nützlicher zu werden. Auch die größte Versammlung läßt sich, um nur dies Einzige anzuführen, dadurch vollkommen harmlos machen, daß man sie von der Oeffentlichkeit trennt. Dies kann also keinen Bestimmungsgrund zu einer Absonderung der National-Repräsentation in zwei Kammern abgeben.

Kommt es aber auf eine sklavische Nachahmung dessen, was in Großbritannien einmal vorhanden ist, an: so wird die Erfahrung allenthalben, wo man sich auf eine solche einläßt, lehren, daß es absolut unmöglich ist, jenes Verhältniß nachzubilden, welches sich zwischen dem brittischen Ober- und Unterhause seit Jahrhunderten festgestellt hat. Dies Verhältniß hat sich nämlich auf eine so eigenthümliche Weise gebildet, und ist so sehr das Produkt der besonderen Entwickelung Englands, als Staat genommen, daß es ewig einzig bleiben wird. Noch jetzt, nach vier Jahrhunderten, findet man im brittischen Unterhause die Spuren seiner ursprünglichen Abhängigkeit von dem Oberhause: die erste liegt in der Benennung von Gemeinen, in Gegensatz von Adel; die zweite in dem Umstande, daß ein nicht geringer Theil der Mitglieder des Unterhauses seine Anstellung in demselben durch die Herrn des Oberhauses findet, und folglich bei weitem mehr Kreatur der Lords, als National-Repräsentant ist; die dritte in der Art und Weise, wie die beiden Häuser sich ihre gegenseitigen Resolutionen

mittheilen; eine Art und Weise, die auf Seiten des Unterhauses, wie mächtig sich dasselbe auch in anderer Hinsicht fühlen mag, eine große Deferenz, auf Seiten des Oberhauses hingegen eine gewisse alte Oberherrlichkeit beurkundet. Wie will man dies copiren, ohne daß eine bloße Nachäfferei entstehe? Wollte man sich aber auch über dies alles hinaussetzen: so würde die von uns in einem früheren Aufsatze beschriebene Manier, ein Gesetz in England zu Stande zu bringen, und das besondere Verhältniß, worin die Administration, als beständiger Usurpator des Vorschlags der Gesetze, zu der Repräsentation in Großbritannien steht, über alle Nachahmung hinaus seyn; nichts davon zu sagen, daß es keinem Könige und keinem Ministerium des festen Landes einfallen kann, sich auf ein bloßes Veto beschränken zu lassen. Dies alles beweiset, daß nichts unmöglicher ist, als in irgend einem gegebenen Staate eine Repräsentation in der Form des brittischen Ober- und Unterhauses zu stiften.

Dies Resultat gewinnt einen noch höheren Grad von Evidenz, wenn man auf die Geschichte Großbritanniens zurückgeht, um zu erforschen, wie die politische Schöpfung, welche diesen Staat auszeichnet, zu Stande gebracht worden ist. Auch dem unbefangensten Forscher muß sich alsdann der Gedanke aufdringen, daß derselben nie eine klare Idee zum Grunde gelegen habe, und daß, wo nicht der Zufall, doch die Kraft der Umstände, dabei am wirksamsten gewesen sey. Alles ist hervorgegangen aus dem Partheikampfe, der sich durch das von Wilhelm dem Eroberer eingeführte strenge Feudal-System

entwickelt hat; ein System, das, indem es zu Englands Lage in dem stärksten Widerspruche stand, kaum verfehlen konnte, diese und keine andere Wirkungen hervorzubringen. Die großen Barone, als erste Stützen der königlichen Autorität berechnet, begannen dieselbe zu bekämpfen, sobald sie zu den Staatslasten beitragen sollten; und wollten die brittischen Könige nicht, wie die deutschen, untergehen: so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Zuflucht zu den Bewohnern der Städte und Flecken zu nehmen, und diesen politische Rechte zu ertheilen. So entstand die charta magna. Das Haus der Gemeinen bildete sich Anfangs sogar gegen den Willen Derer, die Sitz und Stimme in demselben erhielten; und über seine ursprüngliche Schwäche entscheidet nichts so sehr, als der Kampf der weißen und rothen Rose. Die rücksichtslose Wuth, womit dieser Kampf geführt wurde, entschied für das Königthum, besonders durch den Umstand, daß Heinrich der Siebente die verlassenen Ländereien an sogenannte Freeholders vertheilte, und sich in diesen eine Stütze erwarb, welche vor ihm kein König gehabt hatte. Durch die Trennung der Kirche von dem Feudalwesen arbeitete sich die königliche Macht noch mehr aus der Abhängigkeit von den großen Baronen hervor; und sofern diese Trennung durch Heinrich den Achten bewirkt wurde, ward er der Wohlthäter Englands in einem nicht genug anerkannten Grade. Nie lag es in der Idee der brittischen Könige, das zu werden, was sie im achtzehnten Jahrhunderte geworden sind; alle strebten vielmehr nach derselben Absolutheit, die den Königen des festen Landes wirklich zu Theil wurde. Aber indem

das Schicksal selbst sich der Britten, seit dem Hintritt der Königin Elisabeth, in einem raschen Dynastieen-Wechsel annahm, und folglich die Großen, im Einverständniß mit der Nation, die Bedingungen vorschreiben konnten, unter welchen die zugelassenen Könige regieren sollten, entstand das, was man gegenwärtig die Verfassung Großbritanniens nennt: ein Ding, das, wie vortheilhaft man auch in anderer Hinsicht darüber urtheilen möge, doch keinesweges von einer solchen Beschaffenheit ist, daß irgend ein Volk, welches nicht gerade dieselben Schicksale gehabt hat, dasselbe wiederholen oder copiren könnte. Nie haben in den Staaten des festen Landes die großen Barone in demselben Verhältnisse zu den Königen und zu dem Volke gestanden; und jetzt, wo seit dem Eintritte der brittischen Gemeinen in die National-Repräsentation vier Jahrhunderte verflossen sind, und alle gesellschaftlichen Verhältnisse sich auf einem anderen Punkte der Entwickelung befinden — jetzt läßt sich, auch wenn man von dem, was der Dynastieen-Wechsel für Großbritannien geleistet hat, ganz abstrahiren will, nicht wiederholen, was das Werk besonderer Umstände ist.

Von einer bloßen Nachahmung der brittischen Verfassung kann also gar nicht die Rede seyn.

Ohne die Idee einer Absonderung der National-Repräsentation in ein Ober- und in ein Unterhaus im Mindesten zu bekämpfen, kann man die Frage aufwerfen: was denn eigentlich in der Bildung eines Oberhauses beabsichtigt werden müsse?

Die Antwort auf diese Frage würde in Deutschland seyn: eine Repräsentation des Adels; und

diese Antwort könnte man sich gefallen lassen, wenn der Begriff, den das Wort Adel in sich schließet, bestimmter wäre, als er es leider! nicht ist. Versteht man unter Adel diejenige Klasse der Gesellschaft, welche im Besitz gewisser Privilegien ist: so giebt es, wofern die Erfahrung von England entscheiden darf, für die Aufrechthaltung dieser Privilegien kein unschicklicheres Mittel, als die Bildung eines Oberhauses; denn gerade von dem Augenblick an, wo diese Schöpfung in England zu Stande gekommen ist, hat der Verfall des Adels, als einer privilegirten Klasse, seinen Anfang genommen, so daß ihm seit Jahrhunderten kaum noch etwas anderes übrig geblieben ist, als sich an seinen Pergamenten und Wappen zu weiden, und in auffallender Abgeschiedenheit vom Staatsleben seine Ansprüche dadurch festzuhalten, daß er, als Graf, nur einem Baron, als Baron, nur einem Squire eine Stelle an seinem Tische gestattet. In der That, das brittische Oberhaus ist nicht die Repräsentation einer besonderen Klasse, Adel genannt, sondern ein Patriciat, das, selbst wenn es aus lauter Edelleuten, was nicht der Fall ist, zusammengesetzt seyn sollte, nicht das Wohl und Weh des Adels, wohl aber das der ganzen Gesellschaft zu umfassen bestimmt ist. Unstreitig sind die brittischen Pairs größtentheils Adeliche; aber als solche haben sie mit dem Adel des festen Landes sehr wenig gemein. Wenn bei diesem die Abkunft entscheidet; so entscheidet bei jenen die Eminenz ihrer politischen Verrichtungen. Eben darum gehören ihre Brüder der gemeinen Klasse an. Kann man aber einen auffallenderen Beweis für die Behauptung auffinden, daß

das,

das, was man Geblüt zu nennen pflegt, bei dem brittischen Adel in gar keine Betrachtung kommt? Denn, wenn dies der Fall wäre, so würden, wie in Deutschland, Frankreich u. s. w., alle Kinder eines und desselben Vaters adelich seyn, was ganz und gar nicht statt findet. Man kann und darf es gerade heraus sagen, daß es sich mit dem brittischen Adel ganz anders verhält, als mit dem des festen Landes; und wie jener auch in früheren Zeiten aufgefaßt seyn möge, so verträgt sich sein gegenwärtiges Daseyn doch nur mit Einer Auffassung, nämlich mit der eines politischen Instituts, dessen Zweck die Sicherung des Thrones auf eine eigenthümliche Weise ist. Nämlich auf folgende:

Der brittische Thron ist, wie alle europäischen Throne, ein Fidei-Commiß. Als solches nun, schließt er zugleich den Begriff eines Amts und den einer Würde in sich. Wäre er ein bloßes Amt, so würde er eben so wenig erblich seyn können, als jedes andere Amt; denn die Natur des Amtes bringt es mit sich, gewisse Eigenschaften zu erfordern, die nicht als das Resultat der Erblichkeit gedacht werden können. Anders verhält es sich mit der Würde, die niemals solche Eigenschaften von Demjenigen fordert, der sie bekleidet. Da nun der Thron Amt und Würde zugleich ist, so schließet er auch die Erblichkeit nicht absolut aus. Um aber die Würde in dem Thron, und folglich auch die Erblichkeit desselben, als vortheilhaft für die Gesellschaft, noch besonders zu beschützen, ist man in England auf den Gedanken gerathen, da einmal die Erblichkeit keine Anwendung auf Staatsämter leidet, sie in der National-Repräsenta-

tion für alle Diejenigen zu begründen, deren Vermögen groß genug ist, sich mit einer Erblichkeit zu vertragen. Ein schöner Gedanke, der in England um so näher lag, je mehr er durch das strenge Feudalwesen und durch die daraus hervorgegangene Vermengung von Amt und Gut, nach dem Gesetz der Erstgeburt vorbereitet war! Indeß konnte dieser Gedanke durchaus nicht realisirt werden, ohne den Adel nach dem hergebrachten Begriff von Abstammung und Geblüt zu Grunde gehen zu lassen. Und dasselbe wird allenthalben der Fall seyn, wo man, gleichviel unter welcher Benennung, ein Oberhaus auf Fidei-Commisse gründet; denn es liegt in der Natur der Dinge, daß ein großes Vermögen, wenn es nach gemeinen Gesetzen getheilt wird, ganz von selbst verschwindet, und folglich nicht anders zur Grundlage einer politischen Schöpfung werden kann, als dadurch, daß man es in Fidei-Commiß verwandelt. Auf diesem Wege wird man immer nur ein Patriciat, keineswegs aber eine Repräsentation des Adels in dem hergebrachten Sinne des Worts erhalten.

So wie man nun das brittische Oberhaus die Verklärung des Feudal-Adels nennen könnte; so ließe sich auch behaupten, daß dieselbe Verklärung, ihre Möglichkeit vorausgesetzt, in allen Staaten des festen Landes sehr wünschenswerth seyn würde. Auf der einen Seite würde dadurch eine nicht geringe Anzahl von Personen, welche durch Vermögen und Bildung gleich sehr zu einer unmittelbaren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen ist, nicht länger, gleich dem gemeinsten Tagelöhner, der seinen Unterhalt im Schweiße seines

Angesichts erwerben muß, davon ausgeschlossen, und auf die Aufsicht über die Verrichtungen des Ackerbaues und der Viehzucht beschränkt seyn. Auf der andern Seite würde dem, was der Kanzler Bacon ein divortium inter honores et pecunias nennt, für einen großen Theil des Adels ein Ende gemacht, und die Summe des allgemeinen Glücks in einer freieren Gewerbthätigkeit wesentlich vermehrt werden; denn es läßt sich nicht leugnen, daß eine nicht geringe Zahl unglücklich ist durch das Mißverhältniß, worin ihre Ansprüche zu ihren Mitteln stehen. Es kommt aber noch dazu, daß die Gründe, womit man den Adel nach hergebrachtem Begriff vertheidigt, immer mehr an Stärke und Kraft verlieren. Als nützliches Vorurtheil steht er, dies läßt sich nicht leugnen, in Widerspruch mit sich selbst: denn ist er nützlich, so ist er kein Vorurtheil; und ist er ein Vorurtheil, so ist er nicht nützlich. Die letzten Schanzen, in welche sich seine Vertheidiger zurückzuziehen pflegen, indem sie behaupten, daß sich ohne ihn weder ein Hof bilden, noch eine Armee anführen lasse, sind durch zwei große Thatsachen über den Haufen geworfen worden, die sich nicht bestreiten lassen; wir haben es nämlich erlebt, daß ein sehr glänzender Hof ohne Adel gebildet worden ist, und während eben dieser Periode hat eine Armee, von lauter sogenannten plebejischen Generalen geführt, Wunder der Tapferkeit verrichtet.

Als bloßes Patriciat (nicht als Repräsentation des Adels) gedacht, würde aber ein Oberhaus, oder eine Versammlung von Reichsherrn, sehr nützlich seyn, selbst wenn es mit dem Unterhause oder der Versammlung der

Kreisabgeordneten nicht in dem Zusammenhang stände, worin in Großbritannien die Kammer der Pairs mit der Kammer der Gemeinen steht. Der Vorwurf, den man so oft dem brittischen Oberhause gemacht hat, daß so wenig von ihm ausgehe, und daß es im Großen nur wie Blei wirke, ist bei weitem mehr ein Lobspruch, als ein Tadel. In England hängt diese Eigenthümlichkeit zusammen mit den organischen Gesetzen, die, indem sie dem Parliamente die ausschließende Initiative der Gesetze beigelegt haben, nichts weniger als fehlerlos sind. Wäre das Oberhaus in Hervorbringung von Gesetzesvorschlägen eben so fruchtbar, als das Unterhaus: so ließe sich gar nicht berechnen, wie sich der König retten könnte vor allen den Vorschlägen, die sich um seine Sanction bewerben würden. Glücklicherweise aber hat das Oberhaus keinen von den Antrieben, unter welchen das Unterhaus steht, und die wohlthätige Folge davon ist: auf der einen Seite, daß jenes in seiner eigenen Person höchst selten als Gesetzgeber auftritt; auf der andern, daß es den größten Theil der Resolutionen des Unterhauses kassirt, ehe sie sich um die Sanction des Königs bewerben können. Durch beides ist in Großbritanniens Gesetzgebung die Stätigkeit gebracht worden, welche diesen Staat vor allen Staaten Europa's bisher ausgezeichnet hat. Die vis inertiae der Kammer brittischer Pairs ist also eine sehr wesentliche Wohlthat, und wäre es denkbar, daß sie sich jemals in eine vis impulsionis verwandeln könnte: so würde, wo nicht das ganze brittische Reich zu Grunde gerichtet, doch in allen Beziehungen sehr wesentlich verändert werden. Mehr oder weniger aber muß

ihm hierin jedes europäische Oberhaus gleich kommen, wenn es einen Werth erhalten soll. Die Widerstands-kraft setzet in moralischen Dingen keinen geringeren Grad von Einsicht und Tugend voraus, als die Antriebs-kraft; und wenn man sagen wollte, jene müsse eben so gut erworben werden, wie diese: so würde sich, sofern diese Bemerkung vorzüglich gegen die vis inertiae, welche ein großes Vermögen mit sich führt, gerichtet wäre, antworten lassen: „allerdings! aber es kann auch nie der Gedanke seyn, daß das Vermögen den Pair aus-machen solle.“ Es könnte sogar dafür gesorgt werden, daß man zu den Verrichtungen eines Pairs eben so erzogen würde, wie man es zu jeder anderen wird; und wenn nur erst gehörig ausgemittelt wäre, worin diese Verrichtungen bestehen, so müßte dies sogar leicht seyn.

Wirklich ist dies der Punkt, um welchen sich Alles dreht. Da wir nun darauf Verzicht leisten müssen, jemals ein Wesen, wie die brittische Regierung ist, ins Leben zu rufen; so können wir uns vor dem Vorwurfe der Nachäfferei nur dadurch schützen, daß wir die Ideen, welche den verschiedenen Abtheilungen der National-Repräsentation zum Grunde gelegt werden müssen, von einer freien Untersuchung abhängig machen, deren Gegenstand auf der einen Seite die Gesellschaft, auf der andern die Regierung ist. Wie aber zu bleibenden Resultaten gelangen? Die Sache ist vielleicht minder schwierig, als sie es auf den ersten Anblick scheint.

Darüber sind wir einverstanden, daß die Regierung den doppelten Charakter der Einheit und Gesellschaftlichkeit haben müsse, und daß jener sich nur durch eine im

engsten Zusammenhange mit sich selbst stehende und durch das Gesetz der Unterordnung eng verbundene Administration, dieser sich nur durch eine wesentlich auf freier Wahl beruhende Repräsentation feststellen lasse. Darüber sind wir ferner einverstanden, daß alles, was Initiative der Gesetze genannt werden kann, von der Administration, alles hingegen, was Ausbildung der Initiative zu einem Gesetz und Sanction genannt werden muß, von der Repräsentation herrühren müsse. Dies nun vorausgesetzt, kommt es auf eine Classification der öffentlichen Willen an. Diese aber lassen sich am bequemsten in drei Klassen absondern: nämlich 1) in solche, welche sich auf die Organisation der Regierung beziehen, und wenn sie dem allgemeinen Interesse gemäß sind, souveraine Gesetze werden; 2) in solche, welche auf das Verhältniß der Bürger, als Unterthanen der Regierung, Einfluß haben, und wenn sie dem allgemeinen Interesse gemäß sind, bürgerliche Gesetze werden; 3) in solche, welche auf das Verhältniß des Staats zu benachbarten Staaten einfließen, und wenn sie dem allgemeinen Interesse gemäß sind, Traktaten werden. Ich mache hier immer den Zusatz: wenn sie dem allgemeinen Interesse gemäß sind, weil die Bestimmung einer National-Repräsentation, in welcher Gestalt sie auch auftreten möge, nie eine andere seyn kann, als — Ausmittelung des allgemeinen Besten. Hiernach nun zerfiele die National-Repräsentation wesentlich in drei Kollegia oder Körperschaften, von welchen der einen die Sozialisirung der souverainen, der zweiten die der bürgerlichen Willen, der dritten endlich die Sozialisirung

der Traktaten obläge. Allerdings würden wir auf diesem Wege zu einem Regierungs-System gelangen, das sich von allen, welche bis jetzt da gewesen sind, wesentlich unterschiede; aber, wenn von Seiten Desjenigen, der eine Idee entwickelt, nur nicht verlangt wird, daß sie, so zu sagen, Knall und Fall in die Wirklichkeit übergehe: so ist und bleibt sie unschuldig, und wer in sie eindringen will, hat davon wenigstens den Vortheil, seine Ansichten zu erweitern. So gehe ich zu dem Einzelnen über; doch nicht, ohne vorher erklärt zu haben, was es mit den souverainen Gesetzen auf sich hat.

Soll das Gesetz existiren, so muß es geschaffen werden; damit es aber geschaffen werde, bedarf es zweierlei: nämlich einmal eines Schöpfers, zweitens einer Autorität, wodurch er berechtigt sey, den öffentlichen Willen hervorzubringen. Da nun diese Berechtigung nur von einem Gesetz herrühren kann, so wird es nothwendig, das Gesetz auf das Gesetz zu impfen, d. h. Gesetze zu geben, durch welche festgesetzt wird, wie Gesetze gegeben werden sollen. Diese Urgesetze nun nenne ich die souverainen Gesetze. Sie bestimmen wesentlich die Staatsform, und von ihrer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit hängt das Wohl und das Wehe der ganzen Gesellschaft wenigstens in sofern ab, als da, wo sie vollkommner sind, die allergeringsten Schwankungen Statt finden können. Am vollkommensten aber sind sie da, wo sie den natürlichen oder göttlichen Gesetzen, welche die Wirkung von der Gegenwirkung, die Kraft von der Gegenkraft abhängig machen, am meisten entsprechen, und folglich die glückliche Wirkung hervorbringen, daß Diejenigen, welche

zu befehlen scheinen, nur gehorchen; nämlich denjenigen Gesetzen, welche zum Befehl berechtigen. Daß es also in einem Staat einen König, ein Ministerium, einen Staatsrath u. s. w. giebt, kann nur als die Folge dieser Gesetze gedacht werden, die ich die souverainen genannt habe.

Nun sind aber die souverainen Gesetze nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß sie nicht verbessert oder verschlechtert werden könnten; und in sofern die Willkühr auch über sie gebieten könnte, ist es für die Gesellschaft unstreitig heilsam, daß ein Collegium existire, welches die Aufrechthaltung derselben, wenn sie einmal gut sind, und die Verbesserung derselben, wenn sie schlecht seyn sollten, zum Zweck habe. Die Hervorbringung der souverainen Willen muß, wie sich ganz von selbst versteht, Demjenigen verbleiben, dem die Hervorbringung aller öffentlichen Willen ohne alle Ausnahme übertragen ist; aber die Socialisirung jener Willen macht den eigenthümlichen Wirkungskreis des so eben bezeichneten Collegiums aus, das man Senat, oder wie man sonst wolle, benennen mag. Wenn daher (um uns hier einige Fälle zu denken) der Monarch auf den Gedanken geriethe, die ersten Staatsämter erblich zu machen, indem er sich von einer solchen Maaßregel eine größere Stätigkeit der ganzen Regierung verspräche: so würden die Senatoren diejenigen seyn, welche durch die Darstellung von den natürlichen Folgen dieser Maaßregel ihm bewiesen, wie seine ganze Autorität auf der Nicht-Erblichkeit der Staatsämter beruhe, und weshalb folglich jene Erblichkeit unterbleiben müsse. Oder wenn der Monarch auf den Einfall geriethe, die

Geistlichkeit des Reichs zu einem größeren Ansehn zu erheben, in der Voraussetzung, daß die Sittlichkeit seiner Unterthanen dadurch gewinnen werde; so würden es wiederum die Senatoren seyn, welche ihm zeigten, wie, in dem Verhältnisse der Kirche zum Staate, alles Gute, was sich von der ersteren erwarten läßt, wesentlich darauf beruhe, daß sie nicht aus den Gränzen einer Institution hervortrete, und daß folglich ihre ersten Beamten keine Art von Macht ausüben. Oder wenn der Monarch damit umginge, sein Reich unter seine Söhne zu vertheilen, oder den Prinzen seines Hauses Souverainetätsrechte einzuräumen: so würde es in dem Wirkungskreis der Senatoren liegen, ihn auf die unseligen Folgen einer solchen Handlung aufmerksam zu machen. So in tausend und aber tausend Fällen, welche hier nicht angeführt werden können. Wollte man sagen: wo ist der Monarch, der sich so etwas einfallen ließe? so ist die natürliche Antwort auf diese Frage: der Monarch darf jeden Gedanken haben, von welchem er glaubt, daß er nützlich seyn werde; im Staate aber müssen solche Einrichtungen getroffen seyn, daß nicht jeder seiner Gedanken sich sogleich in ein Gesetz verwandele. Außerdem ist die Geschichte voll von Beispielen, welche beweisen, daß der Mangel solcher Einrichtungen zu den stärksten Zerrüttungen geführt hat. Als Ludwig der Sechzehnte damit umging, den Adel und die Geistlichkeit seines Reichs zu einer gleichen Besteurung heranzuziehen, und das Parliament, von seinem eigenen Geld-Interesse geleitet, sich dieser Maaßregel widersetzte und auf eine Zusammenberufung der Generalstaaten drang: da schien es diesem

Könige sehr zweckmäßig, die Widerstandskraft des Adels und der Geistlichkeit dadurch zu vermindern, daß er dem dritten Stande, der bis dahin im Druck gelebt hatte, eine Deputation gestattete, wodurch er den beiden ersten Ständen gleich kam. Wäre nun das Parlament gewesen, wofür es immer gelten wollte, die Socialität des Königs: so würde es ihn aufmerksam gemacht haben auf die Folgen, die eine solche Zusammenberufung unter den obwaltenden Umständen haben mußte. Das Parlament war nicht, wofür es gelten wollte; und die Folge davon war jene Revolution, welche den französischen Staat zerrüttete, Ludwig dem Sechzehnten das Leben kostete, und das Parlament zertrümmerte. Es läßt sich vielleicht nie angeben, worin der zu begehende Fehler bestehen werde; auch giebt es vielleicht kein Reich, in welchem nicht Fehler begangen würden: aber der Unterschied zwischen einem schlecht und einem gut constituirten Reiche besteht darin, daß, während in jenem der kleinste Mißgriff verderblich werden kann, dieses eine Organisationskraft in sich schließt, vermöge welcher es allen Anfällen von innen und außen her gewachsen ist. Darum ist es entschieden gut, daß es in allen großen Reichen ein erbliches Patriciat gebe, das ein Sammelplatz für alle Arten von Erfahrung sey; wenigstens schließt die Erblichkeit keine von den Vorbereitungen aus, welche den Functionen eines ächten Reichssenators vorangehen müssen, der in der That herzlich wenig seyn würde, wenn nur Vermögen und Abkunft für ihn sprächen.

So viel von dem Wirkungskreise der ersten Socialisirungs-Behörde.

Was die zweite betrifft, so sind alle diejenigen Willen, die wir bürgerliche genannt haben, ihrer Beurtheilung unterworfen, ehe sie zur Gesellschaft gelangen. Wie sie gebildet werden müsse, um ihrer Bestimmung zu entsprechen, davon kann hier, wo es sich bloß um ihren Wirkungskreis handelt, nicht die Rede seyn; genug, daß man allgemein darüber einverstanden ist, sie könne nur aus der Wahl, und zwar aus einer freien Wahl hervorgehen. In Rücksicht auf die bürgerlichen Willen aber findet dasselbe Statt, was wir oben von den souverainen Willen bemerkt haben. Gesetzt also, der Monarch, oder dessen Minister hätten die Absicht, gewisse gegen das Publikum eingegangene Verbindlichkeiten entweder gar nicht, oder etwa nur zur Hälfte zu erfüllen; so würde das Gesetzgebungs-Conseil, oder wie man sonst diese Behörde nennen will, es seyn, das dergleichen hintertriebe. Gesetzt ferner, die Administration beabsichtigte eine Verfälschung der Münze, oder eine unnatürliche Vermehrung des Papiergeldes; so würde es in seiner Pflicht liegen, einer solchen Maaßregel in den Weg zu treten. Gesetzt ferner, es wäre die Rede von erschöpfenden Aushebungen für den Militairdienst, nicht in Vertheidigungs-, wohl aber in Eroberungsabsichten: so würde es seine Zustimmung versagen. Gesetzt endlich, es handelte sich um Maaßregeln, welche dem gesellschaftlichen Zustande der einen oder der anderen Provinz entgegen wären: so würde es dies bemerklich machen. Es ließe sich noch eine lange Reihe von Fällen anführen, um das Pflichtgebiet eines solchen Collegiums zu bezeichnen; da sie aber nicht erschöpft werden können, so lassen wir es bei den ange-

führten bewenden. Die Nützlichkeit des Kollegiums selbst beruht auf zweierlei: nämlich auf der Vereinigung der einsichtsvollsten Köpfe aus allen Provinzen des Reichs, und auf der Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, welche die Mitglieder besitzen. Wenn das größte aller politischen Probleme darin besteht, daß man ein Mittel erfinde, die Kreise des besonderen Interesse in den Kreis des allgemeinen Interesse zu beschreiben, so daß sie concentrisch werden: so giebt es schwerlich ein anderes, als das der Deputationen für die bürgerliche Gesetzgebung. Hätten die Alten dies Problem gelöset, so existirte schwerlich eine neue Welt im Gegensatz von einer alten. Gegenwärtig nähert man sich der Lösung viel mehr, als daß man mit Wahrheit sagen könnte, sie sey bereits vollendet. Hervorgehen muß die Vollendung aus der Harmonie des Repräsentativ-Systems mit der erblichen Fürstenmacht. Daß beide zusammengehören, ahnet man leicht; aber die Verbindung von beiden unterliegt noch manchen Schwierigkeiten, von welchen die Idee einer Mittelmacht, die man noch immer festhält, gewiß nicht die kleinste und geringfügigste ist. Erst dann also, wenn man zu der Ueberzeugung gelangt seyn wird, daß es keine Mittelmacht geben darf, erst dann, wenn die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz sich in einer Art von Nothwendigkeit wird dargestellt haben, erst dann, wenn allen für Civil- und Militair-Aemter dieselbe Laufbahn wird eröffnet worden seyn: erst dann und nicht eher, wird in Erfüllung gehen, was vielleicht in den Wünschen Aller liegt, was aber Jeder auf einem eigenthümlichen, seinem besonderen Vortheil entsprechenden Wege realisiren möchte.

Montesquieu bemerkt in Beziehung auf England, daß es, um seinem Freiheitstriebe genug zu thun, jene Mittelmächte abgeschafft habe, die ehemals ein Bestandtheil der brittischen Monarchie gewesen wären, und er fügt dann hinzu: „die Engländer thun sehr Recht daran, ihre gegenwärtige Verfassung aus allen Kräften zu vertheidigen, weil sie dieselbe nicht aufgeben können, ohne in die Sklaverei zurückzusinken, aus welcher sie hervorgegangen sind.“ Will man sich denn darauf beschränken, England nur zu bewundern? Zugegeben, daß wir es nie darauf anlegen dürfen, Engländer zu werden (was in sich selbst unmöglich ist): was könnte uns wohl abhalten, uns von ihrem Regierungs-System das anzueignen, was der Natur der Dinge entspricht und durchaus nicht entbehrt werden kann, wenn eine große Gesammtkraft entstehen soll, die immer nur in sofern möglich ist, als alles zur Einheit hinstrebt? Unstreitig darf das brittische Unterhaus nicht in den Gebrechen kopirt werden, die es in sich schließt; aber nicht von diesen ist die Rede, sondern von einer Vereinigung der Nation mit der Regierung, die auf keinen Zufälligkeiten beruht, und eben so gut gegründet ist, als die Erscheinungen der den Mittelpunkt suchenden und Mittelpunkt fliehenden Kraft in dem Weltall.

Ich komme jetzt zu der dritten Socialisirungs-Behörde, d. h. zu derjenigen, die sich mit der Bearbeitung der Traktaten beschäftiget.

Es ist aber nicht leicht, sich über dieselbe zu erklären. Eingestehen muß man sogleich, daß der bloßen Idee einer solchen Behörde sich mehrere Vorurtheile ent-

gegenstellen. Das erste von allen ist jene Absolutheit des Monarchen, von welcher man annimmt, daß sie der Ausdruck der höchsten persönlichen Macht sey, da doch nichts erwiesener ist, als daß alle Macht auf der Uebereinstimmung des National-Willens mit dem Willen des Monarchen beruht. Ein zweites Vorurtheil ist, daß selbst diejenigen Nationen, welche ihre Monarchen in Beziehung auf Alles, was die Gesetzgebung für das Innere betrifft, beschränkten, eben diesen Monarchen in Ansehung der Behandlung der auswärtigen Verhältnisse die freieste Hand gelassen haben; so haben es zum Beispiel England und Schweden gemacht, welche für gut constituirte Reiche gelten. Das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, wird also allgemein als eine von den Hauptprärogativen der Krone betrachtet. Nun kann zwar der Gedanke niemals seyn, das, was zum Wesen des Königthums gehört, zu schmälern, oder wohl gar zu vernichten; allein, wenn die Nothwendigkeit von Socialisirungs-Behörden in Ansehung derjenigen Willen, welche wir souveraine und bürgerliche Willen genannt haben, erwiesen ist; warum sollte es die Nothwendigkeit einer dritten Socialisirungs-Behörde, deren ausschließender Gegenstand die Traktaten sind, nicht auch seyn? So viel liegt am Tage, daß sich die Rückwirkung der Behandlung auswärtiger Verhältnisse auf die Beschaffenheit der inneren nicht verkennen läßt. Man könnte und sollte die Frage aufwerfen, was England dadurch gewonnen habe, daß es seinen Königen, in Beziehung auf die Gesetzgebung für das Innere, hat die Hände binden wollen, während es eben diesen Königen in Beziehung auf

das Aeußere den freiesten Spielraum gelassen hat? Was Privatpersonen, die sich in ihrem eigenen Hauswesen nicht wohl befinden, leicht begegnet, nämlich daß sie außer demselben ihre Entschädigungen suchen, dasselbe begegnet auch Königen, die man für das Innere ihres Reichs unnatürlich beschränken will; und so wie das Hauswesen leidet und allmählig zu Grunde geht, wenn der Mann oder die Frau ihr Interesse von demselben trennen, so begegnet dasselbe auch den Staaten, wenn die ersten Vorsteher derselben immer nur mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt sind. Großbritannien ist auf diesem Wege zu seiner ungeheuren Nationalschuld gelangt, die es quält und quälen wird, bis alle Verhältnisse im Innern des Reichs so verändert sind, daß von ihrem ehemaligen Seyn keine Spur übrig geblieben ist. Auf jeden Fall ist es ein Widerspruch in der Staatsgesetzgebung, einen Monarchen für das Innere beschränken zu wollen, und seiner Willkühr für das Aeußere keine Gränze zu setzen. Unstreitig würde dieser Widerspruch weder in England, noch in Schweden Statt finden, wenn die Lage dieser Reiche nicht zu dem Gedanken geführt hätte: es hänge ganz von ihnen ab, den Grad des Antheils zu bestimmen, den sie an den europäischen Händeln nehmen wollen. Ganz richtig ist dieser Gedanke nicht; indeß läßt sich nicht leugnen, daß England und Schweden in dieser Hinsicht Vorzüge genießen, welche den reinen Continental-Mächten abgehn. Was nun diese betrifft, so ist nichts widersinniger, als die Idee eines französischen Schriftstellers unserer Zeit, welcher behauptet: Frankreichs Continental-Lage bringe

es mit sich, einen König von Frankreich in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten noch weit mehr seiner Willkühr zu überlassen, als dies in England der Fall sey; kurz, das französische Königthum in dieser Beziehung zu einer römischen Diktatur zu erheben. Hätte Herr von Chateaubriant, der Urheber dieses Urtheils, die Kraft, die Dinge in ihrem Wesen aufzufassen: so würde er gerade auf das Gegentheil geschlossen haben, indem nichts im Stande ist, Frankreich, als einer Continental-Macht, die Vortheile und Vorzüge zu ersetzen, welche England seiner Lage verdankt. Englands Politik kann und darf eine kriegerische seyn, weil dieses Reich von plötzlichen Unfällen, z. B. von verlornen Schlachten, das Allerwenigste zu befürchten hat; Frankreichs Politik hingegen kann und darf, gerade wie die der übrigen Continental-Mächte (Rußland etwa ausgenommen), keine kriegerische seyn, weil dies allzu gefährlich ist. Eben deswegen sollte auch durch das politische System der Continental-Reiche dafür gesorgt seyn, daß es in Europa keine andere Kriege geben könnte, als bloße Vertheidigungskriege; und es kann schwerlich geleugnet werden, daß demjenigen Theile der europäischen Staatsgesetzgebung, welcher eine Erblichkeit der Throne feststellt, dieser Gedanke zum Grunde liegt. Indeß ist es bei weitem noch nicht dahin gekommen, daß Angriffs- und Eroberungskriege aus Europa verschwinden könnten. Auf der einen Seite ist die Stellung, welche die Völker gegen einander haben, dazu noch viel zu unnatürlich, indem das, was einzig durch den Tract der Gebirge und den Lauf der Flüsse bestimmt werden sollte, von ganz ande-

ren

ren Bestimmungen abhängig gemacht ist. Auf der andern ist das politische System einzelner Staaten noch so chaotisch und verwirrt, daß es das Wunder aller Wunder seyn würde, wenn in den Kriegen, welche sich hieraus entwickeln, nicht auch Eroberungsabsichten zum Vorschein träten. Besonders ladet Deutschland durch seine Verfassung zu Eroberungskriegen ein; denn, wenn ein Reich so zusammengesetzt ist, daß es aus lauter Staaten besteht, die unter sich in bloß völkerrechtlichen Verhältnissen leben, und von welchen zuletzt jeder den Ehrgeiz hat, lieber als eine europäische, denn als eine deutsche Macht betrachtet zu werden: so wird durch einen solchen Zustand der Dinge die Einladung zu Kriegen aller Art nur um so größer vermöge der Lage, welche Deutschland in Europa hat. Dieses Reich sollte aus allen nur denkbaren Gründen die beste Verfassung haben, um seine allenthalben offenen Gränzen desto besser vertheidigen zu können; indem jenes aber nicht der Fall ist, wird es, trotz seiner starken Bevölkerung und des kriegerischen Geistes seiner Bewohner, ein Spielball für alle europäische Nationen, die sich in seine Angelegenheiten um so lieber mischen, je mehr sie dabei die Aussicht haben, ihrer relativen Stärke eine ewige Dauer zu geben.

Bei dem allen ist es mehr, als ein frommer Wunsch, daß Krieg und Frieden nicht länger von den Bestimmungen eines Einzigen abhängen mögen; es ist nämlich ein Gedanke, der sich ganz von selbst aufdrängt, wenn man das neuere Militair-System ein wenig schärfer ins Auge faßt. Bei stehenden Armeen, wenn sie durch keine Land-

wehr unterstützt werden, hat man es vielleicht in seiner Gewalt, über Krieg und Frieden imperatorisch zu entscheiden. Nicht so bei einem Vertheidigungs- oder Angriffs-System, welches die Mitwirkung der ganzen Nation voraussetzt. Wo so etwas Statt findet, da können und dürfen die Kriege nicht — wie Bacon es ausdrückt — im Dunkeln geführt werden. Soll eine Landwehr mit Erfolg gebraucht werden, so muß die Kraft des Gemüths im Spiele seyn; dieser aber bemächtigt man sich nur durch Ideen der Gerechtigkeit und Freiheit. Nur im nomadischen Zustande geht der Gedanke eines Krieges von der Nation selbst aus; im civilisirten Zustande kann und darf dies so wenig der Fall seyn, daß sich kaum etwas denken läßt, was noch unnatürlicher wäre. Dies schließt aber die Theilnahme eines Volkes an den Verhandlungen über Krieg und Frieden nicht aus. Ein Werk, das nur in sofern mit Erfolg vollzogen werden kann, als Jeder sich für dasselbe interessirt und mittel- oder unmittelbar zur Vollendung desselben beiträgt, muß nicht als eine Privat-Sache behandelt werden, bei welcher man von seinem Geheimnisse so viel bewahrt, als man immer kann. Darum nun würde es sehr nützlich seyn, wenn zu dem, was man beim Ausbruch eines Krieges zu thun pflegt, um die öffentliche Meinung für denselben zu gewinnen, noch etwas hinzu käme, wodurch diese erfolgreicher fixirt würde; und dieses Etwas kann schwerlich anders aufgefaßt werden, als in einem Collegium, welchem die Socialisirung der Traktaten übertragen ist. Ein solches Collegium müßte zusammengesetzt seyn aus den ersten Männern der Nation, d. h. aus solchen, deren

Integrität und Einsicht offenkündig ist. Sie, vor allen Andern, müßten bei jeder Gelegenheit gezeigt haben, daß sie unter den Weisen die Tapferen, und unter den Tapferen die Weisen gewesen sind. Nicht bloße Diplomatiker dürften sie seyn, aber auch nicht bloße Militairs; und was immer durch die Vereinigung des Degens mit der Feder geleistet werden kann, das müßte sich in ihnen abspiegeln. Ihr Hauptbestreben müßte auf die Erhaltung des Friedens gerichtet seyn; sofern sich dieser aber nicht erhalten ließe, müßten sie durch Reden und Schriften alles für den Krieg interessiren, und hinterher dafür sorgen, daß durch Traktaten nicht der Grund zu neuen Kriegen gelegt würde, wie dies nur allzu oft der Fall gewesen ist. Sie könnten mit dem Senat in enger Verbindung stehen, und mit den Senatoren gleichen Rang gemein haben; sie könnten aber auch ein besonderes Corps ausmachen, als solche, welche Ideen entwickeln, wodurch sie sich von jedem anderen Collegio unterscheiden; Ideen, welche besonders auf genauer Kenntniß der Geschichte, Geographie und Kriegskunde beruhen müßten. Die Autorität der Monarchen würde durch das Daseyn eines solchen Collegiums nicht nur nicht verlieren, sondern sogar gewinnen: nicht verlieren, weil dies Collegium keine Macht ausüben, sondern immer nur eine berathende Stimme haben würde; gewinnen, weil denn doch zuletzt alle Autorität der Monarchen auf der Uebereinstimmung des allgemeinen Willens mit dem ihrigen beruht, diese Uebereinstimmung aber in Beziehung auf Krieg und Frieden nicht wenig gefördert werden würde durch das Daseyn eines Collegiums, welches in seinen

Ansichten unabhängig wäre von denen der Administration, ohne sich gleichwohl von dieser jemals zu trennen. Sofern der Zweck aller National-Repräsentation kein anderer ist und seyn kann, als die Gesetze hervorzubringen, denen man gern und willig gehorcht, weil ihre Quelle nicht die Willkühr ist, scheint eine vollständige Ausbildung des Repräsentativ-Systems auch ein Collegium, wie das so eben beschriebene, mit sich zu bringen; sollte dasselbe aber jemals zu Stande kommen, so würde man sehen, wie schnell sich alle Verhältnisse in Europa verändern und jede Nation gerade die Stellung gewinnen würde, welche ihr zukömmt, und in welcher sie allein das Maaß von Glück und Wohlseyn genießen kann, das ihre natürliche Lage gestattet. Gegenwärtig wird in Europa, wo nicht Alles, doch das Meiste, durch die ausschließenden Seerechte regulirt, welche England sich beizulegen für gut befindet. Ob dem auch in einem anderen Zustande der Gesetzgebung so seyn wird, das wird sich zeigen, sobald dieser Zustand wird vorhanden seyn. So lange Europa's Nationen, als solche, in gar keinen Anschlag gebracht wurden, und mehr oder weniger dem Interesse eines Einzigen dienten, die englische Nation aber in einige Betrachtung gezogen werden mußte, war nichts natürlicher, als Großbritanniens überwiegende Autorität. Dies scheint sich mit dem Eintritt der National-Repräsentationen abändern zu müssen, vorausgesetzt nur, daß man die erste Bedingung derselben, die Oeffentlichkeit, nicht aus der Acht läßt; denn ohne diese giebt es eben so wenig eine Nation, als eine National-Repräsentation.

Wollte man jetzt noch die Frage aufwerfen: auf

welche Weise die drei Behörden, von welchen in diesem Aufsatze die Rede gewesen ist, verbunden werden sollen? so würde die Antwort seyn: „da sie nicht bestimmt sind, eine Einheit zu bilden, indem diese durch den Thron gegeben ist: so ist es auch gleichgültig, in welchem Zusammenhange sie mit einander stehen, wofern nur jede ihre Bestimmung erfüllt, die keine andere seyn kann, als Beförderung des National-Interesse in den Schranken der Mäßigung und Weisheit." Sie können sich ihre Resolutionen gegenseitig mittheilen; sie können es aber eben so gut unterlassen, da davon nichts Wesentliches abhängt. Keine von allen soll sich in dem Lichte einer Beschränkerin der königlichen Autorität, wohl aber in dem einer Vermehrerin derselben betrachten; keine von allen soll sich das National- und das königliche Interesse als wesentlich von einander geschieden, wohl aber als etwas denken, das vermittelt seyn will. Kurz, so wie in der Natur die sogenannten Mittelkörper zwar nicht Alles sind, aber doch Alles verbinden und in Zusammenhang erhalten; eben so sollen auch die verschiedenen Abtheilungen der National-Repräsentation in der Gesellschaft Alles vereinigen und in Harmonie setzen. Alles kommt auf die Art und Weise an, wie diese organisirt ist; denn, schlecht organisirt, kann sie die Wirkungen, welche von ihr ausgehen sollten, sogar vernichten und alle Freiheit zerstören. Nur wenn sie von der Oeffentlichkeit gehalten und von der Preßfreiheit unterstützt ist, vermag sie die Unterwerfung unter das Gesetz in Freiheit zu verwandeln, und die Legislation, die Aufklärung und die Bedürfnisse eines Volks in Uebereinstimmung zu bringen. Eben des-

wegen muß man in Hinsicht ihrer sehr sorgfältig den Schein von dem Wesen trennen. Nicht dadurch erhält man eine National-Repräsentation, daß man eine größere oder geringere Anzahl von Abgeordneten vereinigt, welche zusammen den Auftrag haben, bei der Bildung der Gesetze zu concurriren, wohl aber dadurch, daß diese Abgeordneten Männer sind, welche die Kunst verstehen, die Gesetze den Bedürfnissen so anzupassen, daß es zwischen beiden nie zu einem Bruch kommen kann, der heroische Mittel nöthig macht. Also, nicht nach dem, was von einer National-Repräsentation in dem einen oder dem anderen Reiche da gewesen ist, oder noch da ist, noch weniger nach den Wirkungen, die bis jetzt von ihr ausgegangen sind, muß über ihre Nützlichkeit oder Unnützlichkeit geurtheilt werden; wohl aber nach den ewigen Principien, welche sie in sich schließt, und nach dem, was sie werden und was sie leisten kann, wenn sie gehörig in Thätigkeit gesetzt wird. Nichts ist daher in Beziehung auf sie wichtiger, als die Wahl; ein Gegenstand, den wir nächstens abzuhandeln gedenken.

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Seit Karls des Großen Tode bis zum Untergange des Hohenstaufischen Hauses, war der Bürgerkrieg nicht von Deutschland gewichen; und dieser fortdauernde Bürgerkrieg hatte seinen Grund in einer Verfassung, der es eben so sehr an Haltbarkeit, als an einer richtigen Grund-Idee fehlte.

Sofern man nämlich die Idee eines westeuropäischen Römer-Reichs festhielt, und den deutschen Kaiser als das Haupt dieses Reiches betrachtete, mußte Beides nicht wenig dazu beitragen, Deutschland auf einen Grad von politischer Schwäche zu stellen, vermöge welcher es hinter anderen Reichen zurück blieb. Sollte jene Idee realisirt werden, so brachte die Lage der Reiche es mit sich, daß es weit eher von Frankreich, als von Deutschland aus geschehen konnte; die Lage der Reiche aber ist entscheidend. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ließ Alfonso der Siebente sich als Kaiser von

Spanien krönen, um die Unabhängigkeit der pyrenäischen Halbinsel von dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation zu beurkunden; und es ist keine Spur vorhanden, daß die deutschen Kaiser dieser Zeit etwas dagegen eingewendet hätten, was ganz unstreitig der Fall gewesen seyn würde, wenn ihre Autorität über die Pyrenäen gedrungen wäre. Selbst auf Frankreich übten sie einen sehr schwachen Einfluß aus, und dieser nahm in eben dem Maaße ab, in welchem die Macht der französischen Könige sich consolidirte, während die ihrige in einer fortwährenden Abnahme begriffen war. Wie Italien das Grab des Kaiserthums, als solches, wurde, haben wir in den vorhergegangenen Abschnitten gesehen. Der Kaiser, von den Päbsten als bloßer Kirchenvogt berechnet, gelangte auch in dieser Eigenschaft zu keinem bleibenden Ansehn; und wie wäre dies wohl möglich gewesen, da die Kaiserwürde sich mit keiner Unterordnung vertrug? Der allzu große Zuschnitt verdirbt Reiche, wie einzelne Familien, durch den Widerspruch, welchen er zwischen Anspruch und Mittel bringt. Von den drei rheinischen Erzbischöfen war der von Mainz als Primas von Deutschland, der von Trier als Primas von Gallien, der von Kölln als Primas von Italien berechnet; aber die einzige Folge davon war, daß diese Erzbischöfe in einem fortdauernden Kampf mit einander lagen, und Deutschlands Angelegenheiten noch weit mehr verwirrten, als diese es durch andere Uebelstände waren. Vergleicht man also die Idee eines heiligen römischen Reichs deutscher Nation mit den Mitteln, welche das Mittelalter zur Realisation derselben darbot: so überzeugt man

sich leicht, daß jene Idee die luftigste aller Chimären war; das Reich war weder heilig, noch römisch, noch deutscher Nation, indem diese gar nicht existirte, sondern nur ein buntes Gemengsel von Volksstämmen war, die zu keiner Einheit gelangen konnten. Aber dem sinnigen Forscher deutscher Geschichte drängt sich unaufhörlich die Frage auf, was aus Deutschland geworden seyn würde, wenn seine Wahlkönige nicht den Ehrgeiz gehabt hätten, über das Maaß von Ansehn hinauszugehen, das ihre Bestimmung für Deutschland mit sich brachte?

In dem Laufe der beiden letzten Jahrhunderte waren durch die fortdauernden Streitigkeiten mit dem römischen Hofe die wesentlichsten Veränderungen in Deutschland bewirkt worden. Jene großen Herzogthümer, welche, unter den Königen des karolingischen Geschlechts, die Grundlage von Deutschlands Verfassung ausmachten, waren verschwunden, indem das Lehn sich in Eigenthum verwandelt, und die unmächtigen Vorsteher des Reichs, Könige oder Kaiser genannt, zur Erreichung ihrer augenblicklichen Zwecke, Domainengüter und Regierungsrechte hingegeben hatten. Je mehr das ganze Wesen der Deutschen auf einem bloßen Herkommen beruhete, desto weniger konnte es sich selbst gleich bleiben; denn desto leichter war es, kleine Abänderungen anzubringen, welche sogleich zur Regel wurden, ohne daß deshalb irgend eine Stätigkeit in die Verfassung kam. Wie sich alle bürgerliche Herrschaft immer mehr ins Enge zieht, um den Charakter der Einheit zu gewinnen: so ging auch die

Wahl des Reichsoberhaupts, welche ursprünglich das Recht **aller** Reichsministerialen ohne Ausnahme gewesen war, seit dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, bloß auf die größeren über, und ward um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Folge alles dessen, was vorangegangen war, das Alleinrecht von drei geistlichen und vier weltlichen Fürsten, wofern man nicht geradezu behaupten will, daß die geistlichen, und unter diesen der Erzbischof von Mainz, in seiner Eigenschaft als Reichserzkanzler, sie beinah' ausschließend bestimmte.

Die Würde eines Reichserzkanzlers verdient wohl, bei ihr einige Augenblicke zu verweilen; so groß ist die Summe des Merkwürdigen und Sonderbaren, das sie in sich schließt.

Bei den späteren Römern wurden die niederen Gerichtspersonen von den Schranken (cancellis) in den Gerichten, an welchen sie ihre Geschäfte vollzogen, **Kanzler** genannt. Es hatte aber mit diesen Kanzlern unegfähr dieselbe Bewandtniß, die es in unseren Tagen mit den französischen **Huissiers** hat. Die Benennung erhielt sich, wie so manche andere, trotz dem Umsturze des römischen Reichs, und in dem Frankenstaate wurde sie auf die Notarien übergetragen, welche, in Gegenwart von Zeugen, Urkunden abfaßten, z. B. Testamente, Kaufbriefe, Schenkungsdokumente u. s. w. Diese Notarien waren ihrem Stande nach Geistliche, weil diese allein im Besitz der Kunst waren, Gedanken niederzuschreiben. Als Cancellarien aber standen sie unter einem Oberkanzler, der in den ersten Zeiten den Titel eines Referendarius führte, und in der Regel Pfalzgraf und Laye war. Als

um die Mitte des achten Jahrhunderts unter den Layen römischer und gallischer Abkunft die letzten Reste wissenschaftlicher Bildung verschwanden, hörten die Referendarien auf, und an ihre Stelle traten, seit dem achten Jahrhunderte, Oberkanzler, welche, ohne Ausnahme, Geistliche, in der Regel Bischöfe oder Aebte waren. Ihre Geschäfte waren die der ehemaligen Referendarien, und als Geheimschreiber des Königs führten sie dessen Privat-Correspondenz, besorgten sie die Ausfertigung der königlichen Urkunden und Verordnungen, und ließen dieselben von dem Könige unterzeichnen. Indem nun das Ganze des Kirchenregiments seit der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, besonders aber seit dem Tode Karls des Großen, in dem überhand nehmenden Verfall des Reichs sich immer mehr in einen Hauptpunkt zuzuspitzen strebte, und aus der Gesammtheit der Bischöfe einzelne Erzbischöfe hervorgingen; so erhob sich über die Hofkanzler auch ein Erzkanzler, der, nachdem er eine Zeitlang wirklicher Ministerial des Königs oder des Kaisers gewesen war, sein Amt in eine Würde verwandelte, als Großsiegelbewahrer Fürstenrechte genoß, und in Kraft der Mittel, welche ihm die Ausstattung seiner Würde und sein Zusammenhang mit dem päbstlichen Hofe gewährte, eine Macht ausübte, welcher sich selbst Könige und Kaiser unterordneten. Man denke sich auf der einen Seite einen römischen Justizbedienten, der, an den Schranken der Gerichtsstube, Notariatsgeschäfte vollbringt, und auf der anderen Seite einen von den ersten demüthigen Bekennern des Christenthums in Judäa; und man muß gestehen, daß das, was aus beiden Elementen in

der Person eines Reichs-Erzkanzlers von Deutschland im Laufe der Jahrhunderte hervorgegangen ist, an das Wunderbare gränzet. Wer den Zusammenhang zwischen den römischen Gerichtsstuben und den erhabenen Lehren des Christenthums fassen will, der wird ihn durch die Barbarei des Mittelalters zu begreifen suchen. Wie weit aber mochten die römischen Cancellarien und die ersten Bekenner der Christuslehre davon entfernt seyn, zu ahnen, daß aus ihrer Vereinigung, im Laufe der Zeit, Fürsten hervorgehen würden, die, Geistliches und Weltliches mit einander verbindend, Kaiser und Könige machen und absetzen könnten!

Die Wahl Rudolphs von Habsburg war im Ganzen schwerlich noch etwas mehr, als die Folge eines Komplotts der deutschen Fürsten gegen Przemysl Ottokar den Zweiten, König von Böhmen. Welchen Antheil auch die Dankbarkeit des Erzbischofs zu Mainz, Werner von Eppenstein, an dieser Wahl haben mochte: so verlor sich dieser Antheil doch in das allgemeine Interesse der deutschen Fürsten, keinen aus ihrer Mitte so mächtig werden zu lassen, daß davon eine Gefahr für ihre politische Existenz zu besorgen wäre. Nun war der König von Böhmen in einem solchen Falle: einmal vermöge des Umfanges von seinem Domän, zweitens vermöge des Titels, durch welchen er über die übrigen Wahlfürsten hervorragte, drittens durch die unbeschränktere Macht, die er als Fürst eines Slavenstaats ausübte, viertens durch die Vergrößerungen, die er, nach

dem Hintritt Friedrichs des Zweiten, gemacht hatte, namentlich durch die Einverleibungen von Oesterreich, Steyermark, Krain und Kärnthen in das Königreich Böhmen. Als König von Böhmen war Ottokar Wahlfürst in Beziehung auf das deutsche Reich; weil man aber sein Ansehn fürchtete, so schloß man ihn eigenmächtig von der Wahl aus, welche den Grafen Rudolph von Habsburg zum Gegenstand hatte; und um den König noch mehr zu beleidigen, wählte man gerade einen Grafen zum König und Kaiser. Der Gang, den die Dinge von diesem Augenblick an nahmen, war vorherzusehen. Ottokar protestirte gegen eine Wahl, von welcher man ihn ausgeschlossen hatte. Vorgeladen auf den Reichstag zu Nürnberg, erschien er nicht. Die Vorladung wurde wiederholt; und da Ottokar nicht nachgeben wollte, so erfolgte gegen ihn die Reichsacht. Ihn in Böhmen selbst anzugreifen, schien nicht rathsam. Man griff ihn also da an, wo er am leichtesten zu verwunden war, nämlich in seinen neuen Erwerbungen, wo großes Mißvergnügen mit der böhmischen Herrschaft im Schwange war. Ottokar gab Anfangs die Vertheidigung dieser Provinzen auf, und schloß mit Rudolph einen Vertrag darüber. Als er in der Folge sich auf eine Wiedereroberung einließ, hatte er das Unglück, sein Leben in der Schlacht einzubüßen, die er Rudolphen im Marchfelde lieferte. Sein Tod wurde die Grundlage für die Größe des Hauses Habsburg, besonders durch den Umstand, daß die Fürsten des deutschen Reichs Rudolphen in diesem Kriege gar nicht unterstützt hatten, und sich folglich gefallen lassen mußten, daß er die Ost-

marken für seine Söhne in Beschlag nahm. Mag dadurch nichts geschehen seyn, was man zu beklagen Ursache hätte; so muß man doch gestehen, daß das Verfahren der deutschen Fürsten gegen Ottokar um so tadelnswerther war, da eben dieser Ottokar große Verdienste um Deutschland hatte, so fern er der Vertheidiger desselben sowohl gegen die Ungarn als gegen die heidnischen Preußen geworden war. Es war, wie man sieht, von jeher eine Folge von Deutschlands Verfassung, daß große Verdienste um Deutschland nicht nur verkannt, sondern auch verfolgt wurden; nicht als ob die Deutschen undankbarer wären, als andere Nationen, sondern weil das Interesse ihrer Fürsten es mit sich brachte, nur innerhalb der Gränzen vollkommener Sicherheit ein Verdienst anzuerkennen, d. h. es in der Regel zu verkennen.

Je mehr Rudolph damit beschäftigt war, sein Haus in den deutschen Ostmarken zu gründen und Deutschland nach seinem ganzen Umfange im Zustande des Friedens zu erhalten: desto mehr mußte er die italienischen Angelegenheiten aus dem Auge verlieren. Die Folge davon war eine ganz andere, als man sich damals einbilden mochte. Das Ansehn der Päbste nahm keinesweges in eben dem Maaße zu, in welchem es weniger bestritten wurde; denn die vereinzelte Kraft hört nothwendig auf, Kraft zu seyn, und wird zur bloßen Schwere. Es kam aber noch dazu, daß die französischen Könige, nachdem das Haus Anjou auf den Thron von Neapel gelangt war, den Kampf mit den Päbsten auf eine ganz andere

Weise fortsetzten, als die deutschen Kaiser ihn geführt hatten. Was diesen auf dem Wege der Gewalt durchaus mißlungen war, dasselbe versuchten jene auf dem Wege der List; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß sie auf diesem Wege viel weiter kamen. Man triumphirt über einen gegebenen Feind nicht leichter, als wenn man ihn sicher macht; und gerade dies thaten die französischen Könige, indem sie das Kollegium der Kardinäle mit ihren Kreaturen anfüllten, und sich auf diese Weise der Pabstwahlen bemächtigten. Nur allzu bald kam es dahin, daß die Päbste, als europäische Weltmonarchen, alle Freiheit verloren hatten, und nichts anderes thun konnten, als was dem Interesse der französischen Monarchie entsprach. Sobald sie dies eingesehen hatten, versuchten sie allerlei Wendungen, um sich aus der Schlinge zu ziehen; allein der Erfolg zeigte, daß alle diese Wendungen vergeblich waren: denn die Versetzung des päbstlichen Stuhles nach Frankreich, welche in den Planen der französischen Könige lag, erfolgte zuletzt doch, und nichts trug so viel zu dem Verschwinden der theokratischen Autorität bei, als gerade diese Versetzung.

Ehe es zu dieser Versetzung kam, sollte die europäische Welt eine höchst merkwürdige Erfahrung machen, nämlich die, wie ein wahrhaft religiöser Mensch sich auf dem päbstlichen Thron gebehrde. Unter den Auspizien eines heiligen Geistes sollten die Pabstwahlen zu Stande kommen; aber der Geist, unter dessen Auspizien

sie wirklich zu Stande kamen, war ein sehr unheiliger, nämlich der Geist der Intrigue und Convenienz. Schwieriger nun, als jemals, war, nach Nicolaus des Vierten Tode, die Pabstwahl. Durch die Wahl eines Italieners würde man in gerade Opposition gegen das Haus Frankreich getreten seyn; durch die eines Franzosen würde man das Interesse der Kirche verletzt haben, welche nur so lange das politische System beherrschte, als sie zu theilen verstand, und welche der Herrschaft entsagte, sobald sie sich den Wünschen irgend eines Königs unterordnete. Womit Philipp der Schöne umging, das wußten die Kardinäle nur allzu gut. Um nun den Verlegenheiten zu entgehen, welche mit der Wahl eines Franzosen und eines Italieners zum Pabste unauflöslich verbunden waren, gebrauchten sie Anfangs den Kunstgriff, die Pabstwahl in die Länge zu ziehen; sie wollten, wie gute Fatalisten, die Gunst des Schicksals abwarten. Zwei Jahre und drei Monate verstrichen darüber. Endlich fühlte das Conclave, daß es, was auch daraus folgen möchte, die allgemeine Kirche nicht länger ohne Oberhaupt lassen dürfe; und als der Kardinal Latinus, Bischof von Ostia, zufällig eines Eremiten von seiner Bekanntschaft erwähnte, den er als einen Mann von ungewöhnlicher Heiligkeit beschrieb: so vereinigten sich, beinahe in demselben Augenblicke, alle Stimmen für diesen Eremiten, welcher Petrus hieß, und ungefähr zwei Meilen von Sulmona, im Gebirge des diesseitigen Abruzzo lebte. In der That schien diese Auskunft in mehr als einer Hinsicht vortheilhaft; denn nicht genug, daß dem Eremiten Petrus jedes weltliche Interesse fremd war, und folglich jeder

einzelne Kardinal die Aussicht gewann, an seiner Stelle Pabst zu werden, gehörte er auch keinem besonderen Vaterlande an. Das Einzige, was die Kardinäle bei ihrer klugen Wahl in Anschlag zu bringen vergessen hatten, war die Eigenthümlichkeit des von ihnen gewählten Pabstes, der, wenn er wirklich religiös war, nichts so sehr verabscheuen mußte, als durch Religion zu herrschen. Der Eremit Petrus war dies aber in einem weit höheren Grade, als diejenigen sich vorstellen konnten, die ihn zum Pabste gewählt hatten. Was noch jetzt geschehen würde, wenn man den Versuch machte, einen frommen Herrnhuter oder überhaupt einen religiösen Menschen auf den päbstlichen Stuhl zu setzen und ihm die Zügel der Weltregierung in die Hände zu geben, das geschah im Jahre 1294. Erst versagte der Einsiedler den an ihn abgeschickten Kardinälen seinen Glauben; und als sie ihm das Wahldekret vorgezeigt hatten, fiel er ihnen zu Füßen und beschwor sie mit Thränen in den Augen, den apostolischen Stuhl nicht der Verachtung auszusetzen durch einen Mann, der nur von himmlischen, keinesweges aber von weltlichen Dingen einige Kenntniß habe. Hiermit noch nicht zufrieden, suchte er ihnen zu entwischen, als sie fortfuhren, in ihn zu dringen und ihn glauben zu machen, daß er von Gott selbst berufen werde. Zurückgebracht und der Gewalt weichend, ließ sich Petrus zu Aquila mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten konsekriren, und nahm den Namen Cölestinus der Fünfte an. Kaum aber hatte er den päbstlichen Stuhl bestiegen, als er sich in eine Region versetzt glaubte, wo moralischer Ekel ihn tödten müsse. Die Kardinäle, welche wohl ein=

sahen, daß sie sich diesmal in ihrer Wahl vergriffen hatten, thaten alles, was in ihren Kräften stand, dem frommen Pabste Geschmack an weltlichen Händeln beizubringen; allein die Neigungen Cölestins des Fünften waren nicht zu verändern, und indem er einmal über das andere erklärte, daß er bereit sey, den von dem Conclave begangenen Irrthum zu verbessern, und in die nur ungern verlassene Einöde zurückzukehren, entstand zum ersten Male die Frage: ob ein Pabst resigniren könne? Das Kollegium der Kardinäle disputirte noch über diese Frage, als Cölestinus überraschend in demselben erschien, und, nachdem er die Congregation des h. Damianus bestätigt hatte, ein Papier entfaltete, das seine Abdankungsakte enthielt. Mit gesetzter Stimme las er dieselbe ab, zog seinen päbstlichen Schmuck aus, legte seinen ehemaligen Mönchshabit wieder an, und setzte sich zu den Füßen der erstaunten Kardinäle nieder, welche die Möglichkeit dessen, was vor ihren Augen vorgegangen war, zu begreifen suchten. Gern wäre Cölestinus in seine Einsamkeit zurückgekehrt; da man aber nicht ungestraft aufhören konnte Pabst zu seyn: so ließ das Kollegium der Kardinäle ihn auffangen und einsperren, damit er nie in die Versuchung gerathen möchte, auszuplaudern, was er auf dem päbstlichen Stuhl erfahren hatte. Wäre das dreizehnte Jahrhundert im Stande gewesen, diese Begebenheit zu würdigen, so würde das Pabstthum schwerlich bis ins neunzehnte Jahrhundert hineingereicht haben.

Je nachtheiliger das Verhältniß, worein die Päbste mit den Königen von Frankreich gerathen waren, auf ihre Autorität zurückwirkte, desto mehr suchten sie dieselbe in Deutschland zu befestigen. Für dieses Reich hielten sie alle die Grundsätze fest, welche sie seit Gregor dem Siebenten angenommen hatten. Mit großer Genauigkeit ließ Gregor der Zehnte, der um die Zeit, wo Rudolph zum Könige gewählt wurde, auf dem päbstlichen Stuhle saß, jene Capitulationen bestätigen, welche Otto dem Vierten und Friedrich dem Zweiten waren vorgeschrieben worden; außerdem aber mußten Rudolphs Gesandte in dessen Seele schwören, „daß er weder in eigener Person, noch in der eines Andern die Güter der römischen Kirchen entweder insgesammt oder auch stückweise angreifen wollte; ja, wenn die Inhaber dieser Güter sich freiwillig dem Kaiser und dem Reiche unterwerfen wollten, so wolle er sie nicht annehmen, auch in dem Kirchenstaate kein Amt und keine Würde ohne die Erlaubniß des Pabstes und dessen Nachfolger bekleiden." Rudolph, durch fremde Erfahrungen gewitzigt, hatte einmal für allemal seinen Entschluß in Beziehung auf die Kirche gefaßt. Es kostete ihn also nichts, jedes Versprechen zu geben, das der Pabst von ihm forderte. Bei seiner Zusammenkunft mit Gregor dem Zehnten zu Lausanne verhieß er demselben sogar einen Kreuzzug, der vielleicht nur deshalb unterblieb, weil dieser Pabst noch vor seiner Ankunft in Rom starb, und die drei unmittelbar auf ihn folgenden Päbste innerhalb eines Jahres ihm ins Grab folgten. Ueberhaupt war diesem Kaiser nichts so günstig, als der ungemein rasche Wechsel rö-

mischer Universalmonarchen, deren es in der kurzen Periode von 1273 bis 1291, in welche Rudolphs Regierung fällt, nicht mehr und nicht weniger als sieben gab. Wenn er einmal Italien als eine Löwengrube betrachtete, aus welcher keine Kaiserspuren herausführten; so hatte er es mehr, als viele seiner Vorgänger, in seiner Gewalt, nicht in diese Löwengrube hinein zu gehen.

Wenige deutsche Kaiser haben von sich eine so ruhmvolle Erinnerung zurückgelassen, als Rudolph; es wurde nach ihm in Deutschland sogar zu einer sprichwörtlichen Redensart, von Jemand dem nicht zu trauen war, zu sagen: der hat Rudolphs Redlichkeit nicht. Hieraus sollte man schließen, Rudolph habe für Deutschland sehr viel geleistet. Allerdings sehr viel, so weit die persönliche Kraft reicht, und nicht von dem die Rede ist, was allein durch eine gute Verfassung bewirkt werden kann. Ueber die letztere vermochte Rudolph so wenig, daß sie sich, während seiner Regierung, sogar verschlimmerte, indem die Hauptfürsten ihr Interesse immer mehr von dem des Reiches sonderten, sehr selten auf den Reichstagen erschienen, und ihre Zustimmung oder Weigerung durch sogenannte Willebriefe erklärten. Die Bemühungen Rudolphs um die Erhaltung des Landfriedens sind der auffallendste Beweis von dem schlechten Organismus des deutschen Reichs, und von der Ohnmacht seiner Regenten. Reichstage veranstalten, welche keinen anderen Zweck haben, als eine fünfjährige Ruhe hervorzubringen, zu welcher sich die mächtigsten Fürsten durch Eide anheischig machen müssen, heißt erklären, daß es noch an allen Mitteln fehlt, gute orga-

nische Gesetze zu geben und zu vollziehn. Was auch die deutschen Fürsten in diesen Zeiten versprechen und halten mochten: der rebellische Theil der gesammten Nation war noch immer der Adel, und zwar in einem so hohen Grade, daß selbst Hinrichtungen nichts fruchteten.

Sehr wohl empfand Rudolph, daß, wenn es um Deutschland jemals besser stehen sollte, die Königswürde erblich werden müßte; allein alles, was er in dieser Hinsicht thun mochte, scheiterte an der Herrschsucht der deutschen Erzbischöfe, besonders der von Mainz, die, nachdem sie sich einmal als Herrn der Constitution empfinden gelernt hatten, ein so süßes Gefühl nicht fahren lassen wollten. Deutschland war in diesen Zeiten mit sogenannten Dekretalisten überschwemmt, welche, an den Höfen der Erzbischöfe und Bischöfe lebend, und deren Angelegenheiten vertheidigend, die Aussprüche ehrsüchtiger Päbste für Orakelsprüche nahmen, und die Nichterblichkeit des Thrones aus allen Kräften vertheidigten, weil Innocenz der Dritte sich gegen dieselbe erklärt hatte. Allerdings würde die Wahlfreiheit der Fürsten über die Erblichkeit zu Grunde gegangen seyn; allerdings würde kein Einziger von ihnen bei der Erblichkeit eine Aussicht auf den Thron behalten haben: allein frommte das dem Reiche, was den Fürsten frommte? und war es nicht endlich Zeit, den Ueberrest des Nomadenzustandes auszutilgen?

Noch beinahe anderthalb Jahrhunderte schwankte die deutsche Königskrone von einem Haupte zum anderen, ehe sie sich auf das Haus Oesterreich niederließ.

Durch die Trennung Deutschlands von Italien, welche der Untergang des Hauses Hohenstaufen bewirkt hatte, glaubte der Erzbischof von Mainz sich berechtigt, den Pabst in Deutschland zu spielen. Ist es möglich, ohne Empörung zu lesen, wie Gerhard von Eppenstein es durch seine List dahin zu bringen weiß, daß alle Wahlfürsten sich für den Grafen Adolph von Nassau erklären? Ist es möglich, den Unwillen zu unterdrücken, wenn man sieht, wie der allerschmutzigste Eigennutz die Kapitulation diktirt, nach welcher die Königskrone diesem Grafen verbleiben soll? Das einzige Tröstliche dabei ist die Kurzsichtigkeit des Erzbischofs. Er denkt sich Deutschland als ein Reich, das keinen auswärtigen Einflüssen ausgesetzt ist, und über das er durch seine Kreatur nach Belieben schalten und walten kann. In dieser Voraussetzung wird er aufs Gröblichste betrogen. Die Verlegenheit, in welche er den Grafen von Nassau gebracht hat, stürzt diesen in ein Bündniß mit Eduard dem Ersten, König von England; und indem gleichzeitig die Streitigkeiten zwischen Bonifazius dem Achten und Philipp dem Schönen, König von Frankreich, losbrechen, werden die Plane des habsüchtigen Priesters in Deutschland noch mehr vereitelt.

Nichts ist anziehender, als der Anblick, welchen die Rückwirkungen der Kreuzzüge zu Anfang des vierzehnten Jahrhundertes gewähren. Bonifazius, der Nachfolger Cölestins des Fünften, glaubte alles aufbieten zu müssen, um die sinkende Autorität der Päbste emporzuhalten; ihm zufolge war die weltliche Macht nur ein Ausfluß der kirchlichen, und die doppelte Gewalt des Pabstes

sogar

sogar ein Glaubensartikel. „Gott, sagte er, hat dem heil. Petrus und seinen Nachfolgern zwei Schwerdter anvertraut, das geistliche und das weltliche, von welchen das letztere dem ersteren untergeordnet ist, so daß die weltlichen Fürsten es nur zum Dienste der Kirche und nach dem Willen des Pabstes führen dürfen." Deutlicher konnte nicht gesagt werden, daß die Päbste Universalmonarchen seyen. Aber mit solchen Ansprüchen stieß Bonifazius auf Philipp den Schönen, welcher nichts weniger als geneigt war, dergleichen anzuerkennen, und Philipp der Schöne siegte in dem Kampfe mit dem anmaßenden Pabste so sehr, daß dieser vor Kummer starb, und einer seiner nächsten Nachfolger, um die Wünsche des französischen Königs zu befriedigen, seinen Wohnsitz von Rom nach Avignon verlegte. Auf der andern Seite sieht man einen deutschen Kaiser Subsidiengelder von einem König von England annehmen, nichts dafür thun, mit einer Armee, welche aus lauter Räubern zusammengesetzt ist, nach Thüringen ziehen, um sich daselbst, nach dem Beispiel Rudolphs von Habsburg, ein Domain zu erobern, und mitten in diesem Unternehmen, vermöge einer Aussöhnung zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Herzog von Oesterreich (Rudolphs ältestem Sohne), von der Höhe herabgestürzt werden, auf welche priesterliche Begehrlichkeit ihn erhoben hat. Die Wahlfürsten treten in Mainz zusammen, und beschuldigen ihren Kaiser, Kirchen verwüstet, Jungfrauen geschändet, von einem Geringeren, als er, Sold genommen, und das Reich nicht gemehrt, sondern vermindert zu haben. Adolph wird, um des Scheines willen, dreimal vorgeladen,

und als er nicht erscheint, wird seine Absetzung dekretirt. Unterdeß hat sein Erbfeind eine Armee zusammengebracht. In der Nähe von Worms wird der Streit entschieden; und nachdem Adolph gefallen ist, tritt Albrecht an seine Stelle, indem er seine Verbindlichkeiten gegen den Erzbischof von Mainz übernimmt.

Die, welche in unseren Zeiten mit so großem Nachdruck auf die Wiederherstellung dessen, was man die alte Verfassung von Deutschland nennt, gedrungen haben, hätten sich erinnern sollen, was es mit dieser Verfassung von jeher auf sich hatte, und wie abgeschmackt und lächerlich es wäre, an die Wiedereinführung der großen Erzbisthümer jenseit des Rheins jetzt auch nur zu denken. Zwar werden diese sagen, nicht das, was der einen oder der anderen Person zur Last falle, müsse in Anschlag gebracht werden, sondern lediglich die Idee von drei geistlichen Kurfürstenthümern, welche eine Schutzwehr gegen das Ausland gewesen; aber indem wir mit ihnen hierüber völlig einverstanden sind, fordern wir sie heraus, zu zeigen, daß die drei Kurfürstenthümer jemals eine Schutzwehr gewesen sind, seitdem Frankreichs Monarchen aufgehört haben, durch die Lehnsanarchie geängstigt zu seyn. Es ist jedesmal ein vergebliches Unternehmen, wenn man etwas wiederaufrichten will, was mit der Zeit untergegangen ist. Unstreitig bedarf Deutschland auch in den gegenwärtigen Zeiten eines wiederhergestellten Kirchenthums; aber folgt daraus, daß die alte Form desselben wieder aufleben, und der Zusammenhang der geistlichen Kurfürsten mit dem römischen Bischofe wieder hergestellt werden müsse? und steht es überhaupt

in der Gewalt der Menschen, so etwas zu bewirken? Es giebt Zeiten, wo man dem Begriff von Recht entsagen muß, um die Idee von Recht desto besser auffassen zu können. Thut man dies nicht, so offenbart man nur schöpferisches Unvermögen, während das Schicksal seinen Gang in nichts verändert, und, allen Protestationen zum Trotz, die Dinge auf einen Punkt führt, wo sie ausruhen können. Für Deutschland giebt es noch eine unabsehbare Zukunft, vorausgesetzt, daß dieses Reich bestimmt ist, zu einer Verfassung zu gelangen, die ihm so viel innere Stärke gewährt, daß es allen äußeren Anfällen gewachsen sey. Wenigstens muß man so urtheilen, wenn man die Vergangenheit zum Maaßstab für die Zukunft macht, und erwägt, wie langsam sich Deutschlands Verfassung verbessert hat.

Wenn ein deutscher Fürst des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts König werden wollte: so versprach er den Wahlfürsten alles, was sie billiger oder unbilliger Weise von ihm verlangen konnten. Hatte er seinen Zweck erreicht: so benutzte er die ihm verliehene Macht zu Ausflüchten und Zögerungen. Hieraus entstanden Streitigkeiten, die zu einer gegenseitigen Erbitterung führten. Die Könige hielten es für ihre Pflicht, die Regierungsrechte nicht noch mehr zu Grunde gehen zu lassen, als sie es schon waren; die Fürsten hatten in der Regel gar keinen Begriff von dem, was das Bedürfniß des Reichs mit sich brachte: und indem jeder nur seinen besonderen Vortheil im Auge hatte, machte er sich kein

Gewissen daraus, das Allgemeine zu beschädigen, so weit immer seine Kräfte reichten. Von den zwischen den Reichsfürsten und dem Könige abgeschlossenen Capitulationen sagte der Cardinal von Cusa, dessen Leben in das 15te Jahrhundert fällt, mit ungemeiner Richtigkeit: „Sie sind die vornehmste Ursache von dem Verfalle des „Reichs; denn obgleich der Kaiser der Verwalter des gemeinen Wesens zum Besten desselben ist, so kömmt er doch „nur durch die mir eigennützigen Kurfürsten abgeschlossenen „Verträge zur Regierung, und wagt es hinterher nicht, „die unrechtmäßiger Weise entzogenen kaiserlichen Rechte „zurück zu fordern, verhindert durch seine Eide, die dem „gemeinen Wesen schädlichen Zölle aufzuheben, oder an„dere nützliche Anordnungen zu machen, und das, was „seine Vorfahren, ohne hinreichende Ueberlegung, ver„äußert und verpfändet haben, wieder herbei zu schaf„fen.“ Dies waren die natürlichen Folgen einer Regierung, die auf Wahl beruhete. Wo sie auch Statt finden mag: da wird sie eben so sehr zum Nachtheil Derer seyn, welche sie ausüben, als zum Verderben Derer, welche die Gegenstände derselben sind.

Urtheilt man nach dieser Ansicht über den Kaiser Albrecht: so erscheint sein Charakter in einem ganz anderen Lichte, als dasjenige ist, worin die meisten Geschichtschreiber ihn dargestellt haben. Es ist wahr, er hielt weder dem Erzbischof von Mainz, noch dem König von Böhmen, seinem Schwager, Wort; aber worin lag das Verbrechen dieser Treulosigkeit, wenn es einmal erwiesen ist, daß er sich als den Verwalter des gemeinen Wesens fühlte, und als solcher weder die Rheinzölle,

noch die Eingänge von Böhmen Preis geben durfte? Wenn nun der Erzbischof von Mainz ihn mit einer Absetzung bedrohete, und gerade heraus sagte: „er habe noch mehrere Kaiser in seiner Tasche;" was ist alsdann mehr zu bedauern, das Daseyn einer Verfassung, die zu einer solchen Sprache berechtigt, oder die Entschlossenheit eines Fürsten, der, mit Hinwegsetzung über ein von ihm gegebenes Versprechen, einen besseren Zustand der Dinge einleiten will? Was Albrecht vorhatte, und was er durchgeführt haben würde, wenn er länger gelebt hätte, läßt sich nur nach dem beurtheilen, was er 1301 that, als er, von den Rheinischen Städten unterstützt, seinen Feinden mit einem beträchtlichen Heere entgegen ging, sich in kurzer Zeit der ganzen Pfalz bemächtigte, in die Länder der drei geistlichen Kurfürsten eindrang, und sie zur Unterwerfung nöthigte. Mit großer Klugheit benutzte er hierauf den Tod des Königs von Böhmen, um dessen Nachfolger zur Abtretung sowohl von Eger, als von seinen Rechten auf Meißen zu zwingen, und zu einer Anerkennung der Lehnsherrschaft über Böhmen selbst zu bewegen. Vielleicht fühlte er sogar, daß die deutschen Ostmarken sehr schlecht gelegen waren, wenn es darauf ankam, eine Herrschaft in Deutschland auszuüben; wenigstens muß man den Eigensinn, womit er die von seinem Vorgänger erworbenen Rechte auf Thüringen und Meißen, selbst nach einer verlornen Schlacht, vertheidigte, allzu auffallend finden, als daß er nicht in einer politischen Idee gegründet gewesen wäre. Ein Kaiser, welcher Deutschland mit schöpferischer Liebe umfaßte, mußte freilich allen Reichsfürsten ein Greuel seyn; und

so erklärt sich genugsam, wie er das Opfer einer Verrätherei wurde, welche, von diesen Fürsten angesponnen, durch seinen Neffen Johann und dessen Gehülfen vollzogen ward. Deutschlands größte Wohlthäter werden noch lange das traurige Schicksal haben, ans Kreuz geschlagen und verkannt zu werden.

Nach Albrechts Ermordung würde die deutsche Königskrone an Frankreich gekommen seyn, hätte nicht Clemens der Fünfte, voll Besorgniß für die, durch die Versetzung des påbstlichen Stuhls nach Avignon und durch das politische Genie Philipps des Schönen gleich sehr gefährdete Autorität der Påbste, den Wahlfürsten den guten Rath ertheilt, so schnell als immer möglich den Grafen von Luxemburg zum König zu wählen. Die Lage der Welt war in jenen Zeiten gewiß eben so außerordentlich, als sie es seitdem jemals gewesen ist. Mit großen Schritten ging Frankreich der Pråpotenz entgegen, durch nichts so sehr begünstigt, als durch die Nachgiebigkeit der Påbste von Avignon. Indeß ist keine Herrschaft von Dauer, die sich nur auf persönliche Kraft, nicht auf eine Gesetzgebung stützt, welche jene erzwingt. Der Glanz, zu welchem sich Frankreich unter Philipp dem Schönen, dem genialsten seiner Könige, erhob, verschwand mit diesem Könige, und jene Kriege, in welche dies Reich bald darauf mit England verwickelt wurde, drückten es vollends danieder.

Abgeschreckt durch das Schicksal seiner nächsten Vorgänger, entsagte der Graf von Luxemburg, als deutscher

König, dem Gedanken, Deutschlands Verfassung zu verbessern. Er wollte dagegen wiedererobern, was in Italien verloren gegangen war. Nichts begünstigte ihn so sehr, als die Entfernung der Päbste. Dennoch mißlang sein Unternehmen. Er starb in der Blüthe seines Lebens, nachdem er ganz Italien in Aufruhr gebracht hatte.

Sein Nachfolger, Ludwig von Baiern, hatte nur allzu viel Mühe, sich unter den Stürmen zu behaupten, welche Deutschland in diesen gefahrvollen Zeiten bewegten. Zwei große Partheien erschütterten Deutschland, ähnlich denen der Guelphen und Ghibellinen, welche unter diesen Benennungen in Italien noch fortdauerten: es waren die österreichische, an deren Spitze Friedrich und Leopold, Albrechts Söhne, und die luxemburgische, an deren Spitze der König Johann von Böhmen stand. Die Wahlfürsten, lange unentschlossen, ob sie den König von Böhmen, der durch seine Macht schreckte, oder Albrecht von Köthen, oder den Markgrafen Heinrich von Landsberg, welche wenig gefährlich schienen, zum König wählen sollten, erklärten sich endlich für Ludwig von Baiern, wiewohl nicht so übereinstimmend, daß Friedrich von Oesterreich nicht durch den Erzbischof von Kölln und den Herzog von der Pfalz zum Gegenkönig wäre erwählt worden. Die Schlacht bei Mühldorf in Baiern entschied für Ludwig besonders dadurch, daß er seinen Gegner in seine Gewalt bekam. Doch von diesem Augenblick hoben seine Streitigkeiten mit Johann dem XXII. an, der, wie seine Vorgänger, von dem Grundsatze ausging, daß

das in Italien und Frankreich verlorne päbstliche Ansehn in Deutschland gerettet werden müsse. Während also Frankreichs Könige zeigten, wie man die theokratischen Universalmonarchen in Zaum halten müsse, wagte jener Johann, den deutschen Kaiser zu mißhandeln, dessen Wahl seinem Richterstuhl zu unterwerfen, das Reich wider den Monarchen zu empören, und diesem, unter Androhung des Bannes, die Niederlegung der Krone innerhalb drei Monaten anzubefehlen. Man war in Deutschland nicht so kurzsichtig, die Beweggründe dieser Politik zu verkennen; in Ludwigs Appellation an ein allgemeines Concilium wurde dem Pabste sogar der Vorwurf gemacht, daß er oft zu sagen pflege: „die Uneinigkeiten der Könige und Fürsten machten den Pabst erst zum Pabst, insonderheit aber seyen die Zwietrachten der deutschen Fürsten das Heil und der Friede des Pabstes und der römischen Kirche." Welch' ein Ausspruch, wenn die Menschen das Talent hätten, eine anerkannte Wahrheit auf sich selbst anzuwenden! Allerdings war Deutschlands Vielherrschaft in früheren Jahrhunderten eben so sehr die Grundlage für die Autorität der Päbste, wie sie es noch jetzt für die Rolle ist, welche England als Leiter des Gleichgewichts der politischen Macht spielt: aber man wollte lieber, daß der Pabst dieser Grundlage entsagen sollte, als man sich entschließen konnte, ihm dieselbe durch eine gute Verfassung zu nehmen, was freilich nie möglich war, ohne großen Vorrechten zu entsagen. Johann der 22ste, ein geborner Franzose aus Cahors, hatte eine längere Zeit keinen anderen Gedanken, als die deutsche Königskrone auf das Haupt Karls des Vierten, Königs von

Frankreich, zu bringen. Dies mißlang, theils durch die Stimmen, die sich dagegen in Deutschland erhoben, theils durch das gemäßigte Betragen Ludwigs in seinen Streitigkeiten mit dem Pabste, theils endlich durch den Abfall des österreichischen Herzogs Leopold von der Parthei des Pabstes. Als vollends Ludwig seinen Gefangenen in Freiheit gesetzt und sich mit ihm auf eine Weise ausgesöhnt hatte, daß Beider Freundschaft die ganze europäische Welt in Erstaunen setzte, konnte der Pabst die einmal angenommene Rolle nur zu seinem Nachtheil fortspielen. Indeß beharrte er bei seinem Eigensinn. Ludwigs Feldzug nach Italien war ohne Erfolg, weil es ihm an der nöthigen Entschlossenheit gegen das Pabstthum fehlte, das er mit dem Kirchenthum, so wie dieses mit der Religion, verwechselte. Nach seiner Rückkehr war der Bürgerkrieg in Deutschland seinem Ausbruch nahe, als er noch glücklicherweise durch den böhmischen König Johann hintertrieben wurde, welcher hinterher durch seine Habsucht und durch seine Liebe für Abentheuer alles wieder verdarb. Da Benedikt der Zwölfte in die Fußtapfen seines Vorgängers trat, so versammelten sich die deutschen Wahlfürsten endlich im Jahre 1338 zu Rense und dekretirten: „daß die Wahl des römischen Kaisers nur von der Uebereinstimmung oder der Mehrheit der Wählenden abhängig sey;" und der in eben diesem Jahre zu Frankfurth gehaltene Reichstag sanktionirte diesen Beschluß, und erhob ihn zu einem Reichsgesetz.

Man könnte sich darüber wundern, daß ein so nahe liegender Gedanke nicht einige Jahrhunderte früher aus-

gesprochen worden sey. Das Erstaunen verschwindet, wenn man erwägt, einmal, daß Diejenigen, durch welche er ausgesprochen werden mußte, sich in früheren Zeiten in ihren Vorrechten noch nicht so befestigt hatten, daß jenes ohne ihren Nachtheil hätte geschehen können; zweitens, daß die päbstliche Autorität sich erst durch Mißbrauch aller Art abnutzen mußte, ehe man sich mit Erfolg gegen dieselbe erheben konnte. Der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war zugleich der Anfang des Protestantismus gegen die Herrschaft der Päbste. Die Welt erwachte aus einem langen Schlummer; und nichts bewirkte dies so sehr, als die Anstrengungen, welche die Anmaßung der theokratischen Universalmonarchen in allen Theilen von Europa verursachte. Selbst unter den Geistlichen fanden sich Männer, die sich der weltlichen Macht gegen die geistliche annahmen; so vertheidigte der berühmte Dominikaner, Johann von Paris, Philipp den Schönen gegen Bonifacius den Achten. Sein Beispiel wurde von Dante Alighieri befolgt, der sich Ludwigs des Baiern annahm. Also aufgemuntert, traten bald darauf noch andere Schriftsteller in die Schranken gegen das Pabstthum: ein Marsiglio de Padua, ein Johann von Gent, ein Wilhelm Okkam u. s. w. Man war in den Wissenschaften noch viel zu weit zurück, um in dem großen Streit den rechten Punkt finden zu können; aber man hatte Ahnungen, und je mystischer diese ausgesprochen wurden, desto größer war vielleicht die Wirkung, die sie hervorbrachten.

Nach und nach wich die Starrheit des Territorial-Systems dem milden Einflusse des Handels. Ueberhaupt giebt es nur zwei Arten gesellschaftlicher Existenz. In der einen wird der menschliche Geist der Scholle, in der andern die Scholle dem menschlichen Geiste untergeordnet. Jene schließt die Sklaverei, diese die Freiheit in sich. In der ersten wird geherrscht, in der zweiten regiert. Da, wo der menschliche Geist der Scholle untergeordnet ist, sind nur Diejenigen frei, welche einen größeren oder geringeren Theil dieser Scholle ihr Eigenthum nennen, und alle Sozial-Verhältnisse sind in dem Verhältniß vom Herrn zum Knecht abgeschlossen; die Fürsten selbst werden nicht mit Unrecht Landesfürsten genannt, weil nur ihr überwiegender Theil an Grund und Boden sie zu Fürsten macht. Da hingegen, wo die Scholle dem menschlichen Geiste untergeordnet ist, sind Alle frei; nur durch das geschriebene Gesetz werden die gesellschaftlichen Verhältnisse geregelt, und wenn man die Fürsten in einem solchen Zustande der Dinge noch Landesfürsten nennt, so geschieht es mehr aus Gewohnheit oder in Folge einer Fiction, als weil sie wirklich wären, was ihre Benennung aussagt. Ob der eine oder der andere Zustand Statt finden soll, darüber entscheidet auf der einen Seite die Entwickelung, welche die Welt überhaupt durch den Handel gewonnen hat; auf der anderen, die Lage eines Landes, je nachdem sie mehr oder weniger die Theilnahme an dem Handel begünstigt. Wenn die Starrheit des Territorial-Systems in Deutschland länger vorhielt, als in Italien, Frankreich, Spanien und England: so rührte dies, im Großen genommen, unstrei-

tig daher, daß Deutschland allzu wenig Küste hatte, und daß diese Küste nur nördlich gelegen war. Wäre es möglich, die Kulturgeschichte Deutschlands von der ersten freien Beschlagnahme der Territorien durch Nomadenstämme bis zu dem Grad von Entwickelung zu verfolgen, welchen die Deutschen in diesem Augenblick erreicht haben: so würde plötzlich alles Unbegreifliche verschwinden, was auf Deutschlands Vergangenheit ruht. Sichtbar wird die Zersetzung der alten Territorial-Verhältnisse erst von dem Augenblick an, wo der Handel Leben und Ausbreitung gewinnt; und dieser Zeitpunkt hob mit dem vierzehnten Jahrhunderte an. Die italiänischen Republiken, der hanseatische Bund, und die Städte in den Niederlanden, trieben damals in Europa den vorzüglichsten Handel. Der nordische Handel war in den Händen der Hanseaten. In den levantischen Meeren herrschten die Venetianer, die Genueser und die Florentiner. Die Seiden-Manufakturen, welche aus Griechenland nach Sicilien, und von da nach anderen Theilen von Italien gekommen waren, setzten sich zuletzt besonders in Venedig fest, welche Stadt es nach und nach dahin brachte, daß sie den besten Theil von Europa mit Seidenwaaren, so wie mit indischen und arabischen Produkten versah. Italiänische Kaufleute, in der Regel Lombarden genannt, verbreiteten diese Waaren in den verschiedenen Städten von Europa, und erwarben sich dadurch das ungemeine Verdienst, den Territorialbesitzern aller Klassen Bedürfnisse einzuimpfen, welche nur in sofern befriedigt werden konnten, als man anfing, über den eigenen Bedarf hinaus zu erzeugen. Sie erwarben sich noch ein zweites

Verdienst dadurch, daß sie Kapitale gegen Zinsen ausliehen, und dadurch die Gewerbthätigkeit förderten. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß durch ihr Verhältniß zu den italiänischen Kaufleuten, mit welchen sie in dem engsten Zusammenhange blieben, der Wechselbrief, dieses große Werkzeug des Handels, in die Welt gekommen ist; wenigstens findet man schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Spuren von Wechsel-Operationen.

So wie der gesellschaftliche Zustand sich verändert, stellt sich auch allmählich das Bedürfniß ein, Gesetze zu haben, welche demselben entsprechen. Alle Gesetze aber, durch welche die bürgerlichen Verhältnisse geregelt werden sollen, können nur Eine Quelle haben, nämlich die von Gesetzen, durch welche die Macht geregelt ist, die jene bürgerlichen Gesetze giebt. Diese Macht wird Regierung genannt, und ihre Form wird wesentlich durch die Gesetze bestimmt, welche in ihrer Gesammtheit die Verfassung ausmachen. Ob nun eine Verfassung gut sey, oder nicht, darüber entscheidet in letzter Instanz das allgemeine Naturgesetz der Wirkung und Gegenwirkung. In der Anwendung auf einen gegebenen gesellschaftlichen Zustand kommt alles darauf an, wie viel Elemente er in sich schließt, daß dieses allgemeine Naturgesetz in Wirksamkeit treten könne; und es versteht sich ganz von selbst, daß da, wo alles noch vereinzelt ist, und Jeder sich in der Vereinzelung erhalten möchte, keine große Forderungen an den Verstand Derjenigen gemacht werden dürfen, welche bei der Gesetzgebung concurriren.

Mit einer solchen Ansicht des gesammten Gesetzgebungswesens weiß man, was man von der goldenen Bulle Karls des Vierten zu halten hat.

Dieser Nachfolger Ludwigs des Baiern, hatte einen Theil seiner Jugend am französischen Hofe verlebt, und unstreitig die Regierungsgrundsätze französischer Könige in sich aufgenommen. Von den großen Vasallen, welche in einer früheren Zeit die Souveraînetät mit Frankreichs Königen getheilt hatten, waren nur noch wenige übrig, und diese wenigen eben nicht geneigt, sich der königlichen Autorität zu widersetzen. Ludwig der Dicke hatte den Leibeigenen seiner Domainen in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das Recht verkauft, unter dem Schutze der Gesetze zu leben, und sich besondere Regierungen zu bilden. So war das Municipal-System der Gemeinden entstanden, das sich neben das Feudal-System der Vasallen gestellt hatte. Da die Wohlthat der Freilassung sehr theuer bezahlt wurde, so fühlte sich der größte Theil der Vasallen versucht, dem Beispiele des Königs zu folgen, ohne eben die Wirkungen zu berechnen, welche daraus für sie hervorgehen mußten. Diese blieben nicht lange aus. Als allgemeiner Schutzherr (Suzerain) trat der König gleichsam in die Mitte zwischen den Gemeinden und den Vasallen. An ihn mußten die Gemeinden appelliren, wenn die Vasallen ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllten, und besondere Kommissarien des Königs wachten darüber, daß dies geschah. Um ihre eigenen Streitigkeiten zu schlichten, hatten die Gemeinden ihre besonderen Tribunäle. Von diesen fand eine Appellation Statt an die Placita oder Parlamente der Vasallen.

Nun verordnete der König, daß eine Streitsache von den Parlamenten der Vasallen vor sein besonderes Parlament gebracht werden könnte, und legte dadurch den Grund zu einer Verwandelung der höchst lästigen Suzerainetät in Souverainetät. Aus dem Umkreise wurde nach und nach Alles zu dem Mittelpunkt zurückgezogen. Das allgemeine Militair-Band war schon da. Jetzt bildete sich auch das allgemeine Civil-Band, und zwar um so rascher, je eifersüchtiger die französischen Könige auf ihre Vorrechte waren, und je nachdrücklicher sie von dem Municipal-System unterstützt wurden.

So standen die Sachen in Frankreich, als Karl der Vierte den besten Theil seiner Erziehung am französischen Hofe erhielt. Die Streitigkeiten, welche Philipp der Schöne mit Bonifazius dem Achten gehabt hatte, waren beigelegt, und nicht wenig hatte der Eintritt des sogenannten dritten Standes in die General-Staaten zum Siege des Königs beigetragen. Zu Avignon residirten die Päbste, der weltlichen Macht bei weitem mehr unterthan, als dieselbe beherrschend.

Zum König der Deutschen gewählt, mochte Karl der Vierte den guten Willen haben, auf Deutschland überzutragen, was er in Frankreich kennen gelernt hatte. Die Umstände waren indeß seinem Unternehmen wenig günstig. In einem Wahlreiche ist nichts schwieriger, als zum Gesetzgeber zu werden. Es fehlet dazu nämlich an der Berechtigung. Wenn man in einem Wahlreiche als Gesetzgeber, wie man doch eigentlich sollte, den allgemeinen Vortheil umfaßt: so richtet man nichts aus, weil jenes nicht geschehen kann, ohne daß man sich

über den privativen Vortheil der Wählenden hinweg setzt; und wenn man sich auf den privativen Vortheil der Wählenden beschränkt, so ist es gar nicht der Mühe werth, als Gesetzgeber aufzutreten. Eben deswegen nun ist die sogenannte goldene Bulle Karls des Vierten, als magna charta der Deutschen genommen, das lächerlichste Ding von der Welt. Sie ist den Deutschen aber auch sehr schädlich geworden, indem sie einen Zustand fixirt hat, welcher niemals hätte fixirt werden sollen. Die Lehnsanarchie hatte in Deutschland während des dreizehnten Jahrhunderts ihren Anfang genommen, und in kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht, daß das Uebermaaß des Bösen der Anfang des Guten hätte werden müssen. Es kam besonders darauf an, den deutschen Fürsten, in ihrer Verwechselung von Amt und Ausstattung des Amts, den Zügel schießen zu lassen; eingenommen von falschen Begriffen, wie sie einmal waren, konnten sie nicht verfehlen, die Basis ihrer Macht durch Theilung zu zersplittern, und in die Klasse gemeiner Gutsbesitzer zurück zu sinken. Dieser Tendenz, die im vierzehnten Jahrhunderte durch ganz Deutschland ging, und, indem sie die Zahl der Fürstenfamilien beträchtlich vermehrte, ihnen Ansehn und Würde raubte — dieser unstreitig sehr heilsamen Tendenz, trat Karl der Vierte dadurch entgegen, daß er das Wahlrecht unwiederruflich den Fürsten der Länder beilegte, welche seitdem Kurfürstenthümer genannt worden sind, die Theilung dieser Fürstenthümer verbot, und in Betreff derselben das Recht der Erstgeburt und die Erbfolge auch in der Agnaten-Linie (den sogenannten Schwertmagen) einführte. Die Einleitung in die gol-

goldene Bulle zeigt, daß Karl der Vierte einen ziemlich deutlichen Begriff von den Vorzügen der Einheit hatte; denn, wenn er sagt: „die Fürsten eines in sich selbst zerfallenen und zwiespaltvollen Reichs werden zu Diebsgesellen;" so ist es vielleicht unmöglich, eine ewige Wahrheit noch stärker auszudrücken. Indeß zeigt der ganze Inhalt der goldenen Bulle, daß Karl über die Mittel, Einheit zu bewirken, nicht im Reinen war. Wenn sieben mächtige Fürsten Einen aus ihrer Mitte wählen sollen, der sie zu gehorsamen Unterthanen mache: so ist dies von allen Mitteln, Einheit hervorzubringen, unstreitig das unwirksamste. Solche sieben Fürsten mögen dunkel als die ersten Räthe eines Königs gedacht seyn: da sie dies aber niemals werden können, indem eigenes Interesse sie daran verhindert, so gleichen sie unendlich weniger den sieben Leuchtern der Offenbarung, wie es in der goldenen Bulle ausgedrückt ist, als sieben ungeheuren Felsen, auf welchen ein Pallast errichtet werden soll, oder auch dem Berge Athos, in welchen man die Bildsäule Alexanders hauen will *). Ließe sich über ir-

---

*) Das Daseyn deutscher Wahlfürsten verliert sich in die frühesten Zeiten, und vielleicht hat die Geschichte uns nicht alle Aufschlüsse gegeben, welche über diesen Gegenstand wünschenswerth seyn möchten. An und für sich läßt sich an nichts weniger glauben, als an Wahlen, die von einer großen Menge ausgegangen seyn sollen. Vielleicht hatte der Priesterstand im alten Deutschland die ausschließende Initiative. Wie dem auch gewesen seyn möge, so fällt die Zahl 7 auf, die man durch so lange Zeit so gewissenhaft festgehalten hat. Sollte diese Zahl mit den ἑπτα σκηπτουχοις der persischen Könige in Verbindung gestanden haben, und also uralte Gewohnheit gewesen seyn?

gend ein Zeitalter scherzen: so könnte man in die Versuchung gerathen, über die besonderen Mittel zu lächeln, durch welche der deutsche Gesetzgeber des vierzehnten Jahrhunderts die Kurfürsten an die Person des Kaisers zu binden gedachte. Ich meine die Erzämter, nach welchen, bei den Hoffesten, der Erzmarschall bis an den Gurt seines Pferdes in einen Berg Hafer reiten und davon dem Kaiser ein Maaß voll bringen, der Erzkämmerer denselben Kaiser von seinem Pferde aus mit einem silbernen Waschbecken bedienen, der Erztruchseß ein Stück von einem gebratenen Ochsen auf die kaiserliche Tafel setzen, der Erzschenk dieselbe mit Wein versorgen, und die drei geistlichen Kurfürsten, als Erzbischöfe, den Segen vor der Tafel sprechen sollten. Diese Anordnung hing mit der Urverfassung der Deutschen zusammen, die, weil sie eine bloße Gehöfdverfassung war, die Aufseher über den Pferdestall, über die Casse und Silberkammer, über den Vorrathsboden und über den Keller, zu den ersten Beamten machte. Das Barokke derselben ist hinlänglich erklärt, wenn man auf den Ursprung zurück geht; das Unzweckmäßige aber bleibt, wenn man bedenkt, daß die Kurfürsten niemals in ein ernsthaftes Ministerial-Verhältniß zu dem Könige oder dem Kaiser treten konnten, weil dies eine positive Unterordnung in sich schloß. Um Erzämter war es den deutschen Fürsten immer nur in so fern zu thun, als die Kurwürde daran geknüpft war; die Kurwürde aber liebten sie um der Vortheile willen, welche damit verknüpft waren, so lange es noch Reichsdomainen-Grundstücke gab, die sie für ihr Votum erwerben konnten. Die Wahlen waren und blieben

skandalös, so lange die Kaiser noch etwas zu verschenken hatten. Eins geht durch die ganze Geschichte der Deutschen, nämlich die allen Barbaren eigenthümliche Bereitwilligkeit, zu dienen, um herrschen zu können: der sicherste Beweis, daß die Verfassung nie gewesen ist, was sie hätte seyn sollen; denn eine gute Verfassung muß die Freiheit geben.

Die beste Probe eines Gesetzes ist seine Vollziehbarkeit, und die Achtung welche der Gesetzgeber für dasselbe hegt. Was Karl den Vierten betrifft, so scheint er die goldene Bulle aus dem eigennützigsten Beweggrunde von der Welt gegeben zu haben, nämlich um freieren Spielraum für Vergrößerungen zu gewinnen. Sein ganzes Leben ist aus einem Stück, wenn man ihn von den Gedanken ausgehen läßt, die deutsche Königswürde in seiner Familie erblich zu machen. Maximilian der Erste pflegte von ihm zu sagen: „Deutschland habe niemals eine gefährlichere Pest gehabt, als diesen Karl den Vierten; denn er würde das ganze römische Reich verkauft haben, wenn er hätte einen Käufer finden können." Aber Maximilian irrte sich sehr wesentlich. Keinem von Deutschlands Kaisern ist das Haus Oesterreich so viel Dank schuldig, als Karl dem Vierten, wofern es ein Gegenstand der Dankbarkeit ist, daß die deutsche Kaiserwürde sich auf dieses Haus erblich niederließ. Sehr richtig schloß dieser Karl, daß, so lange im deutschen Reiche noch etwas zu verschenken oder zu verkaufen seyn würde, das Wahlreich fortdauern werde; und daß man folglich, um die Kaiserwürde erblich zu machen, nichts Besseres thun könnte, als alles, was zur Ausstattung

derselben gehörte, in Eigenthum zu verwandeln; denn sobald dies vollendet war, gehörte die Kaiserkrone demjenigen Fürsten, der das größte und unabhängigste Domain besaß. Nichts ist daher merkwürdiger, als die Art und Weise, wie Karl den Wahlfürsten seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger empfahl. Als die Wahlfürsten seiner Behauptung, „daß Gott den Prinzen besondere Seelen verleihe, vermöge welcher sie aufgeklärter wären, als andere Sterbliche von demselben Alter," nicht beitreten wollten, weil sie auf den Schatz des Königs von Böhmen spekulirten, gewann er sie für seinen Lieblingswunsch dadurch, daß er jeden von ihnen hunderttausend Goldgulden versprach. Unter Anrufung des h. Geistes schritten die Kurfürsten jetzt zur Wahl. Das Resultat derselben war der siebzehnjährige Wenzel, den der Erzbischof von Köln nicht lange darauf zu Aachen krönte. Jetzt forderten die Kurfürsten den versprochenen Lohn. Und womit bezahlte Karl? Anstatt seinen reichgefüllten Schatz zu öffnen, verpfändete er den Kurfürsten einen Theil von den Einkünften des Reichs. An den Erzbischof von Mainz trat er die Zölle am Rhein und die Festung Lahnstein ab; an den Erzbischof zu Köln, Andernach; an den Erzbischof zu Trier, Boppard und Oberwesel, nebst verschiednen Abteien, die er noch mit dem Erzbisthum verknüpfte. Der Kurfürst von der Pfalz bekam Oppenheim, Odernheim und Ingelheim, und überdies trat ihm Karl für vierzigtausend Gulden die Festungen Guttenberg und Falkenburg, nebst einer Menge von Dörfern ab. Witzig genug nannte man dies in jenen Zeiten: „dem Adler die Federn ausrupfen." Man sieht

also, daß Fürsten und Kaiser gleich sehr geneigt waren, das Allgemeine dem Besonderen aufzuopfern, und das Regieren nur von der Seite des Genusses zu nehmen. Wie sehr das Reich, als solches, darüber zu Grunde ging, bekümmerte sie eben so wenig, als den gemeinsten Tagelöhner, der seinen Unterhalt im Schweiße seines Angesichts erwirbt. Die Barbarei der Zeiten war noch viel zu groß, als daß es irgend Einem hätte einfallen können, sich auf das Ganze zu beziehen, und jener Erbsünde zu entsagen, vermöge welcher man das Ganze nur auf sich bezieht. Die geistlichen Fürsten waren den weltlichen hierin so vollkommen gleich, daß sich kein Unterschied zwischen beiden machen ließ; je mehr beiderlei Fürsten schon seit langer Zeit aus den Ministerial-Verhältnissen herausgetreten waren, desto mehr fühlten sie sich vereinzelt, und eben dadurch genöthigt auf Vergrößerung zu denken. Daher die Seltenheit von Beispielen wahrhaft edler Denkungsart unter den Fürsten des deutschen Reichs, sowohl in diesen, als in späteren Zeiten. Durch alle Jahrhunderte wurde die Idee der Einheit festgehalten; aber, indem man nie die Mittel finden konnte, diese Idee zu realisiren, konnte es nicht fehlen, daß die Kräfte mehr gegen als für einander wirkten. Das Problem ist durch alle Jahrhunderte dasselbe geblieben, wiewohl es sich bald so, bald so gestaltet hat; und noch jetzt läßt sich nicht absehen, auf welchem Wege die Schwierigkeiten, welche es in sich schließet, werden überwunden werden. Es scheint daher, daß dasselbe Schicksal, welches den Knoten gewunden hat, ihn werde lösen müssen.

Der Zeitraum von 1378 bis 1439 ist die Periode des gänzlichen Verfalls der deutschen Kaiserwürde; eines Verfalls, der durch nichts so sehr herbeigeführt war, als durch die Maaßregeln, welche Karl der Vierte genommen hatte, um jene Würde in seiner Familie erblich zu machen. Als sich alle Zölle in den Händen der Stände befanden; als alle Fiscal-Rechte erloschen und alle Domainengüter den Kammergütern der Fürsten einverleibt waren; als Italien, in eine Menge kleiner Souverainetäten gespalten, nur noch ein glänzendes Verzeichniß von Kronvasallen lieferte, das den deutschen Kaisern von keiner Seite zu Statten kam; als man es dahin gebracht hatte, daß von den sechs Millionen Gulden, welche Friedrich der Erste zur Unterstützung des kaiserlichen Ansehns genoß, nur noch 20000 Gulden übrig geblieben waren: da fühlte man zwar noch immer die Nothwendigkeit eines Reichsoberhaupts; aber da dieses mehr als jemals das folgsame Werkzeug der wählenden Fürsten, und der willenlose Spielball in den Händen der Factionen geworden war: so gab es kein Mittel, auch nur ein Schattenbild von Einheit in Deutschland aufrecht zu erhalten. Mit einer solchen Ansicht aber urtheilt man über die Regierungen eines Wenzel, eines Ruprecht von Baiern, eines Jodoc von Mähren, eines Sigismund und eines Albrecht von Oesterreich anders, als es hergebracht ist. Alle diese Kaiser standen in viel zu schwachen Berührungen mit dem deutschen Reiche, als daß sie irgend ein gefühltes Interesse gehabt hätten, dasselbe mit irgend einer Liebe zu umfassen. Dazu kam noch, daß sie in ihren eigenen Domainen viel zu sehr

beschäftigt waren, um ihre Sorge fremden Domainen zuwenden zu können. Auch das will in Anschlag gebracht seyn, daß die Lage von Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn nichts weniger als geeignet war, ganz Deutschland mit irgend einer Autorität zu durchdringen. Welches auch die persönlichen Eigenschaften eines Wenzel seyn mochten: ihre Schädlichkeit war doch zuletzt nur durch die Beschaffenheit einer Verfassung bedingt, welche allen Prinzipien Hohn sprach; denn in einer wahrhaft guten Verfassung läßt sich niemand einfallen, über die persönlichen Eigenschaften des Regenten zu klagen. Darum war nichts ungerechter, und, damit wir es gerade heraus sagen, nichts niederträchtiger, als das Absetzungsdekret, welches Wenzeln im Jahre 1400 traf: ein Dekret, worin man ihm den Vorwurf machte, „das Heil. Röm. Reich, die heilige Kirche und die ganze Christenheit zerrissen, verringert und vernachlässigt zu haben." Die Niederträchtigkeit der rheinischen Kurfürsten, von welchen dies Dekret ausging, bestand besonders darin, daß, nachdem vorzüglich sie die Machtmittel eines deutschen Königs verschlungen hatten, sie die Forderung an ihn machten, daß er mächtig seyn sollte. Seinen besten Rechtfertiger fand Wenzel in seinem Nachfolger Ruprecht von Baiern, einem Fürsten, der, was die persönlichen Eigenschaften betrifft, untadelich war und gewissermaßen den reinsten Gegensatz von Wenzeln bildete, aber mit aller seiner Thätigkeit, allem seinem guten Willen und selbst seiner besseren Einsicht nicht mehr leistete, als was Wenzel geleistet hatte: ein schlagender Beweis für die so eben aufgestellte Behauptung, daß die Beschaffenheit der

organischen Gesetze über die persönlichen Eigenschaften der Regenten den Ausschlag giebt. Weil Italien durch Ruprecht nicht wieder erobert wurde: so trieb der Kurfürst von Mainz die Insolenz so weit, daß er in seinen Klagen gegen Ruprecht auch das geltend machte, daß ihm nicht gestattet worden sey, den kaiserlichen Hof mit einem Kanzler und Notarien zu versehen, was er zu seinen Vorrechten zählte. Von Jodoc's Regierung kann hier gar nicht die Rede seyn; sie wurde dem deutschen Reiche nie fühlbar, theils wegen ihrer kurzen Dauer, theils wegen der örtlichen Entfernung, worin Jodoc von den deutschen Fürsten lebte. Sigismund, jüngerer Sohn Karls des Vierten, und König von Ungarn, war durch die Begebenheiten seiner Zeit, besonders durch das Vordringen der Türken nach Europa unter dem Beistande kaufmännisch gesinnter Genuesen, viel zu sehr beschäftigt, als daß er sich um Deutschland hätte bekümmern können, und die Verleihung der Mark Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg, wird mit Recht als die erfolgreichste Begebenheit seiner Verwaltung betrachtet. Albrecht der Zweite, Sigismunds Erbe, durch dessen einzige Tochter, muß als der eigentliche Stifter des Hauses Habsburg-Oesterreich betrachtet werden; denn von ihm ging die deutsche Königskrone auf Friedrich den Dritten, einen Enkel des in der Schlacht bei Sempach gebliebenen Leopold des Dritten, über; und von diesem erbte sie in gerader Linie bis auf Maria Theresia, die Tochter Karls des Sechsten, fort.

Während dieses 60jährigen Zeitraums war die Idee der deutschen Fürsten, daß die deutschen Könige das,

was sie in Deutschland an Machtmitteln verloren hatten, in Italien und in Burgund wieder erobern sollten; dies wurde sogar zu einer Hauptbedingung bei den Wahlen gemacht. Das, worauf keine Rücksicht genommen wurde, war, ob die deutschen Könige auch die Mittel zu solchen Eroberungen hätten. Sie hatten diese Mittel aber um so weniger, je mehr die deutschen Fürsten ihr Interesse von dem des Kaisers und des Reiches absonderten, und es keinem von ihnen mehr einfiel, gemeinschaftliche Sache mit dem ersteren zu machen. In Italien herrschten die Visconti vor, und es war wohl ein Akt der Nothwendigkeit, daß Wenzel den Johann Galeaz Visconti zum erblichen Herzog von Mailand erhob. Unter Ruprecht fielen Limburg, Brabant und Luxemburg an das jüngere burgundische Haus, ohne daß diese Provinzen an das Reich zurückgebracht werden konnten. Das Herzogthum Burgund hatte sich nämlich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in dem Königreich Lothringen dadurch gebildet, daß Philipp der Kühne, jüngerer Sohn des Königs Johann von Frankreich, mit demselben ausgestattet worden war. Durch seine Vermählung mit Margaretha, Tochter und Erbin Ludwigs des Dritten, letzten Grafen von Flandern, erwarb dieser Philipp: Artois, die Freigrafschaft Nevers, Rethel, Mecheln und Antwerpen. Diese Staaten hinterließ er seinem Sohne Johann ohne Furcht. Sein Enkel, Philipp der Gute, vergrößerte sie durch neue Erwerbungen, indem er dem Grafen von Namur im Jahre 1428 sein Land abkaufte, zwei Jahre darauf von seinem Vetter Philipp von Burgund, Brabant und Limburg erbte, durch die berühmte

Jacobine von Baiern die Grafschaft Hennegau, Holland, Zeeland und Friesland erhielt, und zuletzt durch einen Vertrag, den er mit der Prinzessin Elisabeth, Nichte des Kaisers Sigismund schloß, das Herzogthum Luxemburg und Chini erlangte. Nichts von allem diesen vermochten die deutschen Kaiser zu verhindern. Erbin aller dieser Staaten ward, nach dem Tode des von den Schweizern erschlagenen Herzogs Karl, Maria von Burgund, durch deren Vermählung mit Maximilian von Oesterreich dieses bedeutende Herzogthum ein Bestandtheil des Hauses Oesterreich wurde. — Sigismund, der letzte Kaiser aus dem luxemburgischen Hause, kann als der letzte Kaiser in dem Sinne des Mittelalters gedacht werden. So vollendet war der Kampf zwischen Kaiser und Pabst, daß Sigismund es für nöthig erachtete, die Würde der geistlichen Macht durch Concilienschlüsse von neuem zu begründen. Hierbei müssen wir einige Augenblicke verweilen.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, zu sehen, wie in der Periode des Verfalls der kaiserlichen Macht auch die päbstliche zu Grabe getragen wurde. Im Allgemeinen könnte man darüber bemerken, daß, so lange die Päbste sich durch die List gegen die Gewalt vertheidigten, sie unbesiegbar waren; daß sie aber von dem Augenblicke an unterlagen, wo sie sich durch die List gegen die List vertheidigen mußten. Dieser Augenblick hob für sie mit der Versetzung des päbstlichen Stuhls von Rom nach Avignon an, d. h. mit dem, was man in der Kirchengeschichte

die babylonische Gefangenschaft der Päbste zu nennen pflegt. Die Sache selbst machte sich auf eine sehr natürliche Weise. Mit einem sogenannten Kirchenstaat ausgestattet, konnten die theokratischen Universalmonarchen die Contributionen der Christenheit zwar nicht ganz entbehren, aber je mehr sie aus ihrem eigenen Domain zogen, desto weniger hatten sie nöthig, die Gesammtheit der Christen mit Auflagen aller Art zu behelligen. Dies änderte sich ab, als, nach der Versetzung des päbstlichen Stuhls nach Avignon, der Kirchenstaat ein Raub der kleinen Usurpatoren wurde, welche sich Vicarien der Kirche nannten, und sich bis ins sechzehnte Jahrhundert behaupteten. Auf die Contributionen der Christenheit beschränkt, blieb den Päbsten nichts anders übrig, als einen sehr empfindlichen Druck auszuüben, vermöge dessen sie in dem Lichte von Tyrannen erschienen. Selbst die untergeordnete Geistlichkeit trennte sich von ihnen, weil sie, einmal über das andere, Opfer darbringen sollte, für welche sie weder Kraft noch Willen hatte. Bewundernswürdig ist, daß man dies über ein halbes Jahrhundert ertrug. Nichts war zuletzt nothwendiger, als die Rückkehr des päbstlichen Stuhls nach Rom; denn je länger derselbe in Avignon blieb, desto freier wurde die öffentliche Meinung, desto mehr verlor die päbstliche Autorität an ihrer Grundlage. Es war daher ein sehr richtiger Gedanke von Gregor dem Eilften, Avignon zu verlassen und nach Rom zurückzukehren. Indeß kam es noch immer darauf an, wie viel sich von dem Kirchenstaat durch bloß geistliche Waffen werde zurück erobern lassen. Die Factionen, welche sich, nach Gregors des

Eilften Tode, im Cardinals-Collegium bildeten, scheinen durch diese Frage entstanden zu seyn. Eine zwiespältige Wahl war die Folge des Streits. Die Italiäner wählten einen Pabst aus ihrer eigenen Nation, der den Namen Urban VI. annahm; die französischen Kardinäle hingegen entschieden sich für ihren Mitbruder Robert von Genf, der, als Klemens VII, sich in Avignon niederließ.

Was durch die Versetzung des päbstlichen Stuhls nach Avignon begonnen war, das wurde durch das Schisma vollendet, um so mehr vollendet, je länger das Schisma dauerte. Dem Pabste Urban folgten in Rom Bonifazius der Neunte, Innocenz der Siebente und Gregor der Zwölfte; dem Pabste Klemens dem Siebenten in Avignon Benedict der Dreizehnte. Die monarchische Verfassung der Kirche hatte durch das Schisma aufgehört; die monarchische Verfassung aber war der Kirche um so nothwendiger, je mehr diese den Charakter einer bloßen Institution abgelegt und den einer allgemeinen Regierung angenommen hatte. Je mehr die ganze christliche Welt dies fühlte, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, desto mehr suchte man beide Päbste durch alle nur mögliche Ueberredungsmittel zur Verzichtleistung auf ihre Würde zu bestimmen. Vergeblich; weil der monarchische Stolz entgegen wirkte. Jetzt sagten sich mehrere Kardinäle von ihnen los, und riefen 1409 ein Koncilium in Pisa zusammen. Beide Päbste wurden auf demselben abgesetzt, und die päbstliche Würde Alexander dem Fünften übertragen, an dessen Stelle in der Folge Johann der Dreiundzwanzigste trat. Doch, die Trennung vergrößerte sich; denn anstatt zweier Päbste,

waren ihrer nun drei, von welchen jeder Mittel fand, sich Obedienz zu verschaffen, von welchen jeder, um seinen Rang zu behaupten, alle Künste aufbot, die Völker auszusaugen. Die natürliche Folge davon war, daß man in eine immer stärkere Opposition gegen das Pabstthum trat. Ideen, welche schon im 12ten Jahrhunderte waren geboren worden, lebten wieder auf, und was allen klugen Köpfen der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts wenigstens problematisch wurde, das war die Nothwendigkeit einer doppelten Regierung. Was nun, so oft eine Regierung in sich zerfällt, unausbleiblich eintritt, der Geist der Demokratie, dasselbe offenbarte sich auch im 15ten Jahrhundert in Beziehung auf die päbstliche Regierung. Auf dem Concilium zu Kostnitz, vom Kaiser Sigismund veranstaltet, nahm man, weil man sich nicht anders helfen konnte, den Grundsatz an: „daß, so oft die allgemeine Kirche sich versammle, in allem, was den Glauben, die Wiedervereinigung der getrennten Partheien, und die Reformation der Kirche in ihrem Oberhaupte und ihren Gliedern betreffe, die allgemeine Kirchenversammlung über dem Pabste sey." Kirchliche Volkssouverainetät in Gegensatz von monarchischer Souverainetät, von den Päbsten jener Zeit eben so bestritten, wie Volkssouverainetät in unseren Zeiten von Königen und Fürsten! Das Concilium zu Kostnitz endigte sich damit, daß der Pabst in Rom seiner Würde entsagte, und daß man die beiden anderen Päbste in Avignon und Pisa absetzte; aber diese Maaßregel, die Kirche in ihrem Oberhaupte und in ihren Gliedern zu verbessern, führte zu nichts.

Nur allzu häufig geschieht es im Leben, daß der Blinde es versucht, dem Lahmen den Weg zu weisen. In einem solchen Falle befand sich Kaiser Sigismund den Päbsten gegenüber. Was erforderlich war, um eine Reform der allerdings sehr beschwerlichen Kirchenregierung zu Stande zu bringen, dies zu begreifen, war man in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts bei weitem noch nicht aufgeklärt genug. Man hätte wenigstens eine Idee haben müssen, einerseits von dem ewigen Wesen einer Regierung, andererseits von den Mitteln, dasselbe in der Wirklichkeit darzustellen; je weiter man aber von beiden entfernt war, desto weniger konnte man den Gedanken fassen, daß die Kirche, ohne irgend eine Macht auszuüben, sich in den Gränzen der bloßen Institution halten müsse. Alle Concilien des 15ten Jahrhunderts, wie demokratisch auch der Geist seyn mochte, der in ihnen vorwaltete, hatten doch zuletzt keinen anderen Zweck, als das Schisma zu heben, d. h. die Monarchie der kirchlichen Regierung wieder herzustellen; je mehr aber dieser Zweck erreicht wurde, desto nothwendiger unterblieb die Reform der Kirche, wobei nichts so sehr entschied, als das Geldbedürfniß der päbstlichen Regierung. Wie das ganze Pabstthum von jeher in der Schwäche des politischen Systems gegründet war: so mußte es so lange darin gegründet bleiben, bis diese Schwäche verschwunden war. Weder aus der Gewalt, welche die Kaiser des Hohenstaufischen Hauses ausübten, noch aus der List, womit die Könige von Frankreich die Päbste bekämpften, noch endlich aus den Bestimmungen der Concilien (dieser Generalstaaten der theokratischen Universal-Monar-

chen), ist der Sturz des Pabstthums hervorgegangen; wohl aber aus den großen Erfindungen, welche den drei letzten Jahrhunderten einen Charakter gegeben haben, der sie vor allen früheren auszeichnet, und sich im Verlaufe der Zeit nur vollständiger entwickeln kann: denn es ist nicht anzunehmen daß diese Erfindungen in Hinsicht der Wirkungen, die sie hervorbringen können, schon jetzt vollendet seyn sollten.

So wie die Natur in der physischen Welt sehr allmählich zu Werke geht, und keine ihrer Verwandlungen übereilt; eben so verfährt sie auch in der sittlichen Welt, nur mit dem Unterschiede, daß sie in der letzteren den schaffenden Geist zu ihrem Werkzeuge macht. Haben die Urheber der größten Erfindungen an die Wirkungen gedacht, die aus dieser hervorgegangen sind? Gewiß nicht. Nie hat der Erfinder des Schießpulvers die Gestalt der Kriege verändern und der Fürstenmacht eine neue Grundlage geben wollen; und doch ist dies die Folge seiner Erfindung gewesen, welche den Salpeter mit Schwefel und Kohlenstaub verband. Nie hat der Erfinder des Kompasses beabsichtigt, die sämmtlichen Bewohner der Erde in einen anderen Zusammenhang zu bringen, die Gewerbthätigkeit durch den Umtausch der Productionen derselben zu vermehren, und dem Menschen seine Zeit kostbarer zu machen; und doch ist dies aus der Entdeckung hervorgegangen, daß der Magnet den einen Pol nach Norden wendet, und dem Eisen oder Stahl seine eigene Kraft mittheilt. Nie hat der Erfinder der Buchdruckerkunst daran gedacht, durch schnellere Vervielfältigung der

Geistesproductionen der Oeffentlichkeit eine neue Grundlage zu geben, und Geister, die durch den Raum getrennt sind, zu einer und derselben Zeit mit denselben Gedanken zu beschäftigen; und doch ist dies seit Jahrhunderten geleistet worden. So allmählich sind diese Erfindungen entstanden, daß wir nicht einmal im Stande sind, die Urheber der beiden ersteren zu nennen. Alle haben übrigens gleich sehr dazu beigetragen, das menschliche Geschlecht immer unabhängiger von fremder Autorität zu machen, welches in eben dem Maaße geschah, worin der Geist in dem Studium der Natur zu bleibenden Resultaten gelangte, d. h. sich von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze immer mehr überzeugte.

Bei dem Studium der Geschichte ist nichts anziehender, als die beiden Regionen zu unterscheiden, in deren einer die Willkühr waltet, die sich einbildet, etwas gegen das Naturgesetz vollbringen zu können, und in deren anderer das Ziel ohne alle Gewalt, wiewohl nur allmählich, erreicht wird. Die Anticipationen sind dem menschlichen Geschlecht immer eigen gewesen; aber man kann dreist behaupten, daß durch sie nichts bewirkt worden ist, es sey denn, daß sie eine Idee, welche zur Wirklichkeit erhoben werden sollte, hingestellt oder festgehalten haben. Was man schon zu Anfang des 15ten Jahrhunderts in Beziehung auf das Pabstthum wollte, aber nicht durchzuführen vermochte, das stellte sich, nach und nach, ganz von selbst ein, so wie sich die Gesellschaft immer freier bewegte und sich der Sklaverei der Feudalität entwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letzte

Letzte Auftritte des spanisch-französischen Krieges, und Theilnahme der Royalisten an denselben.

(Beschluß.)

Beinahe zwanzig Tage waren seit der Schlacht von Orthes verflossen, welche dem Lord Wellington alle Straßen in das mittägliche Frankreich geöffnet hatte. Während dieser Zeit sammelte Marschall Soult seine Armee zu Conches, wo sie noch die Stadt Tarbes und die Straße von Toulouse deckte. Indeß hatten die französischen Generale nicht wenig Mühe, ihre Corps von neuem zusammen zu bringen, und vierzehn Tage hindurch waren die Gensdarmen nur damit beschäftigt, die Flüchtlinge zu sammlen, die sich auf den Straßen von Auch, Montauban, St. Gaudens und Toulouse zerstreut hatten. Die Armee der Verbündeten schien sich auf die Eroberung des Adour-Thales und auf die Einschließung von Bayonne und St. Jean Pied de Port, so wie auf die Besetzung von Bordeaux, beschränkt zu haben; und in der That war Wellingtons überlegtes Zaudern auf den Umstand gegründet, daß er, um so große Resultate zu erhalten, seine Streitkräfte über so viele Punkte hatte zerstreuen müssen. Sein ganzer linker Flügel belagerte Bayonne, und das Armee-Corps des Marschalls Beresford, welches den Mittelpunkt bildete, befand sich, nachdem es nach Bordeaux vorgegangen war, um drei-

ßig Stunden von der Operationsbasis geschieden. Wellington selbst verweilte zu Aires am Adour, und ihm stand nur ein Drittel seiner Truppen zu Gebot, womit er Bedenken trug, einen neuen Angriff auf die französische Armee zu wagen. Um entscheidende Schläge zu thun, hemmte der edle Lord seinen Siegeslauf; zugleich war er aufmerksam auf die Wendung, welche die Dinge im Norden nehmen würden.

Belehrt von den Schwierigkeiten, welche die verbündeten Monarchen fanden, befahl Lord Wellington dem Marschall Beresford, in Bordeaux eine Garnison zurück zu lassen, und sich mit dem Ueberreste an die Armee anzuschließen, welche ungeduldig war, die Niederlage der Franzosen zu vollenden. Beresford ließ ungefähr 4000 Mann unter dem unmittelbaren Befehl des General-Lieutenants Grafen Dalhousie zu Bordeaux zurück, und begab sich mit den übrigen Truppen nach dem Adour. Graf Dalhousie wußte sich durch die strenge Disciplin, welche er handhabte, die Achtung und Liebe der Einwohner von Bordeaux zu erwerben. Diese ihrerseits thaten, was in ihren Kräften stand, den Prinzen, der sich in ihre Arme geworfen hatte, zu unterstützen. Durch eine freiwillige Auflage kamen sie seinem Geldbedürfniß zu Hülfe. Handwerker und Hülfsbedürftige suchten und fanden die Ehre, die Leibwache des Prinzen zu bilden. Der Marquis von la Rochejaquelin erhielt den Auftrag, sie zu organisiren, und nach kurzer Zeit waren 600 Mann gekleidet und ausgerüstet. Zu Anführern unter la Rochejaquelin wurden die Herrn von Gombault, Roger und Martorie ernannt. Der Eifer der

Bordalesen blieb unverändert, als sie erfuhren, daß eine französische Division sich mit feindseligen Absichten auf der Straße von Perigueux bewege. Nicht bloß im Osten war Bordeaux von diesem Armee-Corps unter dem General Decaen bedroht, sondern auch im Norden von der Division des Generals Lhuilier. Auf der andern Seite hemmte der Widerstand des Forts von Blaye die freie Schiffahrt der Garonne, und Bordeaux war gewissermaßen in Frankreich vereinzelt. Da die größeren Fahrzeuge diesen Fluß nur bei einem hohen Wasserstande heraufsegeln können, so benutzte der Gegen-Admiral Penrose diesen günstigen Augenblick, um ein Kriegsschiff zu bekämpfen, welches die Flottille beschützte; allein er wurde durch die Kanonen des Forts Blaye zurückgeschreckt. Jetzt sah man ein, daß man sich dieses Forts durch einen lebhaften Angriff bemächtigen müsse. Schon hatte Lord Dalhousie die Gironde passirt, und die französischen Truppen jenseit der Dordogne zurückgeworfen. Da der englische General den Kriegsschauplatz nicht kannte, so war der Marquis von la Rochejaquelin sein Adjudant geworden. Bald darauf ging er unsern St. Andre von Cubzac sogar über die Dordogne, um das Fort Blaye aufzufordern; als er aber in der Ebene von Etauliers ankam, fand er nicht weit von dem eben genannten Dorfe die Generale Lhuilier und Des Barreaux. Hier kam es zu einem lebhaften Gefechte, und nach kurzem Widerstande räumten die Franzosen das Feld, mit Zurücklassung von 300 Gefangenen. Das Detaschement der Verbündeten näherte sich dem Fort Blaye. Die Einwohner der Stadt thaten, was in ihrem Vermögen

stand, die Garnison zu einer Capitulation zu bewegen; als sie aber nichts ausrichten konnten, verließen sie ihre Häuser und begaben sich mit ihrem Maire, einem gewissen Duluc, der sich für die Bourbons erklärt hatte, nach Etauliers zu dem Grafen Dalhousie. Inzwischen war Penrose die Gironde herauf gesegelt, und hatte die Flottille zerstört. Er bombardirte das Fort Blaye von der Wasserseite; da er aber damit nichts ausrichtete, und es immer deutlicher einleuchtete, daß eine regelmäßige Belagerung nothwendig sey, so ging Lord Dalhousie nach Bordeaux zurück, um die Anstalten dazu von der Landseite zu betreiben.

Während er noch damit beschäftigt war, sprach sich die öffentliche Meinung im Süden Frankreichs immer bestimmter aus. Die Herrn von Mauleon und Malet de Roquefort hatten, nicht ohne Gefahr für ihr Leben, ein Corps Nationalgarde, welches sie zu la Teste kommandirten, zur Annahme der weißen Cocarde bestimmt. Von der andern Seite begannen die Bewegungen der Vendee denen von Bordeaux zu entsprechen; und Herr von Mesnard, aus der Gegend von Luzon, der damit umging, Rochefort und la Rochelle zu einer Erklärung für die Bourbons hinzureißen, war nach Bordeaux vorgedrungen, um von dem Prinzen von Angouleme ein Handschreiben zu erhalten, das er den Militair-Commandanten vorzeigen könnte. Das Complot sollte den zweiten Osterfeiertag zu la Rochelle ausbrechen, und 1200 verborgene Conscribirte sich mit einer Parthei in der Stadt vereinigen, die bereit war, den von dem Herrn von St. Marceau geführten Royalisten die Thore

zu öffnen. Mit diesen Versuchen stand auch die Insurrektion von Poitou in Verbindung. Herr von Baschu, ein Dragoner-Offizier, hatte sich bereits mit dem Grafen von Susanet in der Gegend von Nantes besprochen; und unter tausend Gefahren kam er nach Bordeaux, um den Herzog von Angouleme zu bereden, daß er sich an die Spitze der Royalisten vom Westen stellen und den Marquis von la Rochejaquelin vor sich hersenden möchte. Die Vendee verlangte 15000 Gewehre, und Pulver. Dreihundert Kanoniere, welche die Küsten bewachten, hatten sich vorgenommen, am Tage der allgemeinen Insurrektion ihre Offiziere zu verhaften, und die weiße Fahne in eben dem Augenblick aufzupflanzen, wo der Graf von Susanet in Nieder-Poitou, und der Graf Charles von Autichamp in Anjou die Sturmglocke läuten lassen würden. Ein Müller aus der alten Vendee, Namens Peter Cochet, welcher drei Bürgerkriege mitgemacht hatte, brachte, auf la Rochejaquelins Betrieb, die Umgegend von Mortagne in Aufruhr. Indeß war Bordeaux nur durch das Detaschement des Lords Dalhousie beschützt. Jene englischen Milizen, welche sich, 4000 an der Zahl, nach Bordeaux eingeschifft hatten, wurden durch widrige Winde aufgehalten, und erschienen nicht eher in der Guienne, als bis ganz Frankreich die Befreiung von Bordeaux theilte.

So standen die Sachen in Bordeaux und in der Vendee, als Lord Wellington sich zur Eroberung von Languedoc in Bewegung setzte. Seine verschiedenen Detaschements waren, wie die Cavallerie- und Artillerie-Reserven aus Spanien, den 17 März zu ihm gestoßen,

und Marschall Soult, der seine Stellung nicht für allzu sicher hielt, hatte sich nach Lambege in der Richtung von Tarbes zurückgezogen, so daß nur seine Vorposten nach Conches zu standen. Den 18ten setzte sich Wellingtons Armee in Marsch, und General-Lieutenant Hill vertrieb die französischen Vorposten nach Vic-Bigorre. Der General-Lieutenant Clinton, welcher gegen den Soultschen Nachtrab manövrirte, vertrieb ihn aus den Weinbergen und aus Vic-Bigorre; und alsbald versammelte sich das verbündete Heer theils hier, theils zu Rabastens. In der Nacht zog sich Marschall Soult auf Tarbes zurück, und nahm seine Stellung auf der Höhe bei der Windmühle von Oleac, den Mittelpunkt und den linken Flügel auf den Hügeln bei Angos.

Wenige Städte gewähren einen so angenehmen Anblick, als Tarbes; es liegt in einer lachenden Ebene auf dem linken Ufer des Adour, über welchen man auf einer schönen Brücke geht. Für Lord Wellington war es, als Sitz einer Präfektur, eine wesentliche Eroberung. Marschall Soult hatte den Divisionsgeneral Maransin vor sich hergesendet, und ihm den Auftrag ertheilt, den Landsturm des Departements der Ober-Pyrenäen zu organisiren; doch hier sowohl, wie auf vielen anderen Punkten des französischen Reichs, weigerten sich die Menschen, die Waffen für eine tyrannische Regierung zu ergreifen, so daß Lord Wellington von dieser Seite nichts zu fürchten hatte. Von Vic und Rabastens aus marschirte die verbündete Armee in zwei Angriffs-Colonnen, und während General Clinton den rechten Flügel der französischen Armee umgehen sollte, war General-Lieutenant Hill

bestimmt, Tarbes auf der Straße von Vic-Bigorre aus anzugreifen.

Diese kombinirte Bewegung hatte den besten Erfolg. In eben dem Augenblick, wo die leichte Division die Vortruppen von den Höhen oberhalb Oleix vertrieb, ging Hill durch die Stadt Tarbes und richtete seine Colonnen so, daß sie die Armee des Marschalls Soult umwickeln konnten. Diese rettete sich indeß dadurch, daß sie abgelegene Straßen und die Haiden von Pinasse einschlug, das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten bedeckt verließ, und sich in der größten Unordnung nach St. Gaudens zurückzog. Die verbündete Armee kampirte am Abend auf dem Larzet von Larroz, und hatte fern zu ihrer Rechten die Truppen der Generale Cotton und Clinton, mit der sechsten Division und mehreren Kavallerie-Brigaden, welche die Armee des Marschalls Soult verfolgten. Es war zu befürchten, daß diese Armee auf ihrem Marsche über St. Gaudens nach Toulouse, abgeschnitten werden könnte; allein ein heftiger Regen, welcher die Wege im höchsten Grade verdarb, rettete sie noch einmal. Wie wenig die Generale ihrer Sache gewiß waren, zeigte sich besonders dadurch, daß sie sich an allen Oertern, durch welche sie kamen, nach der Stimmung der Einwohner und nach dem Marsche der Verbündeten erkundigten. Die zerstreuten Colonnen vereinigten sich zu Villeneuve. Hier waren vor ihnen drei Generale angekommen, die in wachstaffentnen Ueberröcken schwer zu erkennen waren, die man aber hinterher für Soult, Clauzel und Vilatte hielt. Der Maire, welchen sie rufen ließen, erschien in der Voraussetzung,

daß sie feindliche Generale wären, und da er wußte, wie nahe die Engländer waren, so rief er ihnen entgegen: „Es lebe der König! es leben die Engländer! es lebe Lord Wellington!" Die Generale waren so vernünftig, diese Zurufungen dem Schrecken beizumessen, und setzten ihren Weg nach St. Gaudens fort.

Inzwischen hatte Lord Wellington die letzten Hülfsmittel des Marschalls Soult zu Tarbes genommen. Von diesem Augenblick an fehlte es der französischen Armee an Allem, und indem sie sich nirgend sicher glaubte, dachte sie nur darauf, wie sie sich unter die Mauern von Toulouse retten wollte. Wo sich auch Wellington zeigen mochte, allenthalben erklärte man sich für den König. Die Stadt Pau pflanzte die weiße Fahne auf, und der Gensdarmerie-Capitain, der daselbst befehligte, ging zu den Verbündeten über. Voll Vorsicht rückte Wellington indeß nicht in Pau ein; vielleicht sogar, daß er diese Stadt, als den Geburtsort Heinrichs des Vierten, besonders verschonen wollte, wenigstens behandelte er die sämmtlichen Bearner mit einer ausgezeichneten Milde. Wenn es aber die Absicht des englischen Feldherrn war, dem Marschall Soult den Rückzug nach Toulouse abzuschneiden, so erreichte er seinen Endzweck nicht. Zwei Wege führten von Tarbes nach Toulouse; der eine über St. Gaudens, der andere über Auch. Nachdem nun Soult seine Armee in St. Gaudens gesammelt hatte, so schlug er den Seitenweg nach Auch ein, und gewann dadurch drei Märsche über seinen furchtbaren Gegner. Unversehrt kam er in der Hauptstadt von Languedoc an, und von diesem Augenblick stand ein neuer heftiger Kampf bevor.

Toulouse, eine von den ältesten und berühmtesten Städten Frankreichs, ist mit fruchtbaren Ebenen umgeben, welche von Flüssen und Bächen durchschnitten werden. Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer der Garonne, eine Viertelstunde oberhalb des Zusammenflusses dieses Stromes mit dem berühmten Kanal vom Languedoc; sie hängt also mit zwei Meeren zusammen, und liegt in beinahe gleicher Entfernung von beiden. Ihre Gestalt ist zirkelförmig, wenn man zu ihrem Umfange, der eine französische Meile beträgt, die Vorstadt St. Cyprien rechnet, welche mit der Stadt durch eine prächtige Brücke verbunden ist. Die Mauern von Toulouse, von runden Thürmen flankirt, bilden einen Wall um die Stadt. Acht Thore führen in dieselbe. Die meisten Straßen sind eng und gewunden; die meisten Häuser von Holz. Indeß findet man mehrere Palläste, und einige schöne Gebäude; unter andern das Stadthaus, das Capitol genannt. Die Bevölkerung ist seit zwanzig Jahren von 80000 auf 50000 herabgesunken; die Wirkung einer zerstörenden Revolution und eines erschöpfenden Militair-Systems. Der Genius der Toulousaner neigt sich mehr nach Wissenschaft und schönen Künsten, als nach Handel und Erwerb. Ihre sanften Sitten machten sie zu entschiedenen Feinden der Unterdrückung, welche Napoleon ausübte; und vergeblich erklärte sein Commissair, Graf Caffarelli, den 29 März das ganze Departement der Ober-Garonne in Belagerungsstand, mit dem Zusatz: „jeder Bürger müsse Soldat werden, jeder Beamte das Beispiel geben, und: Napoleon, Vaterland, Ehre! die Devise der Franzosen bis zum letzten Lebens-

hauche seyn." Man vermag nichts über die Menschen, wenn man ihren Neigungen Gewalt anthun will; und die Einwohner von Toulouse blieben den ihrigen so treu, daß sie sich mehr vor ihren eigenen Landsleuten, als vor den Engländern fürchteten.

Kaum hatte Marschall Soult unter den Mauern dieser Stadt einen Stützpunkt gefunden, als er den Entschluß faßte, sich daselbst mit allen Hülfsmitteln der Kriegskunst zu vertheidigen. Seine Streitkräfte beliefen sich auf 4000 Mann Reiterei, 18000 krieggewohnte Soldaten, und 6000 Conscribirte, von welchen mehr als die Hälfte schlecht bewaffnet war. Er nahm Anfangs seine Stellung zwischen der Straße von Auch und St. Gaudens; sein linker Flügel stützte sich an den Weg von Muret, und sein rechter an das linke Garonne-Ufer, eine kleine französische Meile unterhalb Toulouse, so daß er ein Hufeisen beschrieb. Um seine Vertheidigungsmittel zu vermehren, ließ er um die Stadt her eine Reihe von Werken anlegen, welche durch die Theilnahme der Toulousaner nur desto geschwinder zu Stande gebracht wurden. Toulouse war einer Vertheidigung um so mehr fähig, da es auf drei Seiten von dem Canal von Languedoc und von der Garonne umgeben ist. Zur Linken dieses Stromes legte der Marschall einen tüchtigen Brückenkopf an, und um die Vorstadt St. Cyprien wurden starke Feldwerke vorwärts des alten Walles errichtet. Bei jeder von den Brücken des Canals wurde ein Brückenkopf, mit Artillerie versehen, angebracht. Doch alle diese Befestigungen waren nur die vorderen Punkte in dem Vertheidigungssystem, womit der Marschall umging.

Jenseit des Canals, nach Osten, und von da bis zu dem Flusse Ers, ist Toulouse durch eine Kette von Hügeln beschützt, die sich bis nach Montaudran ausdehnt, und durch welche alle nach der Stadt und nach dem Canal hinführende Straßen gehen. Unabhängig von den Brückenköpfen, ließ Marschall Soult den Rücken der Bergkette durch 5 Redouten befestigen, welche durch Linien mit einander verbunden waren. Hierbei besonders mußten die Einwohner von Toulouse hülfreiche Hand leisten, wie schwer es ihnen auch werden mochte, mit dem Spaten und der Hacke zu operiren. Und als diese Werke beendigt waren, ließ der Marschall alle Brücken über die Ers abbrechen, damit er nicht zur Rechten umgangen werden möchte.

Die Umgebungen von Toulouse starrten schon von Werken, als Lord Wellington, drei Tage nach der Ankunft des Marschalls Soult, mit seiner ganzen Armee erschien, welche aus 10 bis 12000 Mann Reiterei, und 40 bis 50000 Mann Infanterie bestand. In einer Entfernung von etwas mehr als einer halben französischen Meile von der Stellung der Franzosen, nahm er die seinige in einem Halbmond. Seine erste Absicht war, gleich am folgenden Tage anzugreifen; allein er schob dies auf, weil er erfahren hatte, daß Partheigänger seinen Rücken beunruhigten, und daß sich in den Städten Hauterive, Cintegabelle, St. Hibar und St. Girons Haufen gebildet hatten, die seine Zufuhr abzuschneiden droheten; schon war eine Ochsenheerde genommen worden. Um nun diesem Unwesen zu steuern, gebrauchte Wellington einen Theil seiner Reiterei zur Reinigung des Landes. Innerhalb

dreier Tage trat alles in die alte Ordnung zurück, und die große Vorliebe der Südbewohner Frankreichs für baares Geld brachte es mit sich, daß Wellingtons Lager mit allem, was die Armee brauchte, reichlich versehen wurde; so wenig wurden die Absichten Napoleons bei der Einführung des Landsturms erfüllt. Freier Ein- und Ausgang machten das Eigenthümliche des brittischen Lagers aus, während alles, was sich einmal in dem französischen befand, nicht von der Stelle durfte.

Toulouse von der Westseite anzugreifen, war bedenklich, weil die Vorstadt St. Cyprien darüber zu Grunde gehen mußte, ohne daß deshalb der Erfolg gesichert war. Lord Wellington entsendete 15000 Mann nach der Straße von Foix, und warf zu Pinfoguel eine fliegende Brücke, hoffend, daß, von dort aus, seine Truppen die Brücke von Cintegabelle erreichen würden, um Toulouse zu umgehen, und diese Stadt durch die Vorstadt St. Michel anzugreifen, welche gar nicht befestigt war. Doch diese Operation wurde durch die schlechte Beschaffenheit der Wege, vorzüglich aber durch den unergründlichen Koth im Gebiet von Lauraguais verhindert. Nachdem Wellington sich nun überzeugt hatte, daß auch die Wege von l'Arriege nach Toulouse für alle Waffenarten unzugänglich waren; so beschloß er, den Marschall Soult ohne weitere Umstände in seinem verschanzten Lager anzugreifen, und das Glück an der Seite der Kunst entscheiden zu lassen. Paris war um diese Zeit bereits gefallen, Napoleon entsetzt, die französischen Heere ihres Treue-Eides entbunden, und die Unterhandlungen der Verbündeten mit dem Exkaiser dem Abschlusse nahe; aber von

diesen großen Begebenheiten war noch keine Kunde bis zum Süden gedrungen, und was die provisorische Regierung that, um der bevorstehenden Schlacht zu begegnen, das wurde durch den unzeitigen Eifer eines kaiserlichen Anhängers vereitelt. Schon den 7 April war der Oberst Cooke als Eilbote von Paris abgegangen, um Lord Wellington von dem Stande der Dinge zu unterrichten. Ihn begleitete der Oberst Saint Simon, der denselben Auftrag an die Marschälle Soult und Süchet hatte. Ihre Sendung war eine heilige; auch wurde sie allenthalben respektirt, selbst auf den Ufern der Loire, troß dem verderblichen Einflusse der Regentschaft von Blois. Erst an den Gestaden der Tare, zu Montauban, zehn Stunden von Toulouse, stießen die Eilboten auf Hindernisse. Hier befahl Herr Bouvier Dumolart, Präfekt der Departements von Tare und Garonne, die Verhaftung der Parlementairs, welche sonst am 9ten zeitig genug nach Toulouse gekommen seyn würden, um die Schlacht am 10ten zu verhindern. Zehn bis zwölftausend Krieger büßten dies Verfahren mit ihrem Leben, oder ihrer Gesundheit.

Soult hatte seine Streitkräfte concentrirt, um eine minder lange Linie vertheidigen zu dürfen. Sein linker Flügel stand hinter den Mauern eines Kirchhofes der Vorstadt St. Cyprien, und verlängerte sich in einem Bogen auf dem Terrain der schönen Baumgänge, die man zerstört hatte; der rechte lehnte sich an die Mündung der Canäle von Languedoc. Auch Lord Wellington zog seine Linie zusammen, und traf die Anstalten zu einem allgemeinen Angriff. Bis jetzt hatten nur wenige Schüsse die Gegenwart von

zwei feindlichen Armeen beurkundet, als Lord Wellington in der Nacht vom 7 bis zum 8 April, ohne daß Soult das Mindeste davon erfuhr, bei dem Dorfe Bauselle eine Brücke über die Garonne, dem schönen Schlosse Blagnac gegenüber, werfen ließ. In derselben Nacht gingen das Hauptquartier, ein spanisches Corps und die portugiesische Artillerie, zusammen 15000 Mann, unter den Befehlen des General-Lieutenants Don Manuel Freyre, über die Garonne, und begaben sich durch die Ebene der Minimen nach der Stadt zu. Das 18te englische Husarenregiment, von dem Obersten Vivian geführt, griff ein Cavallerie-Corps an, und jagte es über das Dorf la Croix d'Orade hinaus. Dieser erste Erfolg brachte Wellington in den Besitz einer wichtigen Brücke über die Ers, die er passiren mußte, um die Stellung der französischen Armee angreifen zu können. Der 9te verstrich unter Schaarmützeln und Stellungen. Den Toulousanern wurde immer einleuchtender, daß eine blutige Schlacht über das Schicksal der Stadt entscheiden werde. Um die Communication des auf dem rechten Garonne-Ufer befindlichen spanischen Corps mit dem des General-Lieutenants Hill abzukürzen, hatte Lord Wellington die über den Strom geworfene Brücke höher hinauf verlegen lassen. Sein Angriffsplan war beschlossen. Er bestand darin, daß das Armee-Corps des Marschalls Beresford die Brücke von la Croix d'Orade passiren, sich des Dorfes Montblanc bemächtigen, die Ers hinauf gehen, und so den rechten Flügel der französischen Armee tourniren sollte, während der General-Lieutenant Don Manuel Freyre, mit dem spanischen Corps unter seinen Befehlen,

und von der brittischen Cavallerie unterstützt, die Fronte der Verschanzungen angriffe. Inzwischen sollte der Angriff von der leichten Division unter Picton, und von der Brigade deutscher Reiterei, am unteren Theile des Canals von Languedoc begonnen werden, um die Aufmerksamkeit der französischen Armee auf diesen Punkt zu ziehen, während General-Lieutenant Hill dasselbe Manöver gegen die Truppen ausführte, welche die Vorstadt St. Cyprien vertheidigten.

Den 10 April (es war der erste Ostertag) setzten sich alle Truppen der Verbündeten in Bewegung, während die französischen, in Schlachtordnung gestellt, sich zu dem kräftigsten Widerstand anschickten. Um 7 Uhr Morgens begann der Kampf, nach der Mündung des Canals zu. Er war sehr lebhaft. Die französische Brigade, gleich Anfangs zurückgedrängt, setzte einige Wohnungen in Brand, um den Feind aufzuhalten, und zog sich in den Brückenkopf bei dem Zusammenfluß der beiden Canäle von Brienne und von Languedoc zurück; und hier trotzten sie allen Angriffen der Verbündeten. Indeß erfolgte ein Angriff auf der ganzen Linie. Marschall Beresford ging über die Ers; und nachdem er sein Corps in drei Colonnen gebildet hatte, bemächtigte er sich sogleich des Dorfes Montblanc und ging unmittelbar darauf, in derselben Ordnung, auf einem sehr schwierigen Boden und in einer, der starken Stellung des Marschalls Soult ganz parallelen Richtung, die Ers hinauf. Kaum war er auf dem Punkte angelangt, wo er die Stellung umging, als er zum Angriff schritt. In demselben Augenblick ging das spanische Corps des Ge-

neral-Lieutenants Freyre auf dem linken Ers-Ufer bis nach Croix d'Orade vor, wo es sich auf zwei Linien bildete, eine Reserve auf der Höhe, vorwärts des linken Flügels der französischen Stellung. Hier wurde die portugiesische Artillerie angebracht. Sobald nun Freyre das Armee-Corps des Marschalls Beresford an Ort und Stelle gesehen hatte, ging er vor, um gemeinschaftlich mit ihm die Verschanzungen der Franzosen anzugreifen. Soults Absicht war, die verbündete Armee mit einem heftigen Kanonenfeuer zu empfangen, und dann den günstigen Augenblick zu benutzen, um sie durch einen kühnen und entscheidenden Ausfall zu trennen. Anfangs deutete Alles auf einen glücklichen Erfolg hin. Standhaft in ihren Linien, sah seine Armee, ohne das Mindeste zu fürchten, die spanischen Truppen in guter Ordnung anrücken, ihren General und dessen Generalstab an ihrer Spitze. In dem Graben selbst stellten sie sich, mitten unter dem Feuer der Verschanzungen, in Linie auf, während die Reserve, die portugiesische Artillerie und die englische Reiterei die Höhen einnahmen, auf welchen jene sich zuerst gebildet hatten. So trefflich war die Haltung der französischen Brigaden, daß der ganze rechte Flügel des spanischen Corps in seiner Bewegung um die linke Flanke der Stellung mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Jetzt befahl Soult den Angriff, und seine Truppen stürzten aus ihren Linien, umgingen den rechten Flügel des spanischen Corps von den beiden Seiten der Heerstraße von Toulouse nach Croix d'Orade, richteten ein schreckliches Gemetzel an, und zwangen ihre Gegner zu einem ordnungslosen Rückzug. In diesem Handgemenge wurden

den

den der General-Lieutenant Mendizabel und der General Espeletta, mehrere Offiziere des Generalstabes und viele Ober-Offiziere verwundet. So wurde der erste Angriff zurückgewiesen; und stolz auf diesen ersten Erfolg, bot die französische Armee von allen Seiten den zahlreichen Feinden die Stirn.

Doch Wellington verdoppelte seine Anstrengungen. Die vierte und die sechste Division, von dem Marschall Beresford angeführt, nahmen, nach wiederholten Angriffen, einen Theil der Anhöhen, und bemächtigten sich der ersten Schanze, la Pujade genannt, welche die Flanke der Stellung deckte. Die englisch-portugiesischen Truppen faßten, unmittelbar darauf, Posto auf diesen Höhen, obgleich die französische Armee noch im Besitz von vier Redouten und mehreren Verschanzungen und Häusern blieb. Nicht ohne Blut war der erste Vortheil errungen worden, und die französische Armee schien entschlossen, jede Schanze Schritt vor Schritt zu vertheidigen. Von Seiten der Verbündeten wurde der Angriff aufgeschoben, bis die Artillerie des Marschalls Beresford, welche durch schlechte Wege aufgehalten wurde, angelangt war, und bis das spanische Corps seine Angriffe erneuern konnte. Als beides bewerkstelligt war, setzte Marschall Beresford seine Angriffsbewegungen längs den Höhen fort, und griff mit der Brigade des Generals Pack und der sechsten Division nach und nach die übrigen Redouten an. Die Spanier und Portugiesen scheiterten mehr als einmal an diesem Unternehmen; doch Wellington, ohne von dem tapferen Widerstande der französischen Truppen, oder von den beträchlichen Verlusten, welche die seinigen

litten, abgeschreckt zu werden, ließ den Angriff durch ein schottisches Corps erneuern, dem es gegen Mittag gelang, sich der beiden Redouten des Mittelpunkts und der Verschanzungen, welche die Haupstärke der Stellung ausmachten, zu bemächtigen. Es blieb der Oberstlieutenant Coghlon, und dem Obersten Douglas wurde ein Bein abgerissen. Schon neigte sich der Sieg sichtbarlich nach den Verbündeten hin; schon schien der Ausgang des Tages nicht mehr zweifelhaft, als die Engländer in der Nähe des Schlosses Gueri, gegen den Canal zu, einen verzweifelten Angriff von einer französischen Division auszuhalten hatten, die hier im Hinterhalte stand, und die Höhen wieder nehmen wollte. General Taupin, welcher sie befehligte, hätte die verbündete Armee zerschneiden und von dem rechten Flügel, welchen Hill kommandirte, trennen können; aber, indem er seiner blinden Tapferkeit folgte, trat er allzufrüh aus dem Hinterhalte hervor, und die Folge davon war, daß er umringt und geworfen wurde, und seine ungestüme Hitze mit seinem Leben bezahlte. Seine Division zog sich mit einem beträchtlichen Verluste zurück; und indem die sechste englische Division fortfuhr, dem Gipfel der Höhe nachzugehen, während die spanischen Truppen eine entsprechende Bewegung auf ihrer Fronte machten, wurde die französische Armee zuletzt auch aus den beiden Redouten und Verschanzungen zur Linken verjagt. Von jetzt an bemächtigte sich Wellington ohne Mühe der Chaussee von Montaudron, welche nach dem Lauraguais führt, und verschloß auf diese Weise der französischen Armee alle Ausgänge.

Während nun diese großen Operationen auf dem linken Flügel der verbündeten Armee jenseit der Garonne durchgeführt wurden, vertrieb General-Lieutenant Hill mit dem rechten Flügel den linken des Marschalls Soult aus allen Außenwerken der Vorstadt St. Cyprien diesseit des Flusses; und indem auch General-Lieutenant Picton seine Angriffe erneuerte und die französischen Truppen aus dem Brückenkopfe der Kanalbrücke vertrieb, neigte sich der Kampf immer mehr zu Ende. Die siegreiche Armee hatte sich auf drei Seiten von Toulouse festgesetzt, und zwang die Franzosen zum Rückzug in die Stadt. Die Reiterei war, von dem Erdreich verhindert, gar nicht zum Gefecht gekommen; kaum aber sah Wellington, wie sehr das Schicksal zu seinem Vortheil entschieden hatte, so entsendete er seine leichte Reiterei, um dem Marschall Soult den Rückzug nach Montpellier abzuschneiden. Zwölf Stunden hatte der Kampf gedauert, nämlich von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Alle Stellungen waren mit Todten bedeckt, und die Stadt mit Verwundeten angefüllt Während des Kampfs hatte man mehrere Generale dahin gebracht; unter andern die Divisionsgenerale Harispe und Bouret, die Brigadegenerale Berlier und Gasquet, den Obersten des 10ten Linien-Infanterie-Regiments, und den Bataillons-Chef Marlincourt, welcher die Batterieen leitete; alle mehr oder weniger verwundet. Für die Toulousaner folgte das Gefühl des Schreckens auf das der Furcht. Bis jetzt waren sie von dem Lärm der Schlacht betäubt worden; als aber eine Armee von mehr als 10000 Mann sich, bunt unter einander gemischt, in die Stadt flüch-

tete, sich militairisch einquartierte und sich alle Arten von Ausschweifungen erlaubte, indem zugleich Anstalten zur Gegenwehr in der Stadt selbst gemacht wurden: da glaubten die armen Toulousaner, den Abgrund sich vor ihren Augen öffnen zu sehen. Um 9 Uhr Abends ließ Wellington die Stadt auffordern; aber Soult gab zur Antwort, daß er entschlossen sey, sich und seine Armee unter ihren Trümmern zu begraben. Dies waren die Vorspiele des 11 April.

An diesem Tage sahen die Einwohner von Toulouse die französische Armee Schießscharten machen, und sich rings der gemauerten Umgebung vertheilen, um die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen, während die Verbündeten Batterien anlegten, Mörser herbeischafften, und alle übrige Anstalten zum Sturm trafen. Jene erinnerten sich des Schicksals von Saragoza und Tarragona, und machten sich auf ein ähnliches gefaßt. Die Aufforderungen wurden wiederholt; aber Marschall Soult beharrte auf seiner Antwort. So verstrich der Tag. Endlich, Abends gegen 9 Uhr, versammelte der Marschall einen Kriegsrath, zu welchem mehrere Deputationen der Bürgerschaft zugelassen wurden. Diese baten flehentlich, daß er die Stadt retten möchte; und indem mehrere Generale ihre Bitte unterstützten, beschloß er, die Stadt während der Nacht zu verlassen. Wahrscheinlich ist, daß dies mit Genehmigung Wellingtons geschah, der dem Herzog von Angouleme das Versprechen gegeben hatte, Toulouse zu verschonen. Alle Truppen des Marschalls Soult zogen unter den Kanonen der englischen Armee, ohne daß auch nur Ein Schuß geschah, auf dem

einzigen Wege ab, der ihnen offen gelassen war. Der Marschall, dessen Artillerie und Bagage voran ging, leitete den Rückzug nach Nieder-Languedoc, auf Castelnaudary, und ließ in Toulouse beinahe 2000 Verwundete zurück. Mit Sonnenaufgang traten die Einwohner von Toulouse aus ihren Wohnungen hervor, nicht wenig darüber erstaunt, daß sie die Straßen leer fanden. Die englischen Truppen waren der Stadt näher gerückt, und ihre Bewegungen verriethen, daß von ihnen nichts zu befürchten war. Endlich, um 8 Uhr, rückte eine Division durch das Thor St. Cyprien in die Stadt, und verließ dieselbe wieder durch das Thor St. Michel. Andere Divisionen kampirten auf den benachbarten Dörfern, oder verfolgten die Armee des Marschalls Soult. Jetzt fühlten die Toulousaner, daß das eiserne Joch Napoleons zerbrochen sey; und nach so vielen Opfern, welche sie hatten darbringen müssen, nur allzu sehr geneigt, dem Beispiele Bordeaux's zu folgen, brachen sie in das Geschrei: „es lebe der König! es leben die Bourbons! es leben die Kinder Heinrichs des Vierten! es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ aus. Dem allgemeinen Wunsche sich fügend, pflanzte die Municipalität die weiße Fahne auf. Mit derselben ging man Lord Wellington entgegen, als dieser gegen 10 Uhr Vormittags einrückte, und in dem Hofe des Capitols abstieg. Der Eifer der Toulousaner für die Bourbons war so groß, daß Wellington selbst ihn mäßigen zu müssen glaubte. Was er ihnen sagte, brachte nur eine augenblickliche Besinnung hervor; und als das vorige Rufen von neuem begann, stimmte Lord Wellington selbst ein; es sey nun, weil er fortgerissen

war, oder weil er bereits wußte, wie die Sachen in und um Paris standen. Zur großen Freude der Toulousaner kamen die Obersten Cooke und St. Simon um 5 Uhr Nachmittags an, um ihre frommen Wünsche zu erfüllen. Die Präfektur von Montauban hatte sie in Freiheit gesetzt, nachdem ihre Aussage von so vielen Seiten bestätigt worden war; und nun erfuhren die Toulousaner aus Wellingtons eigenem Munde die Absetzung Napoleons, und die Berufung Ludwigs des Achtzehnten durch den Erhaltungssenat. Die Freude, welche sie darüber empfanden, übersteigt jede Schilderung.

Der Oberst St. Simon setzte sogleich seine Reise fort, um die Marschälle Soult und Suchet mit den letzten Begebenheiten bei Paris bekannt zu machen, und sie zur Niederlegung ihrer Waffen zu bestimmen. Jener wollte nicht daran glauben, und trug daher auf einen bloßen Waffenstillstand an, den Lord Wellington versagte. Suchet war an eben dem Tage, wo Toulouse in die Hände der Verbündeten gerathen war, mit dem Ueberreste der französischen Armee von Catalonien auf Frankreichs Grund und Boden angekommen, und so bald er die Kunde von Napoleons Absetzung erhalten hatte, unterhandelte er mit Lord Wellington durch den Obersten Richard über eine Einstellung der Feindseligkeiten. Da auch Soult nach einigen Tagen diesen Entschluß faßte: so wurde auf der Basis der Convention von Paris eine andere abgeschlossen, nach welcher die Marschälle Soult und Suchet die Demarkationslinien in dem Zustande erhielten, worin sich ihre Truppen im Augenblick des Waffenstillstandes befanden, die Garonne und der Tarn aber

für Lord Wellington zu Gränzen dienten. Im Süden Frankreichs hatte man lange darauf gerechnet, daß Suchet mit seiner Armee dem Marschall Soult zu Hülfe kommen sollte; dies hatte aber nicht Statt finden können, weil er 22000 Mann guter Truppen an die Armee der Rhone und der Isere abgegeben hatte, und noch immer die Catalonischen Festungen mit 18000 Mann besetzt halten mußte, außerdem aber auch kein einseitiger Friede geschlossen werden konnte.

So erhielt das mittägliche Frankreich den Frieden zurück. Am lebhaftesten war die Freude darüber in den Herzen der Einwohner von Bordeaux. Je mehr sie gewagt hatten, desto besorgter mußten sie für ihr Schicksal seyn, wenn die Dinge bei Paris nicht gerade diese Wendung nahmen. Napoleon, durch ihren Abfall schwer beleidigt, hatte bereits Anstalten zur Wiedereroberung der Stadt getroffen, und schon näherten sich 6000 Mann auf dem Wege von Perigueux. Man machte sich auf einen heftigen Widerstand gefaßt, und um desto sicherer zu gehen, willigten Graf Dalhousie und der Gegenadmiral Penrose in den Wunsch la Rochejaquelins, daß die Vendeer mit Waffen und Pulver versehen werden möchten. Der Herzog von Berry war auf Jersey gelandet, und mit lebhafter Ungeduld erwarteten ihn die Royalisten von Bretagne. Dies war die Lage der Dinge an der Küste, als am 10 April, in eben dem Augenblick wo man in den Kirchen versammelt war, in Bordeaux die Nachricht von Napoleons Absetzung und der Zurückberufung der Bourbons bekannt wurde. In einem Nu verbreitete sich dieselbe, und man stimmte, den gewöhn-

lichen Gottesdienst unterbrechend, sogleich ein Te Deum an. „Es wird kein französisches Blut mehr fließen!" rief der Herzog von Angouleme aus, ohne zu ahnen, daß es in eben diesem Augenblick noch stromweise bei Toulouse floß. Das Corps des Generals Decaen, welches Bordeaux bedrohete, wollte Anfangs nicht an eine so plötzliche Revolution glauben; aber sobald der eben genannte General sich zu dem Herzog von Angouleme begeben hatte, um ihm seine Unterwerfung anzuzeigen, hörten auch die Truppen auf, ungläubig zu seyn, und theilten die allgemeine Freude. Eine angenehme Nachricht verdrängte von jetzt an die andere; und so wie man, nach und nach, die Ankunft des Grafen von Artois in der Hauptstadt, die Abreise des Königs von London, gleichzeitig mit der Abreise Napoleons von Fontainebleau, erfuhr: glaubte man wieder zu werden, was man ehemals gewesen war, ohne zu bedenken, daß der Rücktritt in den einmal verschwundenen Zustand in das Reich der Unmöglichkeiten für Völker sowohl, wie für Individuen, gehört.

Sendschreiben an Napoleon Buonaparte, abgefaßt von Joseph Rey, Tribunals-Präsidenten von Rumilly.

Vorerinnerung.

Unter den vielen Flugschriften, welche, während der letzten zwei Monate, in Frankreich erschienen sind, zeichnen sich sehr wenige durch Inhalt und Form aus; die meisten tragen das Gepräge des den Franzosen von je her eigen gewesenen Leichtsinns, dem es genügt, von dem einen Extrem zu dem andern überzugehen, ohne genau zu fragen, was dabei herauskommen könne. Auch die, von welcher wir hier eine Uebersetzung liefern, ist nicht von diesem Fehler frei; wenigstens geht ihr Verfasser über die große Frage: in wiefern Napoleon Buonaparte der rechte Mann für Frankreich in der gegenwärtigen Crisis sey? allzu leicht hin. Indeß gehört er unstreitig zu denen, die nicht mit Blindheit geschlagen sind, die eine Natur der Dinge erkennen, welche, verletzt, sich unabtreiblich rächt, die endlich keine unbedingte Hoffnungen hegen, und was die Hauptsache ist, den Muth haben, sich darüber auszusprechen. Joseph Rey begreift, wie so viele seiner Landsleute, nicht, warum die Revolution, als ein Werk der Gewalt, sich nur durch die Gewalt behaupten kann, wie Napoleon Buonaparte, welches auch seine Vorsätze seyn mögen, außer Stande ist, das Recht an die Stelle der Gewalt zu bringen, wie er folglich untergehen muß, ohne seine Zwecke erreicht zu haben. Hier-

von abgesehen, scheint uns der Tribunals-Präsident von Rumilli ein ganz wackerer Mann zu seyn. Die Forderungen, die er an den gegenwärtigen Dictator Frankreichs macht, werden unerfüllt bleiben; dies ist schon gegenwärtig entschieden, nachdem die Idee eines Mayfeldes sich in leeren Dunst aufgelöset hat, nnd eine constitutionelle Zusatz-Acte erschienen ist, welche deutlich genug anzeigt, daß die Herrschaft der Willkühr in Frankreich entweder gar nicht zu beendigen ist, oder doch nur dadurch beendigt werden kann, daß mit ganz anderen organischen Gesetzen ganz andere Personen zum Vorschein kommen, als die bisherigen waren. Daß übrigens, während der kurzen Regierung der Bourbons, große Fehler begangen sind, kann man um so leichter eingestehen, da sie selbst nie geleugnet haben, daß Mißgriffe von ihnen gethan worden sind: Mißgriffe, die vielleicht nicht zu vermeiden waren nach einer so langen Trennung des alten Herrscherstammes von der lebhaftesten und unüberlegtesten aller europäischen Nationen. Eine Restauration muß schon um deswillen sehr bedenklich und gefährlich werden, weil in der europäischen Gesetzgebung das Leben der Dynastieen und das Leben der Völker als eins gedacht sind, und die Natur der Sache es mit sich bringt, daß nach einer langen Trennung von beiden die gegenseitige Verkennung unvermeidlich wird. Genug zur Einleitung. Der Verfasser des Sendschreibens drückt sich folgender Gestalt aus:

„Napoleon, Du regierst von neuem! ... Nie verband ein Sterblicher, in einem so kurzen Zeitraume, die

Extreme von zwei entgegengesetzten Glücksständen, wie Du; nie führte ein Sterblicher so große, so außerordentliche Entwürfe aus. Die Tiefe Deiner Plane, die Staunen erregende Schnelligkeit ihrer Ausführung, alles scheint an Deine Person das Siegel eines übernatürlichen Zaubers zu knüpfen. Du allein scheinst, durch die Macht Deines Genies, in dem möglich-kürzesten Zeitraum, die mannichfaltigsten Phasen der ganzen Geschichte einander näher zu bringen; Du vermengst die Jahrhunderte, Du unterjochst zugleich die Vernunft und die Sinne, und es scheint, als ob man nur schweigen und Dich bewundern könnte *)."

„Indeß, Napoleon, in eben dem Augenblick, wo, von nun an, nichts weder Deinen Ruhm noch Deine Macht übertreffen zu können scheint, war vielleicht nie ein Sterblicher dem Abgrunde, der ihn verschlingen sollte, näher, wie Du. Ein einziger Schritt zu viel kann

---

*) Hier sagt der ehrliche Tribunals-Präsident von Rumilly unstreitig eine bessere Wahrheit, als er sagen wollte. Was in seinem Munde als Lob klingt, ist ganz gewiß der größte Vorwurf, den man Napoleon Buonaparte'n machen kann, auch wenn man noch so gütig über ihn urtheilt. Gerade weil dieser Mann die Jahrhunderte vermengt, gerade weil er etwas seyn und etwas zu Stande bringen will, was nicht für die Zeiten paßt, denen er angehört, gerade weil er die europäische Welt, wie sie einmal vor ihm liegt, in ihrer Wirklichkeit verkennt, und sich einbildet, es hänge nur von ihm ab, eine neue Aera heraufzuführen — gerade deswegen ist seine Existenz verfehlt, und sein ganzes Thun und Treiben eben so nichtig, wie das jenes römischen Volkstribuns im vierzehnten Jahrhunderte, während des Aufenthalts der Päbste in Avignon. Wird er, kann er anders endigen, als Cola di Rienzo, der Tribunus Augustus?

Dich stürzen, für immer, mit allem Ruhm, mit aller Macht.“

„Vernimm daher, Napoleon, die freie Stimme eines wahren Bürgers, der vielleicht Dein aufrichtigster Freund ist. Nie bedurftest Du mehr der Wahrheit in ihrem vollen Glanze. Zurückhaltung würde in diesem Augenblick ein Verbrechen gegen das Vaterland, gegen Dich selbst seyn. Andere mögen aufs Neue Deinen Leidenschaften schmeicheln, Dein Herz irre leiten; ich habe nichts mit ihnen gemein; sie sind Deine grausamsten Feinde, und werden sich hinterher als die Feigherzigsten zeigen.“

„Abhangen wird Dein Schicksal von dem System, das Du vom ersten Anfange Deiner neuen Regierung an befolgen wirst. Alles ist verloren, wenn Du Dir gleich bleibst in Deiner Ansicht von Dir und Deiner Bestimmung. Seit dem Zeitraum, wo Du, zum ersten Male, das Zepter der französischen Nation in Deine Hände nahmst, ist um Dich her alles verändert. Auch Du mußt also Dein System verändern. Damal traten wir eben aus den Krämpfen der fürchterlichsten aller Volks-Revolutionen hervor; und vermöge der unwiderstehlichen Neigung aller Völker, welche unter Anarchie geschmachtet haben, sahen wir nur in dem entgegenstehenden Aeußersten die nöthige Hülfe und Rettung. Wir waren Unsinnige; denn wir stürzten uns von einem Abgrund in den andern. Es entging uns, daß zwischen jenen beiden Extremen die Herrschaft der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Tugenden, bestehen kann. Alles begünstigte unseren Irrthum, wie Den, der ihn benutzen wollte, um uns zu Sklaven zu machen. Die achtungswerthesten Grund-

sätze hatten wir gemißbraucht; die Grundsätze selbst waren uns verhaßt geworden. Jene Revolution, unter den glücklichsten Vorzeichen begonnen, aber von ihren Feinden gänzlich von ihren ursprünglichen Zwecken abgeleitet, war zuerst verleumdet, und dann von ihren eifrigsten Anhängern verkannt worden. Die ungerechteste Opposition, der abscheulichste Macchiavellismus, hatten ihren wohlthätigen Lauf gehemmt, verkehrt, so daß es gar nicht schwer war, selbst die Erinnerung davon verabscheuungswürdig zu machen. Der majestätische Fluß, der die Fluren nur verschönern, nur fruchtbarer machen sollte, war in seinem Laufe durch einen unverständigen Damm aufgehalten, in seinen Kanälen verpestet; und war es ein Wunder, wenn er von jetzt an Tod verbreitete, und ein Gegenstand des Abscheues wurde?"

„Damal gerade erschienst Du! ... Ich bin überzeugt, Napoleon, daß Dein Herz nicht das eines Despoten war. ... Aber um in diesem Herzen den letzten Keim aller Bürgertugenden zu ersticken, bedurfte es nur der sinnlosen Freude, die Du in der ganzen Nation zum Ausbruche kommen sahest. Man warf sich närrisch zu Deinen Füßen nieder; man betrachtete Dich als den einzigen Engel des Glücks. Unsere Fahrlässigkeit konnte nicht größer seyn. Wir glichen dem Gestrandeten, der auf einer Sandbank einschlummert, und die Woge, die ihn aufs Neue verschlingen wird, nicht ahnet. ... Was wir nicht einsahen, war, daß es für Nationen nur dann Glück und Ruhe geben kann, wenn beide durch eine weise Constitution, die zugleich stark und gemäßigt ist und auf der ewigen Grundlage des möglich-größten Glücks der

Regierten ruhet, gesichert sind. Unsere Verblendung war sehr unheilbringend; sie beugte unsern Nacken unter ein unerträgliches Joch. Aber gerade dies war es, was Dir so viel Stärke und Macht gab; denn die Meinung regiert Menschen und Reiche. Sie war es, die Dir das Zepter anvertraute, so wie sie es gewesen ist, die Dich stürzte und wiederherstellte, nur daß sie sich nicht ewig verirren kann."

„Ohne Zweifel theiltest Du damal unseren Irrthum. Allein Du umfaßtest ihn mit einer Art von Wahnsinn, und dadurch ward er für Dich das Idol, welchem Du geopfert wurdest. Du glaubtest, man könne die Menschen nicht regieren, ohne sie zu unterdrücken, zu verderben. Niederträchtige Schmeichler, das Räucherfaß und das Gold in der Hand, kündigten allen edlen und hochherzigen Ideen den Krieg an. Man bediente sich der nichtigsten Vorwände, um jene unter abgeschmackten und gehässigen Benennungen zu brandmarken. Das Wort Freiheit wurde synonym mit Frechheit; die Stimme der empörten Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit hieß nur der Aufschrei der Rebellion. Es war das abscheulichste Verbrechen, seinen Fürsten nur nach seinem Vaterlande zu lieben! ... Das Vaterland! ... wurde dieser geheiligte Name nicht ganz in Vergessenheit gestellt? ... Bald darauf zitterte alles, weil alles herabgewürdigt war."

„O Napoleon! Du machtest Dich gegen Frankreich, gegen Dich selbst, eines beklagenswerthen Irrthums schuldig. ... Doch der Augenblick ist da, wo sich Alles wieder gut machen läßt. Noch ist es Zeit. Wolltest Du

den einzigen Lorbeer von Dir stoßen, der Deiner Glorie gebricht? den einzigen, der nie verwelken kann?"

„Furchtbare Lehre! ... Dieselbe Meinung, welche Dich zu einem Gott auf der Erde gemacht hatte, sollte, nach langer Verirrung, Deine Macht untergraben. Man kann nicht fortdauernd verführt werden; die Herrschaft des Bösen kann nicht ewig seyn. Dieselben liberalen Ideen, die man in Deinem Namen verleumdete, sollten Dich bis zu Deinem Sturz mit sich fortziehen, indem sie selbst untergingen. Deine ungerechte Unterdrückung der Völker war es, was sie alle zu gleicher Zeit gegen Deine Macht aufwiegelte; und unsere Herabwürdigung war es, was ihnen unsere Städte überlieferte. Nein, nicht die Schaaren der Fremdlinge haben Dich besiegt! Wie, die Franzosen, diese für die Ehre so empfindliche, diese mit einer so seltenen Unerschrockenheit ausgerüstete Nation, haben sich entschließen können, ihren Nacken so friedlich unter das Joch eines Feindes zu schmiegen, der beim Anblick seines eigenen Triumphes zitterte? Und doch ist es geschehen; aber nur, weil man fühlte, daß Deine Sache nicht die des Vaterlandes war. Und doch ist es geschehen, weil Du uns in die starreste Selbstsucht gestürzt, und in unseren Herzen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe ausgelöscht hattest, das ein Volk inmitten einer Welt von Verschwörern unüberwindlich macht."

„Ich wiederhole es also: Alles hat sich heute verändert, selbst in Europa und in der ganzen Welt. Völker und Könige haben sich mit den gesundesten Ideen unserer sonst verkannten Revolution ausgesöhnt. Der Fluß hat seinen Lauf wiedergewonnen, und das wahre

Genie besteht darin, daß man ihn zu leiten wisse. So groß ist die Herrschaft der Dinge, daß sie zuletzt den Ausschlag giebt über alles, was Menschen wollen können. Schau, von allen Seiten, selbst im Schooß der ältesten Monarchieen, bilden sich, wie auf Verabredung, liberale Constitutionen; überall findet die Willkühr ihre Schranken; überall gewinnt die Freiheit Raum. Und Du allein wolltest zurück bleiben? im Jahrhundert der Aufklärung? als Chef einer großen Nation? als Zögling der liberalsten Revolution?"

„Und glaubst Du denn, daß die Meinung des französischen Volks, die Du, um den Thron aufs Neue zu besteigen, mit so viel Erfolg in Anspruch nahmst — glaubst Du, daß diese Meinung, wenn wir noch einmal betrogen würden, sich lange verirren könnte? — Zum zweitem Male zerstört, würde der Zauber für immer zerrinnen, Deine Macht auf ewig zusammenstürzen! Auch Deine Armeen sind ein Theil des Volks, und gerade die Tapfersten sind die Bürger, welche sich am wenigsten entschließen werden, ihre Brüder zu ermorden, und die Tyrannei zu stützen. In dem Schooße jener Stadt, wo Volk und Soldaten Dich zuerst mit Entzücken empfingen, vernahm Dein Ohr ein Geschrei, in welchem man die Freiheit neben dem Kaiser leben ließ *). Als Du zum ersten Male über uns herrschtest, schwebten uns nur die Uebel der Anarchie vor Augen. Seitdem haben wir auf die traurigste Weise den Despotismus des Mili-

*) Zu Grenoble den 7 und 8 März.

Militärs und des Ministeriums kennen gelernt; und unter den Bourbons waren wir von dem des Adels und des Priesterthums bedroht. Jetzt sind unsere Augen für alle Arten der Uebertreibung offen. Führe also, Napoleon, keinen Despotismus wieder ein. Ein zweiter Sturz würde davon die eben so unvermeidliche als schreckliche Folge seyn — schrecklich für Könige und Völker."

„Und wenn die Bourbons aufs Neue gestürzt seyn werden, so, glaube mir, wird es nicht die Stärke Deines Arms seyn, was dies Werk vollbracht hat, wohl aber die Folge des eben so unklugen als abgeschmackten Krieges, den man unter der neuen Regierung gegen alle liberale Ideen führte, und dessen mächtige Rückwirkung Dir den Thron zurückgab. Ach, hätten sie nicht durch tausend unüberlegte Schritte die Herzen der Bürger beunruhigt, hätten sie nicht ihrer feierlichsten Verheißungen gespottet, hätten sie sich nicht als bloße Oberhäupter der privilegirten Classen gezeigt, wären sie, um alles mit einem Worte zu sagen, wahre Väter des Vaterlandes gewesen: — glaubst Du, daß alsdann eine Handvoll Soldaten hingereicht haben würden, Dich nach Paris zu führen? Hunderttausende würden aus ihren Leibern einen Wall für eben die Prinzen gemacht haben, die so schnell verlassen worden sind. Unter den Bürgern dieser so leichtsinnigen, tiefer und dauerhafter Eindrücke so wenig empfänglichen Nation, würden sich, glaube es mir, bei Deiner Annäherung tausend Brutusse gefunden haben, um Dir das Herz zu durchstoßen, wenn es das Vaterland gegolten hätte. Allein man wollte uns sogar den Bürgertitel rauben; wir waren nur noch demüthige

Unterthanen. Keiner von uns konnte sich daher entschließen, ein gedungener Mörder zu werden."

„Ich beschwöre Dich also bei allem, was Dir heilig ist, Napoleon, bei Deiner Gemahlin, dieser standhaften Genossin in Deinem Unglück, bei Deinem Sohn, diesem Erben so vieler Gefahren und so vielen Ruhmes, bei diesem angenommenen Vaterlande, das Dich von zarter Jugend an pflegte und Dir hinterher die unermeßlichsten Opfer brachte, bei dem Blute der Tapfern, die Dich noch einmal auf ihren Schild erheben — ich beschwöre Dich, Napoleon, sey fürder kein Tyrann! . . . . Möchtest Du, daß Dein geliebter Sohn einst auf einem Haufen von Leichnamen regierte? — Glaube mir, nimmer würde er sich auf einem Thron behaupten, dem nur das Blut Deiner Mitbürger zur Unterlage diente."

„Sey endlich wahrhaft groß! Sey großmüthig und verzeihe mit aufrichtigem Herzen! Unter denen, die Dich verließen, giebt es wenige wahre Verräther; Du wurdest mehr verlassen, als verrathen, oder vielmehr, Du selbst hast Dich verrathen. Fort also mit jedem Gedanken an Rache und Unterwerfung, als Deiner unwürdig! Man sage nicht von Dir, was Deine Soldaten von den Bourbons gesagt haben: „Sie haben nichts vergessen, und nichts gelernt."

„Möge das Gebäude Deiner neuen Regierung eine Unterlage erhalten, welche durch nichts zerstört werden könne! Lege es nicht darauf an, Deiner Macht eine ungemessene Ausdehnung zu geben, sondern bemühe Dich vielmehr, sie in die rechten Gränzen zurückzuführen; denn sie wird dadurch nur um so fester werden. Das fran=

zösische Volk genieße endlich einer wahren National-Repräsentation, die auf alle politische Garantieen gestützt sey. Untreue Repräsentanten müssen nicht länger mit Ehren und Glücksgütern überschüttet, sondern verdientermaßen verachtet werden. Die persönliche Sicherheit des kleinsten Bürgers sey eben so heilig gehalten, wie die der ersten Magistratsperson. Die schöne Einrichtung der Geschwornen, das Recht von seines Gleichen gerichtet zu werden, werde in seiner ganzen Reinheit wieder hergestellt, und nicht länger durch den Druck besonderer Jurisdictionen erstickt. Das Gericht werde in seiner wahren Würde wieder hergestellt, d. h. in seiner Unabhängigkeit von jeder Gewalt, die nicht die seiner Pflichten ist. Es müsse die Confiskation der Güter aus unserem Straf-Codex verschwinden, als eine ungerechte Strafe, welche die unschuldige Familie des Verbrechers trifft, als eine Nahrung der Tyrannei und ein Reizmittel des Despotismus. Und wenn es für die Ruhe der Staaten von der größten Wichtigkeit ist, daß die Person des Monarchen unverletzlich sey, so ist es für das Glück der Völker und selbst für die Sicherheit des Monarchen, von nicht geringerer Wichtigkeit, daß die Verantwortlichkeit der Minister nicht ein leeres Trugbild sey . . . . Endlich werde die Preßfreiheit, dies Palladium aller Freiheiten, ein Fundamental-Artikel in dem Vertrag der Franzosen. Es ist abgeschmackt, sie unablässig mit der Frechheit zu vermengen, die ihre größte Feindin ist. Diese Freiheit kann sich vielmehr auf eine heilsame Weise und ohne im Mindesten wehe zu thun, der Preßfrechheit entgegen stellen, die immer nur im Schooße der Unter-

drückung, Entstehung und Kraft gewann. Sie allein vermag der Verläumdung die häßliche Maske abzureißen. Ohne sie giebt es für den schwachen Unterdrückten kein wirksames Mittel, seine Stimme bis zu den Stufen des Thrones zu erheben. Ohne sie kann es keine wahre Aufklärung für die Fürsten geben, und ohne sie wird auch der beste der Könige unvermeidlich das Opfer des Irrthums und der Bosheit."

„Und nimm doch endlich in Deinen Beziehungen zu anderen Staaten die Grundsätze der Mäßigung an. Leiste Verzicht auf Deine Eroberungs- und Herrschafts-Entwürfe, als durchaus ungerecht und unheilbringend für Frankreich. Dies Reich, in seinen rechten Gränzen, kann der ganzen Welt widerstehen. Vergrößert, auf Kosten der Gerechtigkeit vergrößert, würde es zuletzt doch unterliegen; und dann würdest Du der Henker Deiner Kinder seyn. Und haben denn die anderen Völker nicht auch ihre Rechte? Erinnere Dich der denkwürdigen Worte, die Du selbst ausgesprochen hast: „Wir müssen vergessen, daß wir die Herren der Nationen gewesen sind." Nur unter dieser Bedingung werden wir unbesieglich seyn. Auf das erste Zeichen würdest Du uns zu den Waffen greifen sehen, uns Alle mit demselben Entzücken, selbst Greise, Weiber, Kinder. Und wehe dann dem Fremdling, der verwegen genug wäre, den Boden des Vaterlandes zu entheiligen! Kehre demnach, o Napoleon, zu den unvergänglichen Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Vernunft zurück. Es giebt für die Souveräne keine andere Kunst zu regieren, als die, mit Redlichkeit und nur für das Wohl der Völker zu regieren. Jedes an-

dere System ist ein elendes Kartenhaus, das der leichteste Luftzug über den Haufen wirft. Regiere mit Kraft, aber regiere durch die Gesetze. Genieße einer großen Macht; aber bedenke, daß die der Gerechtigkeit und der Gesetze die einzige unerschütterliche ist. Verwirf alle andere Maximen, und entferne mit heiligem Unwillen von Dir alle die elenden Schmeichler, die Dich noch einmal durch ihre Rathgebungen irre leiten möchten. Sie zu bestrafen, ist es genug, sie ihren Mitbürgern als Gegenstände des Abscheus und der Verachtung zu bezeichnen."

„Doch wie? Der Ehrtrieb eines großen Herzens könnte nur durch Verheerungen und durch die Ausübung einer unbegränzten Macht befriedigt werden? . . . Die Prärogativen eines guten Fürsten hätten also nichts Erhabenes? Welche noch gebietendere Majestät, als die eines Souveräns, der durch weise Einrichtungen sich selbst in die Unmöglichkeit versetzt hat, für noch etwas mehr wirksam zu seyn, als für das Glück seines Volks? . . . der täglich allen Theilen seines großen Reichs das Leben giebt, Allen gleiche Gerechtigkeit ertheilt, allen edlen und hochherzigen Leidenschaften freien Flug gestattet, unablässig jene bösen Geister bekämpft, welche die Menschen zu entzweien streben? . . . der aller Orten die Einrichtungen und Künste seines Reichs achtbar macht, nicht durch die unterdrückende Gewalt der Waffen, die nur allzu unbeständig ist, wohl aber durch das unwiderstehliche Uebergewicht seiner Tugenden und seiner wahren Größe?"

„Erkenne also, Napoleon, erkenne endlich den wahren Ruhm, den nichts zerstören kann, das einzige

Glück, das ohne bittern Nachgeschmack ist: Sey gerecht und gut! . . . Dann wirst Du wahrhaft groß, wahrhaft unsterblich seyn, nicht wie der Genius des Bösen, der auf Sturmwindflügeln daher fährt, sondern wie der Genius des Guten, der seinen Zeitgenossen eben so theuer ist, als der Nachwelt *)."

Grenoble, im März 1815.

---

*) Ist es möglich, die Treuherzigkeit noch weiter zu treiben, als es in diesem Sendschreiben an Napoleon Buonaparte geschehen ist? Welchem Monarchen, in dessen Herz, in dessen richtige Beurtheilung man auch nur das mindeste Vertrauen setzet, wagt man solche Lehren zu geben? Was in diesem Sendschreiben als Kühnheit scheint, ist nichts mehr und nichts weniger, als gerechtes Mißtrauen, das alle Diejenigen ängstigen mag, welche, wie der Tribunals-Präsident von Rumilly, zwar herzlich wünschen, daß mit Napoleon Buonaparte, während seines Exils auf Elba, eine Veränderung zu Frankreichs Vortheile vorgegangen seyn möge, die aber doch nicht recht daran glauben können. Alle diese Personen möchten sich so gern bereden, daß Napoleon noch durch etwas mehr, als durch eine Verschwörung des Militärs gegen den Frieden von Paris zurückgerufen sey; und doch kommen sie immer auf die Soldaten zurück, eingestehend, daß von Seiten der eigentlichen Bürger Frankreichs bloße Passivität Statt gefunden hat.

Herrn von Chateaubriant's Bericht an den König über den Zustand von Frankreich.

Sire!

Das einzige Unglück, welches Europa nach so vielen Unfällen noch bedrohete, ist eingetreten. Die Souveräne, Ihre erhabenen Verbündeten, haben geglaubt, sie könnten ungestraft großmüthig seyn gegen einen Menschen, der weder den Werth eines edlen Betragens, noch die verbindende Kraft der Verträge kennt. Dergleichen Verirrungen hängen mit dem Adel des Charakters zusammen; eine gerade und erhabene Seele urtheilt falsch über Niederträchtigkeit und Hinterlist, und der Retter von Paris konnte den Zerstörer von Moskau nicht begreifen.

Buonaparte, durch ein seltsames Verhängniß zwischen die Küsten von Frankreich und Italien gestellt, ist wie Genserich da gelandet, wohin der Zorn Gottes ihn rief. Er kam, als Hoffnung Derer, die ein Verbrechen entweder schon begangen hatten, oder noch begehen wollten; und es ist ihm gelungen. Männer, die Ew. Majestät mit Gaben überschüttet hatten, Männer, die mit Ihren Orden geziert waren, küßten am Morgen dieselbe Hand, welche sie am Abend verriethen. Als rebellische Unterthanen, als schlechte Franzosen, als falsche Ritter gingen sie, die Lilie auf ihrer Brust, nachdem die Ih=

nen geleisteten Schwüre kaum auf ihren Lippen gestorben waren, Demjenigen, so zu sagen, den Meineid zu leisten, der sie selbst so oft Verräther, treulos, unrechtlich nannte.

Uebrigens, Sire, hat der letzte Triumph, welcher Buonaparten's Laufbahn krönt und beendigen wird, nichts Wunderbares an sich. Es ist keine wirkliche Umwälzung; es ist nur eine vorübergehende Invasion. In Frankreich giebt es keine reelle Veränderung; die Meinungen sind auf keine Weise erschüttert. Nicht als das unvermeidliche Ergebniß einer langen Verkettung von Ursachen und Wirkungen muß das, was wir erblicken, betrachtet werden. Der König hat sich einen Augenblick zurückgezogen; die Monarchie ist in ihrer Ganzheit geblieben. Durch Thränen und durch alle Kennzeichen des innigsten Bedauerns hat die Nation gezeigt, daß sie sich von einer bewaffneten Macht trennte, welche ihr Gesetze vorschrieb.

Plötzliche Umkehrungen sind häufig bei allen Völkern, welche das beklagenswerthe Unglück haben, unter den Militär-Despotismus zu gerathen. Die Geschichte des römischen Reichs nach dem Untergange der Republik, die des otomanischen Reichs, die von Aegypten und die der Barbaresken-Staaten sind voll davon. In Cairo, in Algier, in Tunis erscheint täglich ein vertriebener Dey an der Gränze der Wüste; einige Mamelucken verbinden sich mit ihm, und rufen ihn aus für ihren Chef und Herrn. Um in seinem Unternehmen Glück zu haben, braucht er weder einen ungemeinen Muth, noch tiefangelegte Entwürfe, noch hervorstechende Talente zu

besitzen; er kann der Gemeinste unter den Menschen seyn, wofern er nur zugleich der Bösartigste ist. Belebt von der Hoffnung des Raubes, erklären sich einige andere Banden der Miliz für ihn; das bestürzte Volk zittert, schaut, weint und schweigt: eine Handvoll bewaffneter Soldaten gebietet über einen großen Haufen, der unbewaffnet ist. Unter dem Klang der Ketten nähert sich der Despot, tritt in die Hauptstadt seines Reichs, triumphirt, und stirbt.

Sire, seit langer Zeit prüft Sie der Himmel; er will einen vollendeten Monarchen aus Ihnen machen. Unter der Hand des Höchsten erhalten Ihre königliche Tugenden, wenn noch etwas fehlen sollte, ihre letzte Vollkommenheit. In allen Ländern, wohin Sie die doppelte Majestät des Thrones und des Unglücks gebracht haben, haben Sie, Ihre eigenen Leiden vergessend, nur an die Ihres Volks gedacht. Die Augen auf jenes Frankreich gerichtet, dessen Gränze Sie gewissermaßen sehen und dessen Uebel Sie kennen wollen, um denselben abzuhelfen, befehlen Sie mir, Ihnen das Gemälde des politischen Zustandes und der moralischen Stimmung der Nation vorzulegen. Sire, ich werde Ihrer Einsicht eine Reihe von Thatsachen und Betrachtungen vorhalten. Ohne Umschweife werde ich reden; denn Ew. Majestät verstehn zu vernehmen, wie zu sehen.

§. 1.

Akten und Dekrete für das Innere.

Buonaparte kommt den 20 März Abends in Paris an. Der Räuber unserer Freiheiten schleicht sich um die

Stunde der Finsternisse in den Pallast unserer Könige; der auf den Armen des Volks emporgetragene Triumphator bemächtigt sich des Schlosses der Tuilleriеen durch einen geheimen Eingang; so sehr rechnet er auf die Liebe seiner Unterthanen. Schrecken und Aberglaube begleiten seine Schritte in die zum zweitenmal verlassenen Säle, welche die Tochter Ludwigs des Sechzehnten wiedergesehen hatten.

Die Geschichte wird vielleicht bemerken, daß Buonaparte dies Jahr beinahe um dieselbe Epoche in Paris eingetreten ist, wo die Verbündeten das Jahr vorher dahin vordrangen. Sein gedemüthigter Stolz führte ihn in die Stadt zurück, die unter unseren Königen nie genommen wurde, und die sein bestrafter Ehrgeiz der Eroberung preisgegeben hatte. Da, wo ein russischer General (Dank sey es dem umfassenden Genie und den wunderbaren Combinationen des wahren Erhalters der französischen Ehre) noch vor Jahr und Tag seine Polizei übte, richtet er jetzt die seinige ein. Sie erschienen, Sire, und die Fremdlinge zogen sich zurück; Buonaparte kehrt wieder, und die Fremdlinge streben zurück in unser unglückliches Vaterland. Unter Ihrer Regierung, Sire, fanden die Todten ihre Gräber, und die Kinder wurden ihren Eltern zurückgegeben; unter der seinigen wird man aufs Neue die Söhne ihren Müttern entrissen werden sehen, und die Gebeine der Franzosen werden auf den Feldern zerstreut liegen. Sie, Sire, nahmen alle Freuden mit; er bringt alle Schmerzen zurück.

Kaum ist Buonaparte in den Besitz der Gewalt zu-

rückgelangt: so beginnt die Herrschaft der Lüge. Lieset man die Tagesblätter vom 20sten und die vom 21 März, so glaubt man die Geschichte zweier Völker zu lesen. In den ersteren stoßen 30,000 Nationalgarden, 3000 Freiwillige, 10,000 Studenten aller Art den Schrei der Wuth gegen den Tyrannen aus; in den letzteren segnen sie seine Gegenwart! Der Enthusiasmus, sagt man, brach auf seinem Wege nach den Tuillerieen allenthalben aus; und doch ist es nur allzu bekannt, daß er von dem Schweigen der Bestürzung und des Schreckens empfangen worden ist. Sire, Ihr Triumph war in diesem Augenblicke noch wirklicher, noch rührender: er war der eines Vaters. Segnungen folgten Ihren Schritten; und noch immer ist Ihr Herz gerührt von dem letzten Geschrei: Es lebe der König! welches Sie mitten unter den Seufzern und Schluchzen in der letzten Strohhütte Frankreichs vernahmen.

Jeder Tag hat seitdem einen Betrug zur Welt bringen gesehen. Erst mußte man wenige kecke Lügen hinwerfen, um die Guten muthlos zu machen und die Bösen aufzumuntern. So machte man bekannt, daß es keinen Krieg geben werde, daß Buonaparte sich mit den Verbündeten verstehe, daß die Erzherzogin Marie Luise unterweges sey mit ihrem Sohne. Die Falschheit dieser Angaben mußte sehr bald entdeckt werden; aber immer gewann man dadurch Zeit. In dieser Regierung möchte man die Lüge verfassungsmäßig nennen: wenigstens tritt sie allenthalben als ein Verwaltungsmittel hervor. Es giebt Lügen für eine Viertelstunde, für einen halben Tag, für einen ganzen Tag, für eine Woche.

Eine Lüge dient, um zu einer anderen zu gelangen, und in dieser Kette von Betrügereien hat selbst der richtigste Verstand bisweilen Mühe, den Wahrheitspunkt zu fassen.

Proklamationen haben Anfangs das Vergessen alles unter der königlichen Regierung Geschehenen, Gesagten und Geschriebenen verkündet. Individuen sind für frei erklärt worden; eben so die Nation, die Presse. Nichts wollte man, als den Frieden, die Unabhängigkeit und das Glück des Volks. Das ganze Imperator-System war verändert. Das goldene Zeitalter sollte zurückkehren, und Buonaparte der Saturn dieses neuen Jahrhunderts von Unschuld und Glück werden; nicht länger wollte er seine Kinder fressen. Aber wie hat die Praxis der Theorie entsprochen!

Auf dem Maifelde soll die Nation regenerirt werden; dort wird man den Legionen Adler geben; dort wird man (wahrscheinlich propter contumaciam) den Erben des Reichs krönen; dort wird man die Stimmen für oder gegen die Zusatz-Akte der Constitutionen untersuchen. Gegen das Ende dieses Berichts werde ich anzeigen, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, der wirkliche Zweck dieser großen Versammlung ist. In der Voraussetzung, daß jene Zusatz-Akte, welche das französische Volk der Unabhängigkeit zurückgeben wird, von demselben werde angenommen werden, beginnt man damit, Frankreich einen Vorgeschmack von der liberalsten Regierung zu geben. Buonaparte theilt es in sieben große Polizei-Divisionen, und seine sieben Stellvertreter werden mit eben den Gewalten bekleidet, welche ehemals die sogenannten General-Directoren hatten. Man hat noch nicht ver-

gessen, was diese Beschützer der individuellen Freiheit zu Lyon, zu Bordeaux, zu Mailand, zu Florenz, zu Lissabon, zu Hamburg, zu Amsterdam waren. Unter der Zahl der sieben Personen, welche die Bürger beruhigen, und gegen den Despotismus beschützen sollen, haben wenigstens viere die Ehre gehabt, oder hätten sie doch haben können, im Jahre 1793 zu ähnlichen Aemtern ernannt zu werden. Nach eben diesen Stellvertretern befinden sich in einer, der Freiheit immer günstigeren, Hierarchie außerordentliche Commissarien nach Art der Volksrepräsentanten während der Herrschaft des National-Convents.

Die Polizei sagt aus, daß sie ihre Bestimmung nur in der Verbreitung der Philosophie finden, daß sie nur nach den Grundsätzen der Tugend handeln wird, und daß sie die Quelle der Aufklärung und die Grundlage aller freien Regierungen ist. Sie lehrt ihre achtungswerthen Agenten, daß man, wenn die Umstände es mit sich bringen, tiefer graben, und nur zu hören und zu vernehmen verstehen muß; d. h. daß, wenn die Noth es erfordert, der Diener bestochen, der Sohn zur Verrathung seines Vaters eingeladen, oder bloß wiederholt werden muß, was man unter dem Siegel des Stillschweigens empfangen hat. Auch die Religion *) ist der Polizei unterworfen, und das Gewissen, ehemals nur von Gott abhängig, gehorcht fortan einem Späher.

---

*) Im Texte des Originals ist dies durch chose réligieuse ausgedrückt, wofür es in der deutschen Sprache, dem Himmel sey Dank, kein Synonym giebt.

Vermöge der constitutionellen Macht Ewr. Majestät war es Ihren Ministern gestattet, während des Jahres 1815 aus den Gerichtshöfen diejenigen Magistratspersonen zu entfernen, welche das Vertrauen des Publikums verloren haben würden. Nur acht bis zehn sind entfernt worden, und man weiß den Grund nur allzu gut.

Welche Maaßregel der Willkür! schreit die gegenwärtige Regierung Frankreichs; und in eben demselben Augenblick setzt sie eine Menge Magistratspersonen ab, deren Wandel untadelich ist, die sich durch ihre Einsichten auszeichnen, und denen alle politische Bewegungen fremd geblieben sind. Sie hatte sich sogar etwas noch Gewaltsameres erlaubt, und nur die öffentliche Meinung hat sie gezwungen, davon wieder abzugehen. Da die Akte, welche die Notarien einsetzt, eine bloße Form angeht: so hat sie von keiner der revolutionären Regierungen vernichtet werden können, welche in Frankreich auf einander gefolgt sind; und doch hat Buonaparte jene Akte zurücknehmen wollen, welche drei Avoués und acht Notarien einsetzt, bloß weil sie unter der königlichen Regierung installirt waren. Nicht besser hat er die Administrations- und Militär-Aemter respectirt. Von 83 Präfekten sind nur 22 geblieben, und diese haben beinahe sämmtlich die Präfektur vertauschen müssen. Drei und vierzig Obersten haben ihre Entlassung erhalten.

Diese vollkommene Freiheit, welche die Polizei zu ihrer Quelle hat, dieser Respect für die Gesetze, die Stellen und die Beamten, rühren offenbar von der Preßfreiheit her; denn die Censur ist abgeschafft und die Leitung des Bücherwesens aufgehoben. Zwar, während die Presse

frei ist, wird der Kerker von Vincennes geöffnet, und zu noch mehrerer Sicherheit stehen die Tagesschriften und das Bücherwesen vorläufig unter der Leitung des Herrn Herzogs von Otranto! . . .

Die großmüthige Censur, welche Buonaparte's Minister dem Ministerium Ewr. Majestät zum Vorwurfe zu machen wagen, war bei weitem mehr für sie, als für uns vorhanden; sie gebot dem Publikum, über die Vergangenheit zu schweigen. Unter dem Könige sprach man wenigstens über gewisse Menschen nur in dem Tone der Unpartheilichkeit, und auch das nur, um ihre unbesonnenen Angriffe abzuwehren.

Buonaparte hat in der Abschaffung des sogenannten Exercice, dieser großen Schwierigkeit einer Auflage auf die Getränke, einen Erfolg gesucht. Wenn aber die vereinigten Rechte (droits réunis) verhaßt waren: wem fällt ihre Einführung zur Last? Etwa nicht Buonaparte'n? Er hat also nur sein eigenes Werk verändert. Aber diese Abschaffung soll auch erst mit dem 1 Juni dieses Jahres in Kraft treten. Auf sein Glück rechnend, hofft Buonaparte, daß bis dahin irgend ein glücklicher Erfolg ihm zu Hülfe kommen werde. Man muß nicht fragen, mit welchem Rechte der Chef eines freien Volks sich herausnimmt, die Auflagen anzurühren und eine andere Erhebungs-Methode anzugeben, als die, welche das Gesetz vorschreibt. Eine solche Frage paßt nicht für Buonaparte; er weiß, und das ist genug, daß er, je nach dem Bedürfnisse seiner Politik, eine dem Volke allzu unangenehme Auflage entweder wirklich wegschneiden oder sich doch so stellen kann, als gehe er damit um. Wenn

er sich durch die Ereignisse gedrängt fühlen sollte, hat er alsdann nicht das große Hülfsmittel, seine Schulden nicht zu bezahlen? Der Schatz ist immer voll genug, wenn die Gewalt die Verwalterin ist, und wenn man zahlt, nicht was man schuldig ist, sondern was man zahlen will. Um allen Verlegenheiten zu entgehen, giebt es auch Sequester, Confiskationen, Bedrückungen und erzwungene freiwillige Geschenke.

Sie, Sire, der Sie nach den Gesetzen, nach der Ordnung und der Gerechtigkeit regierten; Sie, der Sie in willkürlichen Maßregeln und in den Thränen Ihrer Unterthanen Schätze weder suchen noch finden konnten; Sie, der Sie Ihr Glück darein setzten, Schulden zu bezahlen, welche Sie nicht gemacht hatten, Schulden, welche um so weniger für Sie verbindlich waren, da man sie nur gemacht hatte, Ihnen den Weg zum Throne zu verschließen: — Sie, Sire, haben, indem Sie den Thron Ihrer Väter bestiegen, keine anderen Mittel, Ihren Völkern zu gefallen, angewendet, als solche, welche ganz natürlich aus Ihren Tugenden abstammten. Der Bankerot, gemacht oder entworfen, erschien Ihnen nicht als ein Finanz-System, welches Frankreichs und Ihrer würdig wäre. Eine Auflage, wäre sie auch noch so verhaßt, ganz plötzlich zu unterdrücken, würde Ihnen in dem Lichte einer verbrecherischen Freigebigkeit erschienen seyn. Indeß gestehe ich, daß, um eine solche Auflage beizubehalten, der volle Muth eines rechtmäßigen Königs erforderlich war, dessen väterliche Absichten anerkannt und verehrt werden. Ein Usurpator konnte nicht einen so edlen

edlen Entschluß fassen, nicht die Zukunft, welche er nicht sehen wird, der Gegenwart vorziehen.

Was ich hier von der Hülfsquelle bevorstehender Beraubungen anführe, ist, Sire, nicht eine mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung. Ich spreche zu Ewr. Majestät nur nach offiziellen Beweisthümern. Die Beraubungen sind auf eine handgreifliche Weise angekündigt. In dem Berichte über die Ehrenlegion ist dem Soldaten die Plünderung des Bürgers versprochen; denn es wird darin gesagt, daß man durch die Güter, in Frankreich gelegen, einen Theil der Dotationen, welche die Armee verloren hat, ersetzen will. Und von welchen Gütern ist die Rede? Ohne allen Zweifel von den Weinbergen der Bürger von Bordeaux, von den Olivengärten der Einwohner von Marseille, mit einem Worte von den Gütern der Einzelnen und der Städte, welche für die Sache der Bourbons einige Anhänglichkeit gezeigt haben.

Sire, der 66ste Artikel der Charta enthält: „daß die Strafe der Güter-Confiskation abgeschafft ist und nicht wieder eingeführt werden kann." Ew. Majestät, durch Ihre Feinde so lange Ihrer Domänen beraubt, haben also kein anderes Mittel der Rache finden können, als in der Abschaffung des verhaßten Grundsatzes der Güter-Confiskationen enthalten ist. Auf welcher Seite ist die billige Regierung? Auf welcher Seite ist der wahre König?

Auch die Conscription hatten Sie abgeschafft. Sire, Sie glaubten die Welt und Ihr Volk für immer von dieser Geißel befreit zu haben. Aber Buonaparte hat sie

zurückgerufen; nur in einer anderen Gestalt und mit Vermeidung ihrer verhaßten Benennung hat er sie von neuem geboren. Das Decret über die National-Garde ist das Schrecklichste und Ungeheuerste, was die Revolution bis jetzt ans Licht gebracht hat. 3130 Bataillone, jedes zu 720 Mann, sind bezeichnet; sie werden eine Gesammtheit von 2,253,600 Mann bilden. Freilich sind bis jetzt erst 240 Bataillone, unter den Jägern und den Grenadieren gewählt, mobil gemacht, und diese bilden 172,800 Mann, und man ist noch nicht stark genug, die übrigen marschiren zu lassen. Doch dies wird kommen mit Hülfe der großen Maschine eines Maifeldes.

Dieser ungeheure Fischzug umfaßt die ganze Bevölkerung Frankreichs, und begreift was die Massen und die Conscriptionen nie begriffen haben. Im Jahre 1793 wagte die Convention nicht, mehr als sieben Jahre zum Militär-Dienst zu bestimmen, nämlich die Männer von 18 bis 25 Jahren. Jetzt werden sie von 20 bis 60 Jahren marschiren. Entlassen, oder nicht, verheirathet, oder nicht, ersetzt, oder nicht, Ehrengarden, Freiwillige, kurz alles ist in dieser allgemeinen Prescription zusammengefaßt. Müde, das französische Volk zu zehnten, will Buonaparte es auf Einen Schlag vernichten. Man hofft, daß, vermöge des Schreckens der Polizeien, die Bürger sich werden einschreiben lassen. Entlassungs-Ausschüsse sind eben so zum Hohn errichtet worden, wie weiland die Commissionen der Preßfreiheit und der persönlichen Freiheit im Schooße des Senats. Glücklicherweise, Sire, werden materielle Thatsachen und moralische Einflüsse die Gefahr dieser unheilbringenden Con-

scription wesentlich vermindern. In den Arsenälen von Frankreich sind wenig Gewehre zurückgeblieben, und in Folge der Invasion des letzten Jahres sind mehrere Waffenmanufakturen entweder außer Gang gebracht oder zerstört worden. Piken würden die einzige Waffe seyn, die sich schnell genug anfertigen ließe, um der großen Menge wenigstens etwas in die Hände zu geben; aber diese Waffe bietet wenig Hülfsmittel dar, und unstreitig will man nicht das Dekret erneuern, welches Compagnieen in blauen Kitteln in Braccha und in gallischer Mütze zu bilden befiehlt. Was die Tapferkeit betrifft, welche bei Franzosen alle Waffen ersetzt, so ist ausgemacht, daß wenigstens die National-Garden die ihrige nicht gegen Ew. Majestät richten werden. Die ganze moralische Kraft und der Strom der Meinung in Frankreich ist durchaus für Ew. Majestät. In vielen Departements wird die National-Garde nicht aufstehen, oder sich nur mit den größten Schwierigkeiten bilden. Auch der von dem Soldaten unterdrückte Bürger wird sich minder unterjochen lassen, wenn man ihm Waffen verleiht; und Buonaparte, anstatt ein Volk, das ihn haßt, in eine Armee, die er verführt, umzugießen, wird vielleicht eine ihm ergebene Soldateske in einer abgeneigten Bevölkerung verlieren.

Als Ersatz für ein so umfassendes Todesurtheil mußte man sich auf irgend eine philosophische Maßregel gefaßt halten. Nun ja, Buonaparte, der das Leben von zwei Millionen französischer Bürger fordert, hat inniges Erbarmen mit den Bewohnern von Burgund und der Champagne. Freilich konnte er diese Opfer seines Ehrgeizes

nicht genug entschädigen; denn er war es ja, welcher die Fremdlinge in das Innere von Frankreich brachte; er war es ja, der sie an seiner Hand von den Ebenen des Borysthenes nach den Ufern der Loire führte: und wenn man Leute unglücklich gemacht hat, so ist es nicht mehr als billig, daß man ihnen beispringe. Ew. Majestät hatten zur Erleichterung der unglücklichen Schlachtopfer des Usurpators nicht die unfruchtbare Ostentation eines Marktschreiers, der mit Humanität prahlt, wohl aber die fruchtbare Güte eines Vaters in Thätigkeit gesetzt. Sire, Ihr erhabener Bruder trocknete unter den Trümmern verbrannter Hütten die Thränen, welche er nicht erpreßt hatte. Die Religion kam seinen menschenfreundlichen Bemühungen zu Hülfe, und öffnete in Aller Herzen die Quellen des Mitleids. Nicht durch schwere Auflagen auf einen anderen Theil des Volks kam man dem Volke zu Hülfe; der Unglückliche wurde nicht für den Unglücklichen in Contribution gesetzt; man kramte nicht Eine Tugend auf Kosten einer anderen Tugend aus; die Menschlichkeit verdrängte nicht die Gerechtigkeit.

Sire, alles hatten Sie aufgebaut, und alles hat Buonaparte zerstört. Ihre Gesetze verbannten die Conscription und die Confiscationen, gestatteten weder Exil noch willkürliche Einkerkerung, überließen den Repräsentanten des Volks die Sorge, des Jahres Steuer festzusetzen, sicherten, bei gleichem Anspruch auf die Ehrenämter, die bürgerliche und die politische Freiheit. Buonaparte erscheint, und die Conscription beginnt von neuem, und der Glückszustand wird verletzt. Die Kammer der Pairs und die der Deputirten wird aufgehoben; die Auf-

lage wird nach dem Willen eines einzigen Menschen verändert, modifizirt, entstellt; die den Vertheidigern des Vaterlandes bewilligten Gnadenbezeigungen werden zurückgenommen, wenigstens bestritten. Ewr. Majestät Civil- und Militärhaus ist verurtheilt, und wer ministerielle Pflichten erfüllt hat, den zwingt ein Decret, Paris zu verlassen, einen Eid zu leisten, bei Strafe solcher Maßregeln gegen den Zuwiderhandelnden, als man für schicklich finden wird: unbestimmte Worte, welche der Willkür das freieste Feld lassen, indem auf diese Weise der Tyrann jene Schlachtopfer, welchen er in seinen ersten Bekanntmachungen Vergessenheit und Ruhe versprach, eins nach dem andern an sich reißt. Schon rechnet man auf zahlreiche Sequester, Verhaftungen, Verbannungen, und dreizehn Schlachtopfer sind auf die Todesliste gesetzt. Sire, Sie selbst sind proskribirt, Sie und die Abkömmlinge Heinrichs des Vierten, und die Tochter Ludwigs des Sechzehnten. Nicht, ohne Ihr Leben zu wagen, könnten Sie in diesem Augenblick den Fuß auf jenen Boden setzen, wo Sie so viel Gutes stifteten; wo Sie so viel Thränen trockneten; wo Sie so viele Kinder ihren Eltern zurückgaben; wo Sie nicht einen Tropfen Bluts vergossen; wo Sie Friede und Freiheit mit sich brachten. Als Ew. Majestät nach 23 Jahren von Leiden und Unglück, den Thron Ihrer Väter bestiegen, sahen Sie die Richter Ihres Bruders vor sich. Und diese Richter leben! Und Sie haben ihnen mit dem Leben alle Rechte eines Bürgers erhalten! Und eben diese Richter sind es jetzt, welche gegen Ihre geheiligte Person, gegen Ihre erhabene Familie, gegen Ihre treuen Diener

Todes- und Proskriptions-Urtheile erlassen! Und alle diese Decrete, in welchen Gewaltthätigkeit, Ungerechtigkeit und Heuchelei mit Undankbarkeit wetteifern, werden im Namen der Freiheit erlassen!

§. 2.

Das Aeußere.

Die auswärtige Politik Buonaparte's bietet dieselben Widersprüche in Verfahren und Sprache dar. Da alles in seiner Macht falsch ist, da alles mit seinem Charakter in Widerspruch steht: so muß in dem, was er sagt und was er thut, alles falsch seyn. Jetzt will er die ganze Welt betrügen, und er wird sich in seinen eigenen Schlingen fangen. Ew. Majestät werden die Ursachen, welche ihn so handeln machen, noch besser, als ich, durchdringen, wenn ich versuchen werde, den Geist der gegenwärtigen Regierung des Usurpators zu entwickeln und den Menschen hinter der Larve zu zeigen. Doch jetzt beschäftige ich mich bloß mit Thatsachen.

Der Zweck Buonaparte's ist, die auswärtigen Mächte durch Friedenszusicherungen einzuschläfern, ungefähr eben so, wie er das französische Volk durch das Wort Freiheit zu täuschen sucht. Dieser Friede ist der Krieg; diese Freiheit ist die Sklaverei. Auf der einen Seite macht er sich anheischig, den Tractat von Paris zu erfüllen; auf der andern hält er den Geist seiner Armee nur dadurch aufrecht, daß er ihr Belgien, die natürlichen Gränzen des Rheins und jenes schöne Italien verspricht, das er unter seinen Kindern vorzüglich liebt. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten macht in dem Mo-

niteur gar sonderbare Vernunftschlüsse. „Sein Herr, sagt er, schlägt vor, den Tractat von Paris zu halten. Die verbündeten Mächte lassen, statt aller Antwort, ihre Armeen marschiren. Wollten nun die Mächte nur einem einzigen Menschen beikommen, wie sie behaupten: so würden sie nicht 600,000 Soldaten zum Angriff brauchen. Also — so schließt der Herr Herzog von Vicenza — ist es das französische Volk, das sie mit Krieg bedrohen." Aber wenn diese Mächte den Tractat von Paris mit Ludwig dem Achtzehnten annehmen, und wenn sie ihn mit Buonaparten verwerfen: ist es denn nicht klar, daß ein einziger Mensch hierbei den ganzen Unterschied macht, und daß sie folglich nur einem einzigen Menschen beikommen wollen?

Die Verbündeten haben nicht das Recht, sich in Angelegenheiten Frankreichs zu mischen! Nein; und sie selbst erklären, daß sie unsere politischen Einrichtungen nicht bestimmen wollen. Allein, wenn die Franzosen, von einer Faction unterdrückt, an der Spitze derselben den Feind des menschlichen Geschlechts erscheinen sehen — den Mann, welcher Feuer und Schwerdt zu allen Nationen Europa's gebracht hat: — ist es dann nicht die Pflicht der Souveräne, die neue Gefahr, von welcher sie sich bedroht sehen, zu entfernen? Wer kann sich auf das Wort Buonaparte's verlassen? wer wird seinen Schwüren glauben? Durch seine friedfertigen Protestationen will er nur Zeit gewinnen, seine Legionen zu sammeln. Ist es Frankreichs, ist es seiner Nachbaren Vortheil, im Mittelpunkte der civilisirten Welt eine Handvoll meineidiger Soldaten bestehen zu lassen, die, indem sie

selbst die Armee beherrschen, nach Gutbefinden über das Zepter des h. Ludwigs verfügen, und es nach Herzenslust geben und nehmen, wie sie wollen? Wie, ein rechtmäßiger Souverän kann durch eine Janitscharen-Horde den Armen seines Volks entrissen; wie, alle Regierungen können gefährdet werden, ohne daß man das Recht hätte, den reißenden Strom in seinem Laufe zu hemmen? Was ohne allen Nachtheil für Europa bei den Corsaren Afrika's geschieht, dasselbe sollte ohne Schaden für die gesellschaftliche Ordnung auch bei den Franzosen geschehen? Soll man nicht gegen die Sitten und die Mamelucken des neueren Aegyptens eben so viel Vorkehrungen treffen, wie gegen die Pest, welche aus diesem Lande kommt? Die Souveräne von Rußland, von Deutschland, von England, von Spanien, von Portugal, von Sicilien, von Schweden, von Dänemark sollten sich gefallen lassen, in Kraft des gegebenen Beispiels die Krone aus den Händen ihrer Soldaten zu empfangen? Nationen, welche die Gesetze, den Frieden, die Freiheit lieben, sollen sich entschließen, alle diese Güter unter dem Schutz des militärischen Despotismus zu bringen?

Wenn Buonaparte so friedfertig wäre, wie seine Minister es uns verkündigen, würde er sich dann Tag für Tag Angriffe auf fremde Höfe erlauben? Er bemüht sich, wiewohl vergeblich, die Schweizer-Regimenter zur Untreue gegen ihr Vaterland zu verführen. Er verspricht den belgischen Offizieren, welche aufgehört haben, französische Unterthanen zu seyn, den halben Sold. Er spottet des edlen Souveräns, der, selbst durch das Unglück geprüft, seinen berühmten Unglücksgefährten so großmü-

thig aufgenommen hat. Buonaparte schmeichelt sich mit dem Wahn, daß er von den Belgiern geliebt werde; er irrt sich, sie verabscheuen ihn. Seine Conscriptionen, seine Ehrengarden, seine religiösen Verfolgungen haben ihn zu einem Gegenstand der Verwünschung für alle Bewohner dieser schönen Provinzen gemacht.

Sire, ich fühle, wie zerreißend für Ihr Herz das ist, was ich gesagt habe. Wir theilen in diesem Augenblick Ihre königliche Niedergeschlagenheit. Unter Ihren Räthen und Ministern ist keiner, der nicht das Leben hingegeben hätte, um einer Invasion Frankreichs zuvorzukommen. Sire, Sie sind Franzose; wir sind es nicht minder. Voll Gefühl für die Ehre unseres Vaterlandes, voll Stolz über unseren Waffenruhm, voll Bewunderung für den Muth unserer Soldaten, möchten wir mitten in ihren Bataillonen den letzten Tropfen Bluts verströmen, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, oder um mit ihnen gerechte Triumphe zu theilen. Nur mit dem allertiefsten Schmerz sehen wir die Uebel, welche über Frankreich losbrechen werden; wir können uns nicht verhehlen, daß Frankreich in der größten Gefahr schwebt; Gott nimmt die Geißel wieder auf, welche Ihre väterlichen Hände hatten fallen lassen, und es ist sehr zu fürchten, daß die Strenge seiner Gerechtigkeit die Größe seiner Barmherzigkeit überwiege. Ach, Sire, auf die Stimme Ewr. Majestät verließen die Fremdlinge Frankreich voll Achtung gegen den Abkömmling von Königen, gegen den Erben der Redlichkeit des h. Ludwigs und Ludwigs des Zwölften. Allein, wenn die Faction, welche Ihre Unterthanen unterdrückt, ihre Herrschaft verlängert; wenn

diese Unterthanen, voll Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal, nichts thun, um sich davon zu befreien: so könnten Sie nicht immer die Leiden abhalten, welche die Gegenwart von Armeen nach sich zieht. Wenigstens hat Ihre königliche Sorgfalt sich schon durch Tractaten versichert, daß man die Integrität des französischen Gebiets ehren, und daß man nur gegen einen einzigen Menschen Krieg führen wird. Noch einmal sind Sie Ihrem Volke zu Hülfe geeilt; und Sie haben diejenigen, die sich als unwiderstehliche Feinde hätten zeigen können, in großmüthige Freunde verwandelt.

§. 3.

Vorwürfe, welche der königlichen Regierung gemacht werden.

Frankreich und Europa betrügen, ist also das erste Mittel gewesen, das Buonaparte angewendet hat, um seine neue Macht zu gründen; das zweite Mittel war und ist: die königliche Regierung zu verläumden.

Unter den Vorwürfen, welche dem Ministerium Ewr. Majestät gemacht werden, sind mehrere auf handgreiflich falsche Thatsachen gestützt; eine große Zahl aber ganz abgeschmackt. Einige haben den Schein der Wahrheit, wenn man sie vereinzelt und nicht in dem Zusammenhange der Dinge betrachtet.

Buonaparte behauptet, das außerordentliche Domän sey durch die königliche Regierung verschleudert worden; durch Güter in Frankreich hofft er dasselbe zu ersetzen; durch Güter, welche zur Ausstattung Derer dienen sollen, welchen dergleichen zukommt.

Das außerordentliche und das Privat-Domän stell-

ten ungefähr die Summe von 480 Millionen dar. Auf diese Total-Summe sind 154 oder 157 Millionen von dem außerordentlichen Domän und 100 Millionen von dem Privat-Domän in dem letzten Budget angewendet worden, die Staatsschulden zu bezahlen, oder vielmehr, man hat sie auf diese Schulden in Abzug gebracht. Hatte der König diese Schulden gemacht? War er der Verderber oder der Wiederhersteller des Staats?

Hundert und funfzig Millionen, welche die auswärtigen Mächte schuldig waren, gehörten zu den 480 Millionen des außerordentlichen Domäns. Die Verbündeten waren nach Frankreich gekommen, um sich die Quitung über diese 150 Millionen abzuholen; und warlich, der König hat sie nicht gegeben, denn es war ja Buonaparte, welcher die Fremdlinge nach Paris führte. Mehr als 400 Millionen von dem außerordentlichen Domän sind also nothwendig verschwunden, und Ewr. Majestät Ministerium kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden.

Die übrig gebliebenen 100 Millionen des außerordentlichen Domäns bestanden aus der sächsischen Anleihe, die sich auf 13 bis 17 Millionen belief; aus 15 bis 20 Millionen auf den Mont Napoleon von Mayland; aus einigen Millionen von dem Mont Napoleon von Neapel; aus 110 Aktien auf die Kanäle; aus einigen Millionen auf die Salzwerke von Peccais; aus mehreren Häusern; aus den Summen, welche die Familie Buonaparte und verschiedene Partikuliers schuldig waren. Die Schuldscheine mehrerer Gläubiger, unter andern ein Schuldschein über eine Million, von Hieronymus Buo-

naparte ausgestellt, sind mit den übrigen, so eben genannten Werthen in der Kasse des außerordentlichen Domäns zurückgeblieben. Die einzige, von dem Ministerium Ewr. Majestät auf das außerordentliche Domän aufgenommene Summe besteht in 8 Millionen in Effekten der Pariser Bank, angewendet zum Wiederaufbau des Louvre, des Schlosses von Versailles und zum Ankauf mehrerer Häuser auf dem Caroussel-Platze. Und von diesen 8 Millionen waren um die Zeit des 20sten März nur 4 ausgegeben.

Entblößt von den Beweisthümern, welche diesen Berechnungen allein die nöthige Genauigkeit geben können, kann ich nicht dafür einstehen, daß sich nicht Irrthümer in das Resultat eingeschlichen haben sollten, das ich Ewr. Majestät hier vorlege. Aber diese Irrthümer sind weder bedeutend, noch zahlreich; und diese allgemeine Uebersicht beweiset die Treulosigkeit Buonapartes, indem sie seine Verleumdungen widerlegt.

Was den Sequester betrifft, der auf die Güter der Familie Buonaparte gelegt worden ist; so sieht man, daß, abgesehen von den übrigen Staatsgründen, welche sich hinterher nur allzu sehr bewährt haben, die Familie Buonaparte dem Staate mehrere Millionen schuldig war: die Schuldscheine fanden sich in der Kasse des außerordentlichen Domäns, und drückten einen bei diesem Domän geborgten Werth aus. Die Beschlagnahme der Güter abwesender Schuldner war eine nothwendige Folge der Summen, welche sie dem Staate schuldig waren.

Nur um zu den Leidenschaften der niedrigsten Volksklasse zu reden, hat man vorgegeben, daß die Krondia-

manten ein Eigenthum des Staats wären. Wenn irgend etwas den Bourbons, als Erben der Capets und der Valois, gehört, so sind es diese Diamanten, erkauft von ihrem eigenen Gelde, und gerade aus diesem Grund die **Edelsteine der Krone** genannt. Der kostbarste von diesen Edelsteinen, der Regent, legt in seiner bloßen Benennung einen unbestreitbaren Beweis ab, daß er ein Partikulier-Eigenthum war. Ich spreche nicht von dem Rechte, Sire, das Sie haben und das selbst durch die Charta geheiligt ist, in den Zeiten der Krisis jede Maaßregel zu nehmen, welche das Wohl des Staats nothwendig macht; Reichthümer, welche dem Feinde in die Hände fallen können, in Sicherheit bringen, ist unstreitig eine der gebietendsten Pflichten eines Königs. Weit davon entfernt, den Ministern Ewr. Majestät ein Verbrechen daraus zu machen, daß sie den Händen Buonaparte's das Staatseigenthum entrissen haben, könnte man es ihnen vielmehr zum Vorwurf machen, daß sie ihm 30 Millionen baar und 42 Millionen in Effekten zurückgelassen haben. Würde Buonaparte unter ähnlichen Umständen ermangelt haben, den öffentlichen Schatz auszuleeren und selbst die Bank zu plündern? Alle diese Vorwürfe sind also ein Gemisch von Hohnlachen und Abgeschmacktheit. Ihr Ministerium, indem es Buonaparten 72 Millionen ließ, kann einer übertriebenen Treuherzkeit beschuldigt werden; aber dies sind Fehlgriffe, welche die Rechtschaffenheit begeht und das Gewissen verzeiht.

Man hat behaupten wollen, daß die königliche Regierung, der Charta und ihren Verheißungen untreu, die

Erwerber von National-Domänen gefoltert habe; und Buonaparte hat eine besondere Commission ernannt, um Kenntniß von diesem vorgeblichen Verbrechen zu nehmen. Welches ist das Resultat ihrer Nachforschungen gewesen?

Die königliche Regierung, sagt man, verkannte die Ehre der Armee! Wer hat unsere Krieger mehr bewundert als die Bourbons? Wer hat sie edler belohnt? Es sey mir erlaubt, daran zurück zu erinnern, daß ich in einer Schrift, welcher Sie Ihre königliche Sanction zu ertheilen geruhet haben, von den Grundsätzen und Triumphen unserer Armee mit einer Gerechtigkeit geredet habe, welche die Dankbarkeit des Soldaten anzuregen schien *). Muß ich diese Lobrede bereuen? Nein, Sire.

---

*) „Hörte man auf, gerecht zu seyn gegen unseren Ruhm, so würde man uns dadurch berechtigen, uns seiner zu erinnern. Die Römer sagten: Liebe des Vaterlandes; wir hingegen sagen: Ehre des Vaterlandes. Die Ehre ist ganz für uns. Wehe dem, der uns in dieser Ehre verwunden wollte, in welche ein Franzos sein ganzes Leben setzt! Aber dem Himmel sey es gedankt, niemand macht uns streitig, was uns so rechtmäßig angehört. Wer verkennt demnach den Heroismus unserer Armee? Etwa die Ausgewanderten, die man in fremden Ländern beschuldigt hat, sie seyen stolz auf die Siege, welche ihnen den Weg ins Vaterland versperreten? Wer kennt nicht die Bewunderung des Königs und unserer Prinzen für unsere Soldaten? Die französische Armee ist ganz die Ehre Frankreichs. Hätten ihre Siege nicht unsere Verbrechen in Vergessenheit gestellt, wie tief würden wir bis jetzt gesunken seyn! Sie entriß uns der Verachtung der Nationen, indem sie uns mit ihren Lorbeern bedeckte; auf jeden Aufschrei des Unwillens von Europa antwortete sie mit einem Triumphgeschrei. Unsere Lager waren ein Tempel des Ruhms, ein Asyl gegen die Verfolgung; dahin flohen alle die Franzosen, die sich den Gewaltthätigkeiten der Proconsuln entziehen wollten. Unsere Soldaten haben nie unsere Wuthanfälle getheilt. In

Die Untreue einiger Anführer und die Schwäche eines Augenblicks kann so viel Ruhm nicht auslöschen. Die Rechte der Ehre verjähren nicht, trotz den Verirrungen, welche ihren Glanz verdunkeln können.

Zuletzt, Sire, kommt die große Beschuldigung des Despotismus. Despotismus der Bourbons! Diese beiden Wörter scheinen sich gegenseitig auszuschließen. Und Buonaparte ist es, welcher Ludwig den

---

England wollte das Parliament Carl den Ersten retten, und die Armee führte ihn zum Tode; in Frankreich führte die Convention Ludwig den Sechzehnten aufs Schaffot, und die Armee nahm keinen Theil an diesem Verbrechen; sie würde es sogar verhindert haben, wäre sie mit den Feinden weniger beschäftigt gewesen. Als man ihr gebot, den Engländern und den Ausgewanderten keinen Pardon zu geben, weigerte sie sich des Gehorsams. Verfolgt, gleich dem Ueberreste Frankreichs, von Undankbaren, welche ihr Alles verdankten, war sie bisweilen ohne Sold, ohne Nahrung, ohne Kleidung; sie sah in ihrem Gefolge Commissarien, welche die Werkzeuge des Todes mit sich führten, als wenn die feindlichen Kugeln nicht genug unerschrockene Krieger fortgerafft hätten! Man sah unsere Generale auf dem Schaffot; man schlug dem Vater Moreau's den Kopf zu einer Zeit ab, wo dieser General die Gränzen Frankreichs erweiterte. Pichegrü war es, in Gemeinschaft mit anderen berühmten Generalen, der zuerst den Gedanken faßte, durch Zurückberufung des Königs unser Land glücklich zu machen. Ehre also dieser so braven, so gefühlvollen, so von der Ehre gerührten Armee, die, ihren Fahnen immer treu, und die Thorheiten eines Barbaren vergessend, noch Kraft genug fühlte, selbst nach dem Rückzuge von Moskau die Schlacht von Lützen zu gewinnen; die, von dem Gewichte Europa's getrieben, aber nicht erdrückt, sich brüllend in das Herz von Frankreich zurückzog, den Boden des Vaterlandes Fuß für Fuß vertheidigte und sich zu neuen Kämpfen anschickte, als sie, in der Mitte zwischen einen Chef, der nicht sterben wollte, und einen König, welcher alle Wunden zu heilen versprach, sich, noch ganz blutig, in die Arme von Heinrichs des Vierten Enkel stürzte."

Politische Betrachtungen rc. Seite 33.

Achtzehnten des Despotismus anklagt! Wahrlich er muß sehr stark auf die Einfalt oder die Verkehrtheit des Menschen rechnen, um so grobe Verleumdungen zu wagen! Die keckſten Lügen kosten einen Usurpator nichts; er erröthet nicht, in die handgreiflichsten Widersprüche zu gerathen; denn in dem Augenblick, wo er die königliche Regierung, als heftig und tyrannisch darstellt, beschuldigt er sie der Unfähigkeit und Schwäche. Tyrannisch also wäre eine Regierung, welche eine Verletzung der Gesetze in einem so hohen Grade fürchtet, daß sie sich lieber den größten Gefahren aussetzt, als zur Willkür ihre Zuflucht nimmt, um Verschwörer zu zügeln? Tyrannisch wäre die Regierung, welche, mit dem Gesetze der Zensur bewaffnet, die aufrührerischsten Schriften gegen sich erscheinen läßt? Hat man unter Ludwigs des Achtzehnten Regierung, wie unter der von Buonaparte, mehr als 700 Personen in den Staatsgefängnissen zurückbleiben gesehen, nachdem sie von den Tribunälen losgesprochen waren? Hat der König die Entscheidungen der Geschwornen kassirt? Ist der General Excelmann verhaftet worden, nachdem ein Richterspruch seine Unschuld erklärt hatte? Würden die Generale Erlon und Lallemant noch leben, wenn sie unter Buonaparte'n gethan hätten, was sie unter dem Könige gewagt haben? Wie, Sire, Sie haben nicht bloß alle Fehltritte, sondern auch alle Verbrechen verziehen; nach so vielen Leiden, nach so vielen bitteren Zurückerinnerungen, so vielen Ursachen zur Rache, hat ein allgemeines Vergessen Alles ausgelöscht; Sie haben in Ihrem Pallast eben so gut Die aufgenommen, die Ihnen gedient hatten, als Die,

von

von welchen Sie beleidigt waren; keinen Unterschied haben Sie gemacht zwischen dem unschuldigen und dem reuigen Sohne; ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Einfachheit nach, haben Sie die rührende Parabel von dem verlornen Sohne verwirklicht: und man wagt von der Tyrannei der Bourbons zu reden!

O, Sire, als, am Tage vor Ihrer Abreise, das unter Ihren Fenstern versammelte Volk, bald durch sein ernstes Schweigen, bald durch die unzweideutigsten Ausdrücke seiner Liebe zu erkennen gab, wie sehr es seinen Vater ehrt; als die Landleute von Artois und Flandern Ihnen folgten mit ihren Segenswünschen: da war es wahrlich nicht der Tyrann, den man beweinte. Es stehe auf der Sohn, den Sie seines Vaters beraubten, der Bürger, dem Sie sein Eigenthum nahmen, um Sie anzuklagen! Kann Buonaparte Frankreich mit eben so gutem Gewissen auffordern?

Doch, Sire, Ihre Minister meinten es nicht ehrlich; sie wollten die Charta zerstören. Die neue Regierung Frankreichs hat, um die königliche Regierung anzugreifen, die gehässigsten Mittel angewendet; hat alle Papiere, welche uns verklagen konnten, sorgfältig durchsuchen lassen. In einem geheimen Wandschrank des einen von Ihren Ministern hat man Briefe gefunden, welche wichtige Geheimnisse enthüllen konnten. Nun wohl, was haben sie dem Publikum verrathen, diese vertrauensvoll geschriebenen, unbekannten, versteckt gehaltenen Briefe, die man so ungeschickt gewesen ist, öffentlich bekannt zu machen? Denn auch die Leidenschaft begeht ihre Fehler, und die bösesten Menschen sind nicht

immer die klügsten. Sie haben gezeigt, daß Ihre Minister, über Einzelnheiten verschiedener Meinung, im Wesentlichen vollkommen übereinstimmten; daß sie glaubten, man könne in Frankreich nur durch die Charta und mit derselben regieren; daß, da die Franzosen einmal die Freiheit liebten und wollten, man sich nach den Sitten und den Meinungen des Jahrhunderts bequemen müsse. Besäßen wir die geheimen Papiere Buonaparte's, so ist sehr wahrscheinlich, daß wir darin Offenbarungen von einer ganz anderen Art antreffen würden.

Ja, Sire, und hier ist der Ort, die feierlichste Protestation einzulegen: alle Ihre Minister, alle Mitglieder Ihres Staatsraths, sind unverletzlich den Grundsätzen einer weisen Freiheit zugethan. An Ihrer Seite schöpften sie diese Liebe für das Gesetz, die Ordnung, die Gerechtigkeit, ohne welche es kein Glück für Völker giebt. Sire, es sey uns erlaubt, Ihnen zu sagen — mit der tiefen und grenzenlosen Achtung, die wir für Ihre Krone und für Ihre Tugenden hegen, zu sagen: wir sind bereit, für Sie den letzten Tropfen Bluts zu vergießen, Ihnen bis ans Ende der Erde zu folgen, mit Ihnen alle die Prüfungen, welche der Allmächtige über Sie verhängen mag, zu theilen, weil wir festiglich und vor Gott glauben, daß Sie die dem Volke gegebene Constitution aufrecht erhalten werden, und daß der aufrichtigste Wunsch Ihres königlichen Herzens die Freiheit der Franzosen ist. Wäre dem anders gewesen, Sire, so würden wir in der Vertheidigung Ihrer geheiligten Person zu Ihren Füßen gestorben seyn, weil Sie unser Herr und Meister, der König unserer Vorfahren, unser recht-

mäßiger Souverain sind: aber, Sire, wir würden alsdann nur Ihre Soldaten gewesen seyn; wir würden aufgehört haben, Ihre Räthe zu seyn und Ihre Minister.

Sire, ein König, welcher eine solche Sprache vernehmen kann, ist weit davon entfernt, ein Tyrann zu seyn; und die, welchen Ihre Großmuth erlaubt, eine solche Sprache zu reden, sind keine Sklaven. Mit derselben Aufrichtigkeit, Sire, wollen wir Ihnen bekennen, daß Ihr Ministerium einige Fehlgriffe hat thun können. Wo ist die Regierung, welche, mitten in einer feindlichen Invasion, mitten im Zusammenstoß aller Interessen, mitten unter dem Geschrei aller Leidenschaften gebildet, nicht noch bei weitem größere Fehler begangen hätte? Die Regierung des Usurpators hat uns eine große Lehre gegeben; keinen Augenblick hat sie verloren, um aus den Präfekturen und von den Richterstühlen Diejenigen zu entfernen, von welchen sie glaubte, daß sie Feinde ihrer Autorität seyn, oder ihre Sache nicht begünstigen würden. Sie ist von dem Grundsatze ausgegangen, daß ein Beamter, der am Morgen in einem gewissen Sinne verwaltet hat, am Abend nicht in einem anderen Sinne verwalten könne, und daß man die Menschen niemals zwischen Schande und Pflicht in die Mitte bringen und sie zwingen müsse, die letztere zu verrathen, um die erstere zu vermeiden. Wenn das Ministerium Ewr. Majestät diesen Grundsatz nicht strenge befolgt hat: so geschah es, um sich desto gewissenhafter an den Buchstaben Ihrer Proklamationen zu halten, welche, mit unendlicher Güte, allen Franzosen die Erhaltung ihrer Aemter und Ehren verhießen. Nicht also Mangel an Auf-

richtigkeit, sondern ein Uebermaaß von Redlichkeit sollte man Ihren Ministern zum Vorwurf machen.

Buonaparte's Uebertreibungen zu vermeiden, die Handlungen der Administration, nach seinem Beispiele, nicht allzu sehr zu vervielfältigen: dies war unstreitig ein eben so weiser als nützlicher Gedanke. Indeß waren die Franzosen seit 25 Jahren an die thätigste Regierung gewöhnt, die jemals ein Volk kennen gelernt hat: die Minister schrieben unaufhörlich; von allen Seiten gingen Befehle aus; tagtäglich erwartete Jeder irgend Etwas; Schauspiel, Schauspieler und Zuschauer wechselten jeden Augenblick. Einige Personen scheinen also zu glauben, daß, nach einer so starken Bewegung, es gefährlich seyn werde, die Triebfedern allzu plötzlich abzuspannen; das heißt, sagen sie, dem Mißvergnügen Muße gestatten, den Ueberdruß nähren, unnütze Vergleichungen begünstigen; der untergeordnete Verwalter, gewohnt, sich in den allergemeinsten Dingen leiten zu lassen, weiß nicht mehr, welche Parthei er ergreifen, und was er thun soll. In einem Lande wie Frankreich, das so lange durch militairische Triumphe bezaubert worden ist, würde es vielleicht gut seyn, recht lebhaft in dem Sinne bürgerlicher und politischer Institutionen zu verwalten, sich recht auffallend mit Manufakturen, Handel, Ackerbau, Künsten und Wissenschaften zu befassen. Große Arbeiten, welche befohlen, große Belohnungen, welche versprochen würden, auffallende Auszeichnungen für die Talente, ausgestellte Preise, öffentliche Bewerbungen, würden den Sitten eine andere Richtung, den Geistern andere Gegenstände geben. Das Genie des Fürsten, vorzüglich für

das Reich der Künste gebildet, würde einen unsterblichen Glanz über dieselben verbreiten. Ueberzeugt, in ihrem Könige den besten Richter, den geschicktesten Politiker, den unterrichtetsten Staatsmann zu finden, würden die Franzosen kein Bedenken tragen, eine neue Laufbahn zu umfassen. Die Triumphe des Friedens würden die glücklichen Erfolge des Krieges in Vergessenheit stellen; sie würden nichts verloren zu haben glauben bei dem Austausch des Lorbeers gegen den Lorbeer, des Ruhms gegen den Ruhm.

Trotz aller Wachsamkeit, aller Sorgen, aller Aufmerksamkeit in jedem Augenblick, hat Ihr Ministerium nicht verhindern können, was außerhalb seiner Macht lag: Eitelkeiten haben Eitelkeiten verletzt. In Frankreich ist es sehr wesentlich, jeder Eigenliebe zu pflegen, die so gefährlich und so empfindlich ist. Befriedigt man sie nicht mit wenig Kosten, so wird sie durch eine Kleinigkeit erbittert, und aus dieser elenden Quelle können noch schreckliche Revolutionen hervorgehen. Aber Minister, welche zur Leitung menschlicher Angelegenheiten da sind, können nicht immer die Leidenschaften der Menschen in Zaum halten.

Endlich, Sire, trafen Sie Anstalt, die Institutionen, zu welchen Sie den Grund gelegt hatten, zu vollenden, indem Sie in Ihrer Weisheit den Augenblick erwarteten, welcher der Durchführung Ihrer Entwürfe günstig wäre. Sie wußten, daß man in Dingen der Politik nichts übereilen muß; Sie hatten sich einige Zeit genommen, die Sitten zu versuchen, den Gemeingeist kennen zu lernen, die Veränderungen zu studiren, welche

die Revolution und fünfundzwanzigjährige Stürme in dem National-Charakter hervorgebracht hatten. Hinlänglich unterrichtet von allen diesen Dingen, hatten Sie für das Beginnen einer erblichen Pairschaft einen Zeitpunkt bestimmt; die Minister würden Mitglieder beider Kammern geworden seyn, ganz im Geiste der Charte; es sollte ein Gesetz in Vorschlag gebracht werden, nach welchem man vor dem vierzigsten Jahre zum Mitgliede der Kammer der Abgeordneten ernannt werden konnte, und nach welchem die Bürger eine wahre politische Laufbahn gehabt haben würden. Man beschäftigte sich mit einem Strafgesetzbuch für die Vergehungen der Presse, nach dessen Annahme die Presse ganz frei geworden seyn würde; denn diese Freiheit ist unzertrennlich von jedem Repräsentativ-System. Man hatte außerdem die Ueberflüssigkeit, oder vielmehr die Gefahr, der Censuren erkannt, die, ohne das Vergehen zu verhindern, die Minister verantwortlich machten für die Unvorsichtigkeiten der Tagesblätter.

Gott hat seine unerforschlichen Wege, seine unvorhersehbaren Gerichte. Einen Augenblick hat er den Lauf der Segnungen hemmen wollen, welche Ew. Majestät für Ihre Unterthanen verbreiteten. Von den Bourbons, welche in unser verödetes Vaterland das Glück zurückgeführt hatten, bleibt in Frankreich nur die Asche Ludwigs des Sechszehnten zurück. Sie regiert, Sire, in Ihrer Abwesenheit; sie wird Ihnen den Thron eben so wiedergeben, wie Sie dieselbe dem Grabe wiedergegeben haben.

Aber unter allen Betrübnissen, wie viel Trost auch

für das Herz Ewr. Majestät! Die Liebe und das Bedauern eines ganzen Volks folgen Ihnen, begleiten Sie. Von allen Seiten steigen Gebete für Sie zum Himmel auf; Ihr augenblicklicher Rückzug ist eine öffentliche Calamität. Ich sehe um ihren König die alten Gefährten seines Unglücks, diese Veteranen der Verbannung und des Unglücks, die auf ihre Posten zurückgekehrt sind. Ich erblicke die großen Feldherrn, welche der Armee so theuer sind, der Armee, die sie nur auf den Pfaden der Ehre geführt haben, wahre Repräsentanten der französischen Tapferkeit und der militairischen Treue. Andere Marschälle, welche Ihnen nicht haben folgen können, haben sich geweigert, die Eide zu verletzen, welche sie Ihnen geschworen haben, ruhmvoller in ihrer Ruhe, als wenn sie auf dem Schlachtfelde triumphirten. Eine große Schaar von Generalen, Obersten, Offizieren und Soldaten legte die Waffen nieder, die sie nicht mehr für ihren König führen können. Die National-Garden des Königreichs, die National-Garden von Paris an ihrer Spitze, drücken durch das Schweigen ihrer unvollständigen und verlassenen Reihen ihren Schmerz aus, und rufen aus vollem Herzen zurück den Vater, den sie bewachten, den edlen Chef, den Sie ihnen gegeben hatten. Auch in den Civil-Aemtern, in der Magistratur, haben Ew. Majestät eine große Zahl treuer Unterthanen gefunden; einige haben ihre Stellen aufgegeben, andere demüthigende Gunstbezeigungen abgelehnt. Es haben sich Männer gefunden, die, weil sie sich vernachlässigt glaubten, in die Versuchung gerathen konnten, einen neuen Glücksweg einzuschlagen, und doch sind sie an ihrer

Pflicht nicht zu Verräthern geworden; und so hat in den Tagen der Prüfung die Ehre, wie die Schande, ihre Triumphe und ihre Ueberraschungen gehabt. Unter Ihren Ministern, Sire, sind einige so glücklich gewesen, Ihnen folgen zu können; andere, unter der Faust Buonaparte's zu leiden. Die allergeschicktesten Chefs Ihrer Administrationen sind Ihrem Beispiele gefolgt; je hervorstechender ihre Talente sind, desto glücklicher fühlen sie sich, sie Ewr. Majestät widmen, und sie dem Usurpator verweigern zu können. Die Geistlichkeit hat die Gewohnheit der Verfolgungen nicht eingebüßt; ihr neues Kreuz mit Freuden auf sich nehmend, versagt sie dem Gottlosen jenes rührende Gebet, welches das Heil des Königs vom Himmel fordert. Die beiden Kammern, welche mit Ewr. Majestät das heilige Unterpfand der öffentlichen Freiheit bewahrten, haben dasselbe muthig vertheidigt. Rom, in dem Jahrhunderte des Fabricius, hätte mit Stolz den Namen eines Bürgers genannt, wie der Präsident der Kammer der Abgeordneten. Seine Proklamation, seine Antwort auf die Nachricht des Herrn Herzogs von Otranto, werden, Sire, ein Denkmal Ihrer Regierung und der edlen Gesinnungen bleiben, welche Sie einzuflößen wissen.

Fügen wir hinzu, Sire, daß Ihre Familie einen neuen Ruhm an Ihre Krone bindet. Wenn Monsieur, Ihr würdiger Bruder, wenn Monseigneur, der Herzog von Berry, wenn Monseigneur, der Herzog von Orleans, in sehr bedrängten Lagen eine entwaffnete Menge nicht zusammenhalten konnten: so haben sie mitten unter Verräthereien und Meineiden den hohen Muth

und die Rechtlichkeit gezeigt, welche dem Geschlechte der Bourbons natürlich sind. Glaubt man nicht den Fürsten von Bearn (Heinrich den Vierten) zu sehen und zu hören, wenn der Herzog von Berry, aus den Thoren von Bethune dringend, sich auf einen Haufen Rebellen stürzend, sie zur Treue oder zum Kampf auffordernd, und tauben Ohren predigend, solchen, welche ihn auffordern das Beispiel zu geben, antwortet: „Wie soll man Leute schlagen, die sich nicht vertheidigen!“ Das heroische Unternehmen des Herrn Herzogs von Angouleme wird unter den hohen Waffenthaten unserer Geschichte seinen Platz einnehmen. Weisheit und Kühnheit des Plans, Kühnheit der Ausführung, alles findet man darin wieder. Bis jetzt durch das Schicksal von den Schlachtfeldern entfernt gehalten, stürzt sich der Prinz auf den Ruhm, sobald er ihn erblickt, und bemächtigt sich seiner als eines ihm zuständigen Theils vom väterlichen Erbe. Allein die Verrätherei hemmt einen französischen Prinzen an eben den Oertern, durch welche sie Buonaparte'n hatte ziehen lassen. Wie viel Unglück würde der Herzog von Angouleme unserem Vaterlande erspart haben, hätte er bis nach Lyon vordringen können! Ein rebellischer Soldat, welcher den Prinzen mitten im Feuer gesehen hatte, sagt, mit Bewunderung seiner Tapferkeit: „Nur noch eine halbe Stunde, und wir fingen an zu rufen: Es lebe der König!“

Und was soll man sagen von der Vertheidigung der Stadt Bordeaux durch Madame? Nein, es waren keine Menschen, jene Franzosen, welche ihre Waffen gegen die Tochter Ludwigs des Sechzehnten wenden konn-

ten! Wie, diese Waise des Tempels, sie, der wir nicht genug Sühnopfer von Liebe und Achtung darbringen können — sie, sie wird durch Kanonenschläge von dem väterlichen Boden vertrieben! Großer Gott! wozu? Um den Mörder des Herzogs von Enghien, den Tyrannen Frankreichs, den Verwüster Europa's an ihre Stelle zu bringen! Kugeln haben um eine Frau gepfiffen, um die Tochter Ludwigs des Sechzehnten! Kehrt sie nach Frankreich zurück, so wird man die Dekrete gegen die Bourbons auf sie anwenden, d. h. man wird sie auf das Schaffot ihres Vaters und ihrer Mutter schleppen. Wie sie sich in der ersten Jugendblüthe mitten unter Mördern und Scharfrichtern zeigte, so erschien sie mitten unter den neuen Gefahren. Eine Tochter Frankreichs, Erbin Heinrichs des Vierten und Maria Theresia's, aufgewachsen unter Jammer und Thränen, geprüft durch den Kerker, durch Verfolgungen und Gefahren — wie viel Gründe, das Leben zu verachten! Giebt es aber einen stärkeren Beweis von der Verworfenheit der Buonapartischen Herrschaft, als den, daß man die Frau Herzogin von Angouleme hat verunglimpfen lassen? Sie darstellen, wie sie den Soldaten die Hände küsset, um sie zur Treue zu bewegen; sie eine Wüthende nennen, in dem Augenblick, wo ihre Tugenden, ihr Unglück und ihr Muth die Bewunderung der Erde gebieten: das heißt doch wohl, sich der Verachtung wie der Verwünschung des menschlichen Geschlechts Preis geben!

§. 4.

Geist der Regierung.

Sire, die Reiche stellen sich eben so sehr durch die

Zurückerinnerung an die Vergangenheit, wie durch das Zusammentreffen der gegenwärtigen Dinge wieder her. Die Erinnerungen, welche Ew. Majestät und Ihre erhabene Familie in Frankreich zurückgelassen haben, bereiten Ursachen, welche Buonaparte's Sturz unfehlbar machen. Ich rede nicht von dem Kriege mit dem Auslande; er allein würde hinreichen, ihn zu stürzen. Ich rede vielmehr von den Todesprincipien, welche in seiner Regierung selbst enthalten sind. Mit einer Untersuchung über die Natur und den Geist seiner Regierung, werde ich diesen Bericht beendigen.

Kaum, Sire, hatte Ihr augenblicklicher Rückzug die Herrschaft der Gesetze beendigt, als Ihr Königreich sich von einer scheußlichen Allianz zwischen Despotismus und Volksherrschaft bedroht sah. Eine Freiheit von ganz neuem Gepräge verhieß man Ihren Unterthanen. Auf dem Maifelde sollte sie zum Vorschein treten, die rothe Mütze und den Turban auf ihrem Haupte, den Mameluken-Säbel und das Beil der Revolution in der Hand, umgeben von den Tausenden, welche auf Schaffoten, in den heißen Gefilden Spaniens und in den eisigen Ebenen Rußlands aufgeopfert wurden; der blutige Leichnam des Herzogs von Enghien sollte der Fußschemel ihres Throns, das Haupt Ludwigs des Sechzehnten ihre Fahne werden.

Denn Buonaparte hat nach seiner Zurückkunft in Frankreich sehr wohl gefühlt, daß er, im ersten Augenblick, nicht nach eben den Grundsätzen herrschen könnte, welche zur Beschleunigung seines Sturzes beigetragen hatten. Die Regierung des Königs hat eine so große

Freiheit verbreitet, daß man, ohne die Geister zu empören, sich nicht sogleich in die Willkühr stürzen durfte. Obgleich entfernt und abwesend, zwang der König den Tyrannen, der Rechte des Volks zu schonen. Schöne Huldigung, der Rechtmäßigkeit dargebracht! Auf der anderen Seite war der Mann, den man zu den Füßen jener fremden Commissarien, die ihn wie einen Uebelthäter nach der Insel Elba geführt hatten, zittern gesehen, in den Augen der Nation nicht mehr der Sieger von Marengo und Austerlitz; er konnte nicht mehr im Namen des Sieges gebieten. In seiner Neigung zu neuer Ausschweifung durch eine neue Richtung der öffentlichen Meinung beschränkt, fand er vor sich Männer, welche aufgelegt waren, ihm die Gewalt streitig zu machen.

Diese Männer waren zunächst die, welche man aufrichtige Republikaner nennen kann. Von den Ketten des Despotismus und den Gesetzen der Monarchie befreit, wünschten sie jene republikanische Unabhängigkeit in Frankreich zu erhalten, welche in diesem Reiche unmöglich, aber bei dem allen wenigstens ein edler Irrthum ist. Dann traten jene Wüthenden hervor, welche die alte Faction der Jacobiner ausmachten. Gedemüthigt durch den Gedanken, daß sie bisher im Reiche nur die Polizei-Spione eines Despoten gewesen waren, waren sie entschlossen, für ihre eigene Rechnung die Freiheit der Verbrechen zurück zu nehmen, deren Genuß sie, funfzehn Jahre hindurch, einem Tyrannen hatten überlassen müssen.

Doch weder die Republikaner, noch die Revolutionaire, noch die Satelliten Buonaparte's waren

stark genug, um ihre Macht abgesondert festzustellen, oder sich einer den anderen zu unterjochen. Von außen von einer furchtbaren Invasion bedroht, im Innern von der öffentlichen Meinung verfolgt, begriffen sie, daß sie verloren seyn würden, wenn sie sich trennten. Der Gefahr zu entrinnen, schoben sie ihren Streit in die Länge. Die einen brachten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihre Systeme und Chimären, die andern ihr Contingent an Schrecken, Tyrannei und Verkehrtheit. Unstreitig gingen sie bei diesem furchtbaren Vertrage nicht ganz ehrlich zu Werke: jeder nahm sich im Stillen vor, ihn zu seinem Vortheile zu wenden, sobald die Gefahr vorüber seyn würde; jeder suchte sich des Sieges schon zum Voraus zu versichern.

In den ersten Tagen schienen die Unabhängigen die Stärksten zu seyn, und Buonaparte gewann das Ansehn eines Unterjochten. Er hatte sich genöthigt gesehen, Personen, die er in seinem Herzen verabscheute, zu den ersten Staatsämtern zu berufen; und schwer fällt es seinem Stolze, Denen zu gehorchen, die er verdammt hatte, ihm zu dienen, oder zu schweigen. Zu Anfang seines Consulats war er auf gleiche Weise genöthigt, Gefühle zu heucheln, die nicht in ihm waren; allein er untergrub in Kurzem die Fundamente des Gebäudes, das er aufgeführt hatte, und so wie seine Kräfte wuchsen, machte er sich von gewissen Grundsätzen und gewissen Menschen los. Das Tribunat wurde erst gereinigt, dann zerstört. Er behielt nur zwei politische Körperschaften, welche von dem Schrecken unterjocht waren; die eine, um ihm das Gold, die andere um ihm das Blut von Frankreich aus-

zuliefern. Dieselbe Bahn beschreibt er jetzt. Er umarmt die Freiheit nur, um sie zu erdrücken. Die Versammlung des Maifeldes ist seine große Maschine. Mit Hülfe eines neuen Schauspiels und künstlich vorbereiteter Auftritte, die er geschickt zu spielen weiß, hofft er, mitten unter dem Geschrei der Soldaten, einen neuen Aufstand in Masse zu erhalten, oder, was auf Dasselbe hinaus läuft, den Marsch der sämmtlichen National-Garden von Frankreich dekretiren zu lassen. Was er vor allen Dingen will und wünscht, sind die Mittel des Sieges. Hat er diesen erhalten, so wird er die Larve abwerfen, der von ihm beschwornen Constitution spotten, und zugleich seinen Charakter und seine Herrschaft wieder annehmen. Jetzt, vor dem glücklichen Erfolge, sind die Mamelucken Jacobiner; morgen, nach dem glücklichen Erfolge, werden die Jacobiner Mamelucken werden. Sparta für den Augenblick der Gefahr, Constantinopel für den des Triumphs.

Es ist nicht zu glauben, daß die gewandten Männer, von welchen Buonaparte umgeben ist, seinen Gedanken nicht errathen sollten. Aber, wie ihm zuvorkommen? Von der einen Seite wollen sie keinen Tyrannen zum Herrn; von der andern bedürfen sie eines solchen zum General. Sie fürchten seine Triumphe, und seine Triumphe sind ihnen nothwendig; denn sie müssen sich gegen Europa vertheidigen, und Buonaparte ist der Einzige, der dies vermag. In einer so verzweiflungsvollen Lage mit ihm durch die Kraft der Begebenheiten vereinigt und verbündet, hatten sie den Gedanken gefaßt, ihn dergestalt zu fesseln, daß er außer Stande wäre, ihnen

zu schaden, wenn der Krieg ihm seine Macht zurückgegeben haben würde. Sie fielen also in denselben Irrthum zurück, in welchen sie zu Anfang des Consulats schon einmal gefallen waren: sie glaubten Buonaparte'n durch das Uebergewicht einer Republik zu beherrschen, wiewohl sie durch die Erfahrung eines Besseren belehrt seyn mußten. Voll von diesem Gedanken, ließen sie einige Verfechter revolutionaire Maaßregeln beschleunigen. Man hörte den Marseiller Schlachtgesang. Ein zu Paris errichteter Klubb correspondirte, und correspondirt noch jetzt mit anderen Klubbs in den Provinzen. Man kündigte die Auferstehung des Journals der Patrioten an. Doch man vergaß, daß das Volk müde war; daß gegenwärtig alles eben so sehr nach Ruhe strebt, wie 1793 nach Bewegung. Da die revolutionairen Deklamationen, Formen, Zeichen, die man so gern wieder hervorbringen möchte, aufgehört haben, der Ausdruck einer wirklichen Meinung zu seyn: so sind sie nur die empörende Parodie eines schrecklichen Trauerspiels. Und welches Vertrauen konnten gegenwärtig die Männer von 1793 einflößen! Weiß man etwa nicht, was sie unter Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten verstehen? Sind sie sittlicher, aufrichtiger, weiser nach ihren Verbrechen, als vor denselben? Sind sie dadurch aller Tugenden fähig geworden, daß sie sich mit allen Greuelthaten befleckt haben? Man legt das Verbrechen nicht eben so leicht ab, wie man eine Krone ablegt; und die Stirne, welche jenes abscheuliche Diadem umgab, behielt davon unauslöschliche Kennzeichen.

Bei dem allen, Sire, hielten solche ernste Betrach-

tungen die Partheien in Frankreich nicht auf. Für sie kam es nicht sowohl darauf an, zu wissen, was in der Zukunft möglich sey, als den Forderungen des Augenblicks zu gehorchen. Es wiegten sich also noch immer einige Menschen mit dem Entwurfe einer republikanischen Constitution. Beinahe scheint es, als hätte man Buonaparten von dem hohen Range eines Kaisers zu dem bescheidenen Stande eines Generalissimus oder Präsidenten der Republik herabziehen wollen. Gerechte Strafe für seinen Stolz! Er sollte Elba mit allen seinen Entwürfen des Ehrgeizes, der Größe und der Dynastie nur verlassen haben, um seinen Purpur, seine Ruthenbündel, seine Adler, seine Siege vor unverschämten Bürgern herabzuwürdigen? Die rothe Mütze lehrte Buonaparte'n Kronen tragen; kündigt die rothe Mütze, womit man gegenwärtig seine Brustbilder schmückt, neue Diademe an? Nein. Das ist ein Leben, welches sich endigt; ein Zirkel, welcher sich schließt. Man fängt sein Glück nicht von vorn an.

Die Republikaner versprachen sich den Sieg; alles schien ihre Entwürfe zu begünstigen. Man sprach davon, den Prinzen von Canino im Ministerium des Innern anzustellen, den General-Lieutenant Grafen Carnot im Ministerium des Krieges, den Grafen Merlin in dem der Justizpflege. Scheinbar matt, widersetzte sich Buonaparte nicht revolutionairen Bewegungen, welche zuletzt seine Armee verstärkten. Er ließ sich sogar in Flugblättern angreifen; ihn duzend, predigte man ihm die Freiheit und Gleichheit, und er vernahm alle Zurechtweisungen mit einer eben so zerknirschten als gelehrigen Miene.

Plötz-

Plötzlich aber entschlüpft er allen den Banden, womit man ihn zu umwickeln gedachte, stürzt alle republikanische Schranken über den Haufen, und proklamirt aus eigener Autorität — nicht eine Constitution, wohl aber eine Zusatz-Akte für die Constitutionen des Reichs. Die Bürger werden aufgefordert, ihre Stimmen in Betreff dieser Akte in den Registern niederzulegen, welche in den Secretariaten der verschiedenen Verwaltungen eröffnet sind; und die ganze Arbeit des Maifeldes beschränkt sich auf die Erörterung einer Stimmenabgabe.

Durch diese Bekanntmachung gewinnt Buonaparte zwei wesentliche Punkte. Erstlich: vorausgesetzt, daß in dem, was er seine Constitutionen nennt, nichts zerstört ist, betrachtet er das Reich als bestehend, und vermeidet dadurch alle Contestationen über seinen Titel und seine Wiedererwählung. Dann stellt er sich außer dem Bereich des Maifeldes, weil er die Zusatz-Akte der Annahme der Wähler entzieht, und ihnen, durch die That, jede politische Erörterung untersagt. Also, dieselbe Versammlung, welcher man vielleicht das Recht bewilligen wird, über den Tod von zwei Millionen Franzosen zu verfügen, wird nicht das Recht haben, ihre Freiheit zu dekretiren.

Uebrigens, Sire, ist die neue Constitution Buonaparte's noch eine Huldigung Ihrer Weisheit; denn es ist, mit geringen Abänderungen, die constitutionelle Charte. Buonaparte hat mit seinem gewohnten Muthwillen nur den Verbesserungen und Vollendungen vorgegriffen, welche Ihre Klugheit aufschob. Welche Einfalt übrigens, zu glauben, daß, wenn er von Europa nichts zu befürch-

ten hätte, er alles respektiren würde, was er in seiner Zusatz-Akte verspricht; nämlich schreiben zu lassen, was man Lust hat, nicht zu verbannen, nicht erschießen zu lassen! Es würde mit der Kammer der Pairs und mit der der Abgeordneten nicht besser gehen, wie mit dem Tribunat, dem Senat und dem gesetzgebenden Corps.

In der Einleitung zu der Zusatz-Akte sehen wir, Sire, daß Buonaparte, beschäftigt mit der Idee einer großen europäischen Conföderation (d. h. mit der Eroberung der benachbarten Staaten), die Freiheit Frankreichs aufgeschoben hatte. Die Folge davon ist das geringe Unglück gewesen, daß vier bis fünf Millionen Franzosen, welche für das föderative System gestorben sind, die Freiheit nicht genießen konnten, welche Buonaparte den gegenwärtigen Geschlechtern auffparte. Was werden jetzt aber die sagen, welche es übel nahmen, daß Ew. Majestät sich König von Gottes Gnaden nannten, daß Sie sich den Gesetzesvorschlag vorbehielten, daß Sie sich den Zeitraum eines Jahres ausbedungen zur Reinigung der Tribunäle und zur Ernennung der Richter auf Lebenszeit? Die Zusatz-Akte behält diese Verfügungen bei. Was werden die sagen, welche den König darüber tadelten, daß er die Charta aus eigener Machtvollkommenheit gab, anstatt sie von dem Volke anzunehmen? Buonaparte ahmt diesem Beispiel nach. Doch er unterwirft seine Constitution der Annahme des Volks. Wem unterwirft er sie? Bürgern, welche sich in das Register irgend einer Municipalität werden eintragen lassen. Wenn die Stimmen wenig zahlreich sind, wenn sie der Zusatz-Akte entgegen laufen, wird man

Rückſicht nehmen auf dieſe Oppoſitionen? Wer wird die Unterſchriften bewahrheiten? Wird man in die Rollen nicht eintragen ſo viel es beliebt? Wer wird ſich dagegen auflehnen? Wie wird ſich die Verſammlung des Maifeldes der Treue und Gewiſſenhaftigkeit der Maires, der Unter-Präfekten, der Präfekten verſichern, welche den Auftrag haben, die Stimmen zu ſammeln, vorzüglich, wenn außerordentliche Commiſſarien die Adminiſtrationen von einem Ende Frankreichs bis zum andern werden erneuert haben? Wenn irgend etwas der Zuſtimmung des Volks gleichen könnte, würde es nicht die der Wahlkollegien auf dem Maifelde ſeyn? Und warum verbietet man den Wählern jede Unterſuchung? — Doch warum verliere ich mich in Fragen dieſer Art, die alle gleich unnütz ſind? Ich ſpreche, als wäre die Rede von einem regelmäßigen Verfahren, von Schaam, von Ehrlichkeit; und die Annahme der Zuſatz-Akte iſt durch ein Dekret beſtimmt, und ihre Promulgation iſt zum Voraus befohlen!

In der Zuſatz-Akte finde ich nichts über die Abſchaffung der Confiscation der Güter. So ſehe ich auch, daß das Eigenthum nicht mehr eine nothwendige Bedingung iſt, um zum Mitgliede der Repräſentanten und Kammer gewählt zu werden; daß die Armee berufen iſt, ihre Stimme zu geben; daß die alten Conſtitutionen, die Senatus-Conſulte, nicht zurückgenommen ſind, und in der Rüſtkammer der Tyrannei zu verſteckten Waffen werden. Hier iſt Buonaparte, wie er leibt und lebt; er behält ſich die Confiscation der Güter vor, vertraut den Nicht-Eigenthümern die Vertheidigung des Eigenthums, legt

den Grund zu einer Soldaten-Regierung, und verbirgt seine Pläne in dem Chaos seiner Gesetze. Können die, welche liberale Ideen mit Aufrichtigkeit lieben, so ungeheure Dinge ertragen? Ist dies alles nicht ein Gemengsel von Verlachung und Unverschämtheit? Heißt das nicht, zu einer und derselben Zeit einen Grundsatz anerkennen und verletzen? die Volks-Souverainetät zulassen und ihrer spotten? Heißt das nicht dieselbe Hinterlist, dieselbe Treulosigkeit, dieselbe Charakterherrschaft zeigen?

Darf ich es wagen, zu dem Könige von dem letzten Artikel der Constitutions-Urkunde zu reden? Vermöge dieses Artikels überträgt das französische Volk dem Usurpator alle seine Rechte, ausgenommen das Recht, die Bourbons zurückzurufen. Also, wenn Buonaparte auch Ewr. Majestät die Wege nach Frankreich bahnen wollte, so könnte er es nicht mehr; und wenn, auf der anderen Seite, das Volk Ihnen Ihre Krone zurückgeben wollte, so würde ihm dies dadurch unmöglich werden, weil Buonaparte, in Kraft der Kaiserlichen Institutionen, allein das Recht hat, das Volk zu versammlen. Hätte man die Gesinnungen Frankreichs jemals bezweifeln können: so würde dieser letzte Artikel sie offenbaren. Ein böses Gewissen verräth sich; ein Uebermaaß von Vorsicht verkündigt ein Uebermaaß von Furcht. Dem französischen Volke verbieten, seinen König zurück zu rufen, heißt zeigen, daß es ihn zurückrufen will.

Bei dem allen hat Buonaparte sich in seinen eigenen Künsten verwickelt und gefangen. Die Zusatz-Akte wird verderblich für ihn werden. Denn wird sie beobachtet, so enthält sie Freiheitsstoff genug, um einen Tyran-

nen zu stürzen; wird sie nicht beobachtet, so wird der Tyrann dadurch nur um so verhaßter. Auf der anderen Seite verliert Buonaparte durch eben diese Akte zugleich die Gunst der Republikaner und die revolutionaire Macht der Jakobiner. Die Demagogen wollen weder Pairschaft, noch zwei Kammern; denn sie wollen vor allen Dingen die vollkommene Gleichheit, und ziehen deshalb allen Institutionen Buonaparte's den alten Despotismus vor, der alles gleich machte. Und zuletzt — da die Zusatz-Akte im Grunde nichts weiter ist, als die Charta, was werden die Franzosen durch die Rückkehr des Usurpators gewonnen haben? Wollen sie aufs Neue einen grausamen Krieg aushalten, ihr Vaterland einer zweiten Invasion aussetzen, um zu erhalten, was sie unter ihrem Könige hatten, Friede, Ansehn und Glück? Befinden sie sich nicht in derselben Lage wie die Verbündeten, in Beziehung auf den Traktat von Paris? Diese sagen zu Buonaparte'n: „Wir wollen den Traktat von Paris, aber wir wollen ihn nicht mit Dir, weil ein Anderer als Du alle Bedingungen desselben erfüllen wird, Du hingegen keine einzige." Die Franzosen werden zu Buonaparten sagen: „Wir wollen die konstitutionelle Charta; allein wir wollen sie nur mit dem Könige, weil er allein ihr getreu bleiben wird, Du hingegen sie verletzen mußt." Welche Parthei Buonaparte also auch ergreifen möge — als Tyrann, als Jakobiner, als Constitutionel — so findet man immer, daß seine Triumphe Niederlagen sind, und daß sein Despotismus, seine Gewaltthaten, seine Ränke, an Ewr. Majestät rechtmäßiger Autorität, standhafter Mäßigung und vollkommner Aufrichtigkeit scheitern.

Nur in dem Könige ist Rettung. Europa kennt seine Treue, seine Gesetzlichkeit, seine Weisheit; nur in seinem Throne und in seinem Worte kann es Garantie finden. Sire, Sie sind der natürliche Erbe aller usurpirten Gewalten Ihres Königreichs. Alle Revolutionen in Frankreich werden für Sie geschehen. Ganz unabhängig von Ihren Rechten, haben Ew. Majestät einen unermeßlichen Vortheil über Ihre Feinde: Ihre Regierung ist die einzige, welche seit 25 Jahren allen vernünftig geschienen hat; die einzige, die, indem sie die Grundsätze jener weisen Freiheit heiligt, alles das gewährt hat, was die Revolution so oft versprochen hatte, und noch jetzt verspricht. Sire, man hat anerkannt durch den Versuch, den man mit Ihren Tugenden angestellt hat, daß Sie der einzige Fürst sind, der sich für Frankreich paßt, daß die eingeführte Ordnung der Dinge bestehen konnte. Wenige Jahre würden ausgereicht haben, dieselbe zur Vollkommenheit zu erheben; alle Keime von Dauer trug sie in sich. Nur augenblicklich ist sie gehemmt worden, und nur durch das einzige Ereigniß, das ihren Lauf unterbrechen konnte.

Doch schon jetzt bereitet sich alles für die Wiederherstellung des Thrones vor. Frankreich beginnt von seinem ersten Erstaunen zurück zu kommen. Die Täuschungen verschwinden; die Wahrheit bricht von allen Seiten durch. Mit Entsetzen befindet man sich unter der Herrschaft des Schreckens und des Krieges. Jeder fragt sich, ob, nach so vielen Jahren von Leiden, Blutvergießen und Hinrichtungen, die Revolution von Neuem beginnen soll? Zum zweitenmale fühlen sich die Franzo-

sen mitten in Europa vereinzelt, von der Welt geschieden, als Menschen welche mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind. Die Thore ihres schönen Landes, von dem Könige einer Menge von Fremden geöffnet, schließen sich plötzlich wieder. Europa schweigt; und in diesem schrecklichen Schweigen vernimmt man nur den Wiederhall der Tritte von einer Million Feinde, die sich von allen Seiten den Gränzen Frankreichs nähern. Die bestürzten Bürger wenden ihre Blicke nach dem Könige; sie rufen ihn zurück, und sein Schweigen, im Verein mit dem der christlichen Welt, scheint eine fürchterliche Katastrophe anzukündigen. Die Soldaten selbst erstaunen; sie fragen: „Was ist aus der Tochter der Cäsarn geworden? Wie steht es um die Beute, die man uns verheißen hat?" Ein großer Theil verläßt das Heer, Offiziere ziehen sich zurück, die Garde selbst ist niedergeschlagen und muthlos; die Finanzen erschöpfen sich, die 70 Millionen, welche in dem Staatsschatze zurückgeblieben waren, sind bereits verschleudert; mehrere Departements weigern sich, die Steuern zu bezahlen und Menschen zu liefern; die Provinzen des Westen und Süden sind nicht völlig unterworfen, und erwarten nur ein neues Zeichen, um die Waffen wieder aufzunehmen. Kurz, Buonaparte's Schwäche wächst in eben dem Maaße, worin sich die Stärke des Königs vermehrt.

Eine Vergleichung dessen, was Frankreich vor einem Monate war, mit dem, was es jetzt ist, schreckt alle Geister, und führt auf dem Wege des Schmerzes den Gedanken auf die Güter zurück, die man verloren hat.

Den 28 Februar war Frankreich in Frieden mit der ganzen Erde; sein Handel nahm sich auf; seine Kolonieen stellten sich wieder her; seine Schulden wurden bezahlt; seine Wunden schlossen sich; es erhielt in der politischen Wage von Europa seine Präponderanz, seine nützliche Autorität zurück. Niemals hatte es bessere Gesetze gehabt, niemals hatte es eines höheren Maaßes von Freiheit genossen. Glücklich, glänzend, verjüngt trat es aus seinen Trümmern, seinen Gräbern hervor. Nur zehn Monate einer erfüllten Wiederherstellung brauchte Ludwig der Achtzehnte, um, mitten unter Hindernissen aller Art, diese Wunder zu bewirken.

Den 1 März ist Frankreich in Krieg mit der ganzen Welt. Von neuem wird es der Gegenstand des Hasses und der Furcht für ganz Europa. In seinem Schooße entstehen die Factionen wieder, die es zerrissen haben. Seine Kinder werden von neuem auf die Schlachtbank geführt; seine Gesetze sind aufgehoben, sein Besitzstand ist ungewiß gemacht. Gekrümmt unter einem doppelten Despotismus, behält es von seiner Restauration nur das Bedauern, von seiner Freiheit nur den leeren Schatten. Und dies sind die anderen Wunder, welche Buonaparte in einem Augenblick bewirkt hat. Vier und zwanzig Stunden trennen so viel Glück und so viel Leiden.

Doch, Sire, Sie werden wieder erscheinen, und das Glück wird in dies theure Vaterland mit Ihnen wieder einkehren. Schauen werden Ihre Unterthanen den Abgrund, in welchen einige Factionisten sie gestürzt haben; und sie werden daraus hervorgehen und zu Ih-

nen fliehen, einige, um den Lohn ihrer Treue zu erhalten, andere, um Ihr Erbarmen anzuflehen, dessen Reichthum sie nicht haben erschöpfen können. Ja, Sire, Unschuldige und Schuldige werden ihr Heil finden, indem sie sich in Ihre Arme, oder zu Ihren Füßen werfen.

Aber, Sire, indem ich mich bemühe, vor den Augen Ewr. Majestät das Gemälde von dem Innern Frankreichs aufzustellen, ist es nicht mehr dasselbe; und morgen wird es noch mehr verändert seyn. Mit welcher reißenden Schnelligkeit ich auch zeichnen möge: so würde es mir doch unmöglich seyn, den krampfhaften Bewegungen eines Mannes, der theils von seinen eigenen Leidenschaften, theils von denen, die er thörichter Weise aufgeregt hat, getrieben wird, zu folgen. Ich sagte Ewr. Majestät, Buonaparte habe einen Sieg über die republikanische Parthei davon getragen; und diese Parthei hat ihn aufs Neue besiegt. Die Bekanntmachung der Zusatz-Akte hat ihm, wie wir es vorhergesehen hatten, den Ueberrest seiner Mitschuldigen entzogen. Von allen Seiten angegriffen, weicht er zurück; er nimmt seinen außerordentlichen Commissarien die Ernennung der Mairen, und giebt diese dem Volke zurück. Aufgeschreckt durch die Menge der verneinenden Stimmen, entsagt er der Diktatur, und beruft die Kammer der Repräsentanten, in Kraft eben der Zusatz-Akte, welche noch nicht angenommen ist. Von Klippe zu Klippe springend, dreht und wendet er sich auf tausendfache Weise, um seinen Verbindlichkeiten zu entrinnen, und eine Macht zu haschen, die ihm entschlüpfen will; kaum der einen Gefahr ent-

ronnen, stößt er auf eine zweite. Dieser Souverain eines Tages — wird er es wagen, eine erbliche Pairschaft zu errichten? Wie wird er die beiden Kammern führen, die er zu vereinigen gezwungen ist? Werden sie seinen Befehlen leidenden Gehorsam beweisen? Werden sie ihre Stimmen nicht erheben? Werden sie nicht das Vaterland zu retten suchen? Welches werden die Beziehungen dieser Kammern zu der Versammlung des Mayfeldes seyn, die keinen wahren Zweck mehr hat, weil die Zusatz-Akte in Vollziehung gebracht ist, ehe die Stimmen gezählt sind? Wird diese Versammlung des Mayfeldes, bestehend aus 30,000 Wählern, sich nicht für die wahre National-Repräsentation halten, der Autorität nach erhaben über die Kammer der Repräsentanten, die sie selbst gewählt haben wird? Es ist der menschlichen Einsicht unmöglich, vorherzusehen, was aus einem solchen Chaos hervorgehen wird. Diese plötzlichen Veränderungen, diese seltsame Verwirrung aller Dinge, kündigen den Todeskampf des Despotismus an; die abgenutzte, im Sinken begriffene Tyrannei hat noch den Willen zum Bösen, aber sie scheint die Macht verloren zu haben. In Wahrheit, man möchte sagen, daß Buonaparte, ein Spielball von allem was ihn umgiebt, sich nur noch mit dem Augenblick berathet, und ein Sklave des Schicksals geworden ist, dem er ehemals zu gebieten schien. Frechheit herrscht in Paris, Anarchie in den Provinzen. Die Civil- und Militair-Behörden bekämpfen sich. Hier droht man mit Einäscherung der Schlösser und mit Ermordung der Priester; dort pflanzt man die weiße Fahne auf und ruft: „Es lebe der König!" Mitten unter diesen Un-

ordnungen schreitet die Zeit vor, und die Begebenheiten treten der Reife näher. Ganz Europa ist an den Gränzen Frankreichs angelangt; jedes Volk hat in dieser Armee von Nationen seinen Posten eingenommen, und erwartet nur noch das letzte Zeichen. Was wird der Urheber aller dieser Unfälle thun? Wird Paris, von ihm verlassen, ruhig bleiben? Werden seine Soldaten, wenn er nicht zu ihnen stößt, ohne ihn fechten? Kann ein glücklicher Erfolg sein Schicksal verbessern? Nein; er würde höchstens seinen Sturz verzögern. Von oben her ist sein Urtheil gesprochen, der Sieg hat sich erklärt, und Buonaparte ist bereits in Murat überwunden. Man hat an die Leidenschaften der Völker Italiens appellirt, und diese Völker haben mit einem Schrei der Treue geantwortet. Möchten die Franzosen diesem Beispiele folgen! Möchten sie die Geißel der Erde der Rache des Himmels überlassen! Ha, Sire, hoffen wir, daß Gott, von den Bitten eines Sohnes des heil. Ludwig entwaffnet, das Blut unseres unglücklichen Vaterlandes verschonen werde. Sie werden, zu Frankreichs Glück, den Ueberrest von Blut erhalten, das es für seinen Ruhm nur allzu sehr vergeudet hat. Der Augenblick nähert sich, wo Ew. Majestät die Frucht Ihrer Tugenden und Ihrer Aufopferungen einerndten werden. Im Schatten der weißen Fahne werden endlich die Nationen die Ruhe genießen, nach welcher sie seufzen, und die sie so theuer erkauft haben.

Manifest des Königs von Frankreich, an die französische Nation gerichtet.

Mit Ungeduld wünschte der König zu seinen Völkern zu reden. Er sehnte sich danach, ihnen zu bezeigen, was sein Herz empfunden bei den Beweisen von Treue, bei den unaussprechlichen Tröstungen, die ihm in allen Städten, in allen Dörfern, auf allen Straßen entgegen gebracht wurden, als er für die treuen Vertheidiger seiner Person und seines Staats einen Vereinigungspunkt suchte, als er, ohne ihn finden zu können, eine Schutzwehr verlangte, hinter welcher sie Zeit gewönnen, sich mit ihm gegen einen Verrath zu bewaffnen, der allzu schwarz, allzu niederträchtig war, als daß er hätte vorhergesehen werden können.

Doch, je mehr der König sich tief gerührt fühlte von der Treue dieser unermeßlichen Bevölkerung Frankreichs, desto mehr sagte er sich: es sey seine erste Pflicht, zu verhindern, daß Frankreich bei den auswärtigen Nationen nicht verleumdet, entehrt, einer ungerechten Verachtung, einem nicht verdienten Unwillen, vielleicht sogar Gefahren und einer Art des Angriffs ausgesetzt werde, welche als eine gerechte Strafe einer vorausgesetzten Unredlichkeit erscheinen könnten.

Diese erste Sorge ist erfüllt — erfüllt mit einem Erfolge, welcher der Bekümmerniß Sr. Majestät, des

Eifers seiner Minister, und der Großmuth seiner Verbündeten würdig ist.

Die Botschafter und Gesandten des Königs bei den verschiedenen europäischen Höfen, seine Repräsentanten bei dem Wiener Congreß, haben, ganz nach den Instruktionen Sr. Majestät, überall die Wahrheit der Thatsachen festgestellt, und sind selbst der Uebertreibung zuvorgekommen.

Alle Mächte Europa's wissen jetzt, daß der König von Frankreich und die französische Nation, durch alles, was die Bande eines guten Königs und eines guten Volks zusammenziehen kann, mehr als jemals vereinigt, plötzlich durch eine, ihrem Könige, ihrem Vaterlande, ihren Schwüren und der Ehre ungetreue, Armee verrathen worden sind; daß jedoch, unter den ersten Generalen dieser Armee, diejenigen, deren Namen ihren Ruhm ausmachten, sich entweder mit den Fahnen des Königs vereinigt, oder wenigstens die des Usurpators verlassen haben; daß Häupter der Armee-Corps und Offiziere von allen Graden täglich diesem Beispiele folgen; daß selbst unter der großen Zahl der, zu einem in der Militairgeschichte unbekannten Abfalle fortgerissenen Soldaten, sich viele befinden, welche die Unerfahrenheit der Verführung Preis gegeben, die Ueberlegung aber zurückgeführt hat, deren Verirrung also gänzlich ihren Verführern zur Last gelegt werden muß. Europa weiß, daß, ausgenommen denjenigen Theil der Armee, welcher seines früheren Ruhmes unwürdig geworden ist, und aufgehört hat, der französischen Armee anzugehören; ausgenommen ferner eine Handvoll freiwilliger Mitschuldi-

gen, welche Ehrgeizige ohne Verdienst, Leute ohne Ehre, Verbrecher ohne Gewissensbisse, dem Usurpator zugewendet haben, die ganze französische Nation, die guten Bürger der Städte, die guten Bewohner des platten Landes, alle Korporationen und Individuen, alle Geschlechter und Alter, dem Könige mit ihren Wünschen gefolgt sind und ihn zurück gerufen haben, jeden seiner Tritte mit einer neuen Erkenntlichkeits-Huldigung, mit einem neuen Treuschwur bezeichnend. Europa weiß endlich, daß in Paris, in Beauvais, in Abbeville, in der großen und preiswürdigen Stadt Lille, deren Thore der Verrath besetzt hielt, deren Mauern er hätte mit Blut färben mögen, selbst im Angesichte und unter den Schwerdtern der Verräther alle Arme sich nach dem Könige ausgebreitet, alle Augen ihm den Tribut der Thränen dargebracht, alle Stimmen ihm zugerufen haben: „Kehre zu uns zurück, befreie Deine Unterthanen.“ Europa weiß und hört nicht auf zu erfahren, daß diese Zurufungen sich täglich erneuern, daß sie täglich an den König gelangen, nicht bloß von allen Punkten dieser so ausgezeichnet treuen Gränze, sondern auch aus allen Theilen des Königreichs, selbst den entferntesten. Derselbe Aufschrei, welcher in Lille ertönte, ist auch in Bordeaux vernommen worden, wo die Tochter Ludwigs des Sechszehnten ein mächtiges Andenken (vereinigt mit so vielen anderen) von ihrem heroischen Muthe zurückgelassen hat. Dieselben Gegenden also, welche den ersten Abfall gesehen haben, sind auch Zeugen der ersten Vereinigung aller treugebliebenen Tapferen unter dem Federbusch Heinrichs des Vierten gewesen. Ein Neffe des Kö-

nigs, der Schwigersohn Ludwigs des Sechszehnten, hat sich an ihre Spitze gestellt, ohne ihrer Zahl zu achten. Er eilte, die Tyrannei und die Rebellion zu bekämpfen. Mehrere glänzende Erfolge versprachen ihm einen entscheidenden; und obgleich sich auch da Verräther fanden, um seinen Muth zu betrügen, so sind doch das Zeichen und das Beispiel, die er gegeben hat, nicht verloren gewesen. Man hat gesehen, daß der Erbe des Throns kein Bedenken trug, für die Vertheidigung seines Landes zu sterben; und der Freudenruf der Völker am Tage, wo er Sieger war, und die Zeichen ihrer Niedergeschlagenheit an dem Tage, wo er verrathen wurde, sind nicht bloß ein Trost für die Gegenwart, sondern auch die Hoffnung der Zukunft.

Und warum (es sey dem Könige erlaubt, es zu sagen, und in einer so traurigen Prüfung wenigstens seinen Schmerz durch das Zeugniß zu mäßigen, welches ihm sein reines Gewissen giebt), und warum sollten die Gesinnungen, von welchen sein ganzes Herz für seine Unterthanen beseelt ist, ihm nicht von ihrer Seite eine gleiche Erwiederung zugesichert haben? Wer wird es wagen, den König einer Lüge zu zeihen, wenn er vor Gott und vor seinem Volke schwört, daß, von dem Tage an, wo die Vorsehung ihn auf den Thron seiner Väter zurück versetzte, der beständige Gegenstand seiner Wünsche, seiner Gedanken, seiner Bemühungen, das Glück aller Franzosen gewesen ist? die Wiederherstellung seines Landes, ihm weit theurer, als die seines Thrones; die Zurückführung des äußeren und inneren Friedens, so wie die der Religion, der Gerechtigkeit, der Gesetze, der Sit-

ken, des Credits, des Handels, der Künste; die Unverletzlichkeit alles bestehenden Eigenthums, ohne alle Ausnahme; die Anstellung aller Tugenden und aller Talente, ohne weitere Unterscheidung; die Verringerung der lästigen Auflagen, mit den Gedanken an ihre gänzliche Aufhebung; endlich, die Gründung der öffentlichen und individuellen Freiheit, die Einführung und Aufrechthaltung einer Charta, welche der französischen Nation diese unschätzbaren Güter für immer sichert? Wenn man unter so schwierigen Umständen, in Folge so heftiger und so anhaltender Stürme, unter so vielen Uebeln, welche gut zu machen, unter so vielen Fallstrickrn, welche zu vermeiden, unter so vielen Interessen, welche auszugleichen waren, nicht alle Hindernisse hat besiegen, nicht allen Ueberraschungen hat entrinnen, sogar nicht alle Fehlgriffe hat vermeiden können: so würde sich der König noch immer der Zustimmung aller guten Gewissen schmeicheln können, wenn er sagte, daß sein größter Irrthum nur zu denjenigen gehört, welche aus dem Herzen guter Fürsten kommen und niemals von Tyrannen begangen werden. Nur ihrer Macht wollen diese keine Schranken setzen; nur seiner Milde hat der König keine setzen wollen.

Aufgeklärt also über die wahre Stimmung der Franzosen, haben die im Wiener Congreß vereinigten Mächte, treu dem edlen Tagewerk, welches sie sich den 13 März dieses Jahres aufgelegt haben, aber zugleich weniger gemeint, die unterdrückte Rechtschaffenheit mit der triumphirenden Meineidigkeit zu vermengen, den 25sten desselben Monats einen neuen Tractat unterzeichnet,

durch

durch welchen sie sich, vor allen Dingen, anheischig machen, die Integrität des französischen Gebiets und die Unabhängigkeit des französischen Charakters zu achten, sich nur als Freunde, als Befreier und als Hülfsmächte der französischen Nation darzustellen, nur den Einzigen, den sie für den Feind der Welt erklärt, den sie außer aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehung gesetzt und der öffentlichen Strafgerechtigkeit überantwortet haben, als Feind zu betrachten; endlich die Waffen nicht eher niederzulegen, als nach der unwiderruflichen Zerstörung seiner übelthätigen Macht, und nach der Zerstreuung der Unruhstifter und Verräther, die, indem sie durch plötzlichen Einbruch sich zwischen einen rechtmäßigen Souverain und getreue Unterthanen in die Mitte gestellt, den König von seinem Volk, das Volk von dem König, zum Unglück Frankreichs und der Welt, getrennt haben.

Die im Congreß vereinigten Mächte haben noch mehr gethan. Unstreitig hätten ihr Charakter und ihre Großmuth, von der ganzen Welt gekannt und bewundert, nicht gestattet, an eine andere Gewährleistung ihres Worts zu denken, als ihr Wort selbst; und doch haben sie geglaubt, daß dieser Gewährleistung noch eine andere hinzugefügt werden müsse, daß sie weder den König über das Schicksal seiner Völker genug beruhigen, noch die französische Redlichkeit in dem Schmerze, der sie erdrückt, und in der verzweiflungvollen Unthätigkeit, in welche man sie versetzt hat, genug ehren könnten. Die Mächte haben also beschlossen, daß der Beitritt des Königs zu dem neuen Vertrage, welchen sie gestiftet, besonders nach-

gesucht werden sollte. Ihre Botschafter sind gekommen, um Sr. Majestät alle diese Mittheilungen zu überbringen. Sie haben dem Könige von ihren respektiven Souverainen neue Beglaubigungsschreiben überreicht, um allenthalben bei dem einzigen, rechtmäßigen Souverain von Frankreich zu residiren; und nachdem ihre Vollmachten anerkannt waren, haben sie den neuen Traktat der Mächte der Ueberlegung und der Unterschrift des Königs angeboten.

Franzosen, der König hat überlegt, und hat unterzeichnet.

In diesem einzigen Worte liegt eure ganze Sicherheit.

Wohl seyd ihr dessen gewiß, Franzosen, daß euer König nichts hat unterzeichnen können, was gegen euren Vortheil wäre. Nie wird euer König aufhören, über euch und für euch zu wachen. Ihr habt es in allen seinen öffentlichen Urkunden gelesen; ihr habt es in der Mitte eurer Repräsentanten, eurer Municipalen, eurer National-Garden vernommen; ihr wißt, daß es nicht von ihm abhing, diese harte Nothwendigkeit, eure Rechte wieder zu erobern, abzuwenden. Er würde euch die seinigen aufopfern, wüßte er nicht, daß sein Opfer, anstatt euch den Frieden zu sichern, euch dem allerschrecklichsten Kriege bloßgestellt lassen würde. Eine fremde Invasion würde an die Stelle einer fremden Stütze treten. Europa hat die Vernichtung einer Macht beschlossen, welche mit der europäischen Gesellschaft unverträglich ist. Wie, würden, in einem solchen Kampf, Fremde, die sich selbst gelassen wären, die Schlachtopfer der Ty-

rannei von den Mitverschwornen derselben unter euch unterscheiden? Wie, würde die Nation, deren sämmtliche Kräfte der Usurpator für sich in Anspruch nähme, denen, die ihn bekämpfen, nicht als eine gänzlich feindliche Nation erscheinen? Siegend, oder besiegt, was würde aus dem unglücklichen Frankreich werden?

Doch, Frankreich darf nur wollen, und es hat lauter Freunde in einem Bunde, welchem sein König aufgefordert worden ist beizutreten, und welchem er wirklich beigetreten ist. Jene Nothwendigkeit, die er nicht beschwören konnte — gewiß er wird sie wenigstens besänftigen, wenn er an Ort und Stelle seine Nation um sich her versammelt, um von ihr abzuwenden alle die Schläge, welche nur ihre gemeinschaftlichen Unterdrücker treffen sollen; wenn er da ist, um zu beobachten, zu warnen, zu zügeln, zu hemmen; um nicht bloß das öffentliche und das Privat-Eigenthum zu beschützen, sondern auch eure National-Würde, auf welche er eben so eifersüchtig ist, als ihr es unstreitig auf seine königliche Würde seyd. Beide werden gleich unberührt bleiben. Die Franzosen behalten ihren Platz unter den Nationen, wie der König von Frankreich den seinigen unter den Potentaten behält. Mit der Wiederherstellung der uralten französischen Monarchie hat sich, voriges Jahr, eine neue Aera für ganz Europa angekündigt. Alle Souveraine haben sich, durch ihre Verträge, die Ruhe und die Freiheit ihrer Völker verbürgt, wie alle Völker durch ihre Wünsche sich die Rechtmäßigkeit und die Aufrechthaltung der Macht ihrer Fürsten verbürgt haben. Man hat sich für den Frieden vereinigt, man hat sich

für die Ordnung verbündet, und in diesem wohlthätigen Bunde, wie der Congreß ihn mit Recht genannt hat, sind alle Staaten zugleich Beschützer und Beschützte, Gewährleister und Gewährleistete.

Indeß sind der französische Monarch und sein Volk die ersten, welche des Beistandes bedürfen; und an dem französischen Monarchen und dem französischen Volke ist es, sich, nachdem sie durch den Beistand der Verbündeten einmal wieder vereint sind, selbst zu helfen, so daß sie, wenn es möglich ist, des Beistandes von jenen nicht länger bedürfen. Mögen diese allgemeinen Anordnungen der treuen Nation, begünstigt in Zukunft von Freunden, anstatt von Verräthern gehemmt zu werden, allenthalben in Thätigkeit gesetzt werden! Möge die wiedergeborne französische Armee den Glanz, der ihrem Namen gebührt, wieder erhalten! Mögen alle National-Garden, befreit von den Fallstricken der Treulosigkeit, und dem Aufschwunge ihrer Herzen zurückgegeben, die Wiederherstellung der politischen und der bürgerlichen Ordnung im ganzen Königreiche beschleunigen! Möge man sich sagen, möge man sich unaufhörlich wiederholen, daß, je mehr die Franzosen für die Rettung des Vaterlandes thun werden, desto weniger den Fremden übrig bleiben wird; daß, je mehr die Franzosen für den Frieden wirken, desto weniger ihre Bundesgenossen zu unterwerfen haben, und vor allem, daß, wenn einmal die Rebellion erstickt, einmal der Usurpator vernichtet ist, keine fremde Macht sich länger zwischen den rechtmäßigen Fürsten und das treue Volk stellen wird, um sich in irgend eine der politischen Institutionen zu mischen,

deren Vorschlag, Berathung und Entscheidung ihnen allein zukommt.

Franzosen, der König, welcher immer in eurer Nähe gewesen ist, wird bald bei euch seyn. An dem Tage, wo Se. Majestät den Fuß auf sein und euer Gebiet setzen wird, sollt ihr umständlich alle seine heilsame Absichten, alle seine auf Ordnung und Gerechtigkeit abzweckende Verfügungen kennen lernen. Sehen werdet ihr alsdann, daß die Zeit seines Rückzugs nicht verloren gewesen ist für euren Vortheil, und daß der König, durch die Sorgen seiner Vorsicht, selbst zu einer Zeit regiert hat, wo er nicht durch die Ausübung seiner Autorität regierte.

Diesmal hat Se. Majestät den guten Franzosen nur bekannt machen wollen, was ihre Ehre befriedigen, ihre Unruhe besänftigen, ihre Liebe vergüten und ihren Eifer unterstützen kann. Das heißt unstreitig, einen großen Zweck erfüllt haben.

Auch hat Se. Majestät geglaubt, daß diese an seine treuen Unterthanen gerichtete Mittheilung zu denjenigen gelangen könnte, welche noch Rebellen sind, und daß sie, aufklärend über die Gefahren, wie aus dem Irrthum reißend, mehrere von diesen zu ihrer Pflicht zurückführen dürfte. Vielleicht hat der König allzu viel verziehen, und doch ist es Ludwig dem Achtzehnten eben so unmöglich, nicht Gnade zu üben, wie nicht gerecht zu seyn. Möge also die Unschuld selbst die Reue in ihre Arme schließen; möge die Treue überreden und zurückführen; mögen die Guten ihre Reihen allen Denen öffnen, welche in dieselbe einzutreten verdienen, und mögen auf der andern

Seite die Mitschuldigen des großen Verbrechers die Zeit benutzen, welche der Reue gestattet ist, damit sie etwas Verdienstliches habe! Mögen die Opfer der Nothwendigkeit überzeugt seyn, daß man diese ihnen nicht zur Last legen wird! Mögen alle wissen und erkennen, daß es Zeiten giebt, wo die Beharrlichkeit im Verbrechen der einzige nicht erläßliche Charakter desselben ist.

Franzosen, welche Ludwig der Achtzehnte zum zweiten Male mit Europa aussöhnt; Bewohner der guten Städte, deren rührende Wünsche dem Könige täglich zukommen und zur Erfüllung derselben aufmuntern; Pariser, die ihr heute vor eben dem Pallaste erblaßt, dessen bloße Mauern noch vor kurzem euer Angesicht erheiterten; die ihr, ein Jahr lang, alle Morgen gekommen seyd, Ludwig dem Achtzehnten mit dem Vaternamen zu begrüßen, nicht mit einer, von dem Schrecken beherrschten oder der Lüge verkauften Stimme, sondern mit dem Aufschrei eurer Herzen und Gewissen; National-Garden, die ihr am 12 März mit so viel Eifer schwuret, für ihn und die Constitution zu leben und zu sterben; ihr, die ihr ihn in euren Herzen bewahrt habt; ihr, die ihr ihn in euren Reihen gesehen haben würdet, wenn der Verrath ihnen erlaubt hätte, sich zu bilden, und wenn sie nicht durch Die entzweit worden wären, welche sie gegenwärtig beflecken wollen: bereitet euch alle vor auf den Tag, wo die Stimme eures Fürsten und die eures Vaterlandes euch an die Pflicht erinnern werden, den einen wie das andere zu retten.

Mißtrauet indessen den Schlingen, die man euch legen wird, und den Rollen, die man euch anweisen möchte

in der Nachäffung jener Versammlungen, welche vor Alters die wilde Freiheit unserer Vorfahren bezeugten, und deren belachenswerthes Schauspiel jetzt keinen anderen Zweck hat, als euch zu einer Beute der gemeinsten und hassenswerthesten Sklaverei zu machen, zwischen anarchischem Despotismus und Militär-Tyrannei. Wäre es möglich, daß die Wahlen national, die Umfragen treu, die Stimmen frei wären: so würde unstreitig das neue **Maifeld** die Ungesetzlichkeit seines Princips in die Gesetzlichkeit seines Wunsches verschwinden machen. Sein erster Aufschrei würde eine neue Heiligung jenes Bundes seyn, der, vor 9 Jahrhunderten zwischen der Nation der Franken und dem königlichen Hause von Frankreich beschworen, und seit dem 9ten Jahrhunderte zwischen der Nachkommenschaft der Franken und der Nachkommenschaft ihrer Könige fortgesetzt wurde; die wahre französische Nation würde nie ihre Vorfahren des Meineides zeihen, noch selbst meineidig werden. Allein der Usurpator hat schon die Nationalen entfernt, und seine Satelliten herbeigerufen. Er hat schon die Stimmen gezählt, ehe irgend eine abgegeben ist. Ha, was könntet ihr von dem oder von denen erwarten, die alles, was sie berührten, mit Blut gefärbt und befleckt haben; die aus allem, was ein Gegenstand der Verehrung und der Liebe seyn sollte, einen Gegenstand der Verlachung und des Abscheus gemacht haben; die, wenn es möglich gewesen wäre, selbst die Namen des Vaterlandes, der Freiheit, der Constitutionen, der Gesetze, der Ehre und der Tugend gebrandmarkt haben würden! Franzosen! habt ihr denn nicht für die Zukunft eure

große Charta, welche alle heilige Namen wieder hergestellt und sie in den Besitz der Achtung gesetzt hat, die ihnen zukömmt? Habt ihr nicht endlich eine Constitution? Rein in ihrem Princip, ist sie zwischen eurem Könige und euren Repräsentanten gebildet worden. Wie sanft sie der Ausübung nach ist, hat euch die Erfahrung einer ganzen Sitzung bewiesen. Sie schließt den Keim aller Verbesserungen in sich, und unter diesen ist keine, welche die königliche Autorität nicht mit Zustimmung der beiden Kammern gewähren könnte; keine, die nicht von euren Kammern in Vorschlag gebracht, durch eure Petitionen nicht hervorgerufen werden dürfte. Glaubt doch, daß in ihr die sicherste Grundlage, die sicherste Gewährleistung der Prärogative, der Vorrechte, der Rechte Aller ist. Glaubt vor allen Dingen, daß euer König durch sein Recht, seinen Titel, sein Herz, immer euer bester, beständigster und gesetzlichster Freund seyn wird. Vereinigt eure Wünsche mit den seinigen, bis ihr mit ihm gemeinschaftlich handeln könnt; und diese Vorsehung, welcher er über die Erfüllung seiner Pflichten, sowohl gegen sie als gegen euch, Rechenschaft ablegt, diese Vorsehung, welche seine und eure Eide vernommen hat — bittet sie, gemeinschaftlich mit ihm, sein gerechtes Unternehmen und eure edlen Anstrengungen zu segnen!

Gent,
den 14 April
1815.

Berathen im Staatsrath des Königs, unter dem Vorsitz Sr. Majestät, auf den Bericht des Herrn Grafen von Lally-Tolendal.

Ueber den Unterschied von Landstandschaft und National-Repräsentation.

Es gab in Europa eine Zeit, wo das, was gegenwärtig Urkapital genannt wird, alleiniges Kapital war; und während dieser Zeit war der gesellschaftliche Zustand himmelweit von demjenigen verschieden, was er gegenwärtig ist.

Freie Leute waren damals nur die Besitzer von Grund und Boden; unfrei und hörig hingegen alles, was von diesem Besitze ausgeschlossen war. Da man nur für den eigenen Bedarf arbeitete: so konnte nicht die Rede seyn von dem, was gegenwärtig Industrie genannt wird. Die Landwirthschaft war nur ein großes Familien-Wesen, das sich selbst alles erarbeitete, was es zur Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchte; und so sehr verließ man sich auf die Productivität der bloßen Naturkraft, daß die des Geistes in gar keinen Anschlag gebracht wurde; man ahnete die letztere nicht einmal. Alle gesellschaftliche Verhältnisse waren von dem Grundverhältniß Herr und Knecht durchdrungen und beherrscht. Wer einer größeren oder kleineren Scholle angehörte, ohne Besitzer derselben zu seyn, mußte sich gefallen lassen, als hörig oder leibeigen betrachtet zu werden. Zwar hatte die Knechtschaft ihre Abstufungen; doch blieb der Grundbegriff von Hörigkeit in allen die-

sen Abstufungen zurück. Es gab also Personen, welche die Bestellung des Ackers verrichteten und die Aufsicht auf das Vieh bestritten; und diese wurden Vorzugweise Knechte genannt. Aber nicht minder waren diejenigen als Knechte gedacht, welche jenen vorgesetzt waren, oder die innere Haushaltung leiteten: der Meier, der Marschall, der Kämmerer, der Seneschall, der Schenk u. s. w. Hof, als Mittelpunkt der Landwirthschaft, und Staat, als Gemeinwesen, flossen so in einander, daß man für alles, was zum Wesen des letzteren gehörte, keine andere Benennungen hatte, als die, welche das Wesen der ersteren bezeichneten. Selbst als die Begriffe von Hof und Staat sich bereits getrennt hatten, blieben jene Benennungen für die ersten Staatsbeamten; und einzelne von ihnen haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten, wie z. B. die eines Marschalls, durch welche man ursprünglich den ersten Aufseher über den Pferdestall bezeichnete. Wer erinnert sich nicht der Prädikate der ehemaligen Wahlfürsten des deutschen Reichs? Sie waren hergenommen von den Verrichtungen der Landwirthschaft. Alle Fürsten ohne Ausnahme wurden Landesfürsten genannt, um ihre hervorstechendste Eigenschaft zu bezeichnen, nämlich die von Gutsbesitzern; alle Abstufungen in der Staatshierarchie wurden auf dieselbe Weise angedeutet, wie die verschiedenen Benennungen von Markgrafen, Landgrafen, Landeshauptleuten, Landesrichtern u. s. w. beweisen. Ein Edelmann war in der ursprünglichen Bedeutung des Worts nichts weiter, als ein Gutsbesitzer; und so allgemein verbreitet war die Vorstellung von Landbesitz, als einzigem zuverlässigen

Vermögens-Substrat, daß dieselbe Person, welche auf der skandinavischen Halbinsel ein Othelman genannt wurde, auf der pyrenäischen Halbinsel ein Hidalgo (hijo de algo) hieß; eine beinahe wörtliche Uebersetzung von Edelmann, sofern dies Wort von Deel oder Theil abgeleitet werden muß. Mit einem Worte: in dem früheren gesellschaftlichen Zustande war Land der Hauptbegriff, dem sich alles unterordnete. In ihm war alles gegeben, was ein Territorium in sich faßt. Selbst der Begriff von Nation ging in den Begriff von Land auf; so gering war das Gefühl der Menschen von ihrer Freiheit und Unabhängigkeit.

Vieles hat sich seitdem vereinigen müssen, um den Begriff von Land wo nicht in den Hintergrund zu stellen, doch wenigstens dem der Nation unterzuordnen. In Beziehung auf Deutschland kann man mit voller Wahrheit sagen, daß alle die Revolutionen, welche dies Reich seit einem Jahrtausend erlebt hat, dazu beigetragen haben: zuerst das Eindringen des Kirchenthums in das politische System bei getheiltem Landbesitze; dann die Zersetzung des politischen Systems in eine Unzahl von großen und kleinen Staaten; dann die Entstehung der Corporationen in diesen Staaten; dann die Wirksamkeit der edlen Metalle als allgemeiner Tauschmittel und Vermögensmesser; endlich alle die großen Erfindungen, durch welche der Grund gelegt worden ist zu einem freieren Verkehr unter den Menschen.

Wenn die früheren Deutschen, nach den Berichten eines Cäsar und Tacitus, nichts so sehr verabscheueten, als den Aufenthalt in den Städten: so beruhete

dieser Abscheu unstreitig nur auf ihrer Unfähigkeit, sich über die einfachen Verrichtungen des Ackerbaues und der Viehzucht zu erheben. Nicht als ob diese Unfähigkeit eine absolute gewesen wäre; denn daß sie dies nicht war, hat die Folge gezeigt. Aber sie war in den gesellschaftlichen Verhältnissen gegeben, und beruhete in letzter Instanz auf dem Mangel eines allgemeinen Remunerations-Mittels, Geld genannt, ohne welches Städte, als Sammelpunkte einer größeren Mannichfaltigkeit gesellschaftlicher Verrichtungen, entweder gar nicht, oder doch nur mit Mühe bestehen können. Es ist daher in der Geschichte der Deutschen nichts so anziehend, als die Art und Weise, wie sich die Städte, trotz der ursprünglichen Abneigung des Volks vor geschlossenen Orten, gebildet haben.

Der erste Grund dazu ist offenbar von den Römern gelegt worden, deren castra stativa die Deutschen fortdauernd aufmerksam machten auf die Vortheile, welche zusammenhangende Wohnungen und geschlossene Orte gewähren. Cöln, Trier, Coblenz, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel und Constanz waren am Rhein, Augsburg, Regensburg, Passau an der Donau, in ihrem ersten Ursprunge, römische Lager zur Vertheidigung Galliens und Italiens gegen die Anfälle der Germanen. Alle diese Oerter bildeten sich nach und nach zu Städten aus, und vielleicht ist in ihrer Geschichte nichts so merkwürdig, als daß, nach dem Untergange der römischen Waffengewalt, die metaphysisch-coercitive Gewalt des Kirchenthums in die Stelle von jener trat, und daß christliche Bischöfe den Platz von römischen Befehlshabern ein-

nahmen. Als Bischofssitze wurden die Städte nach und nach Mittelpunkte eines lebhaften Verkehrs; und sie wurden es unstreitig um so mehr, weil sie in der Nähe großer Flüsse gelegen waren, die, nachdem sie aufgehört hatten der Vertheidigung zu dienen und bloße Vorgraben zu seyn, Communicationsstraßen zu werden begannen. Noch immer blieb sich indeß das Territorial-System des mittleren Deutschlands in seiner Starrheit gleich. Hier bedurfte es starker Erschütterungen von außen her, um den Abscheu vor geschlossenen Orten zu verdrängen. Zwar war zu solchen der erste Anfang in den Patrimonial-Villen der Fürsten, in den bischöflichen Sitzen und in den Abteien, um das zehnte Jahrhundert gemacht worden; allein, wie gering dieser Anfang war, beweisen die großen Zerstörungen, welche das Land periodisch von den Einfällen seiner Nachbarn litt. Erst unter Heinrich dem Ersten bildete sich in Sachsen und in Thüringen, vollkommen den Absichten der Römer entsprechend, ein Städtewesen durch die Idee der Landesvertheidigung; auf diese Weise entstanden Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt, Goslar, Meißen (von den Wilzen erobert), Merseburg, und späterhin, unter Heinrichs Nachfolgern, Magdeburg. Wir wissen noch ziemlich genau, durch welche Mittel Heinrich zu seinem Zwecke gelangte. Er traf nämlich die Einrichtung, daß von den Privat-Ministerialen, welche, für die Nutzung angemessener Beneficial-Grundstücke, als Haustruppen Kriegsdienste verrichteten, der neunte Mann in einer von den Patrimonial-Burgen den Garnisondienst übernehmen mußte, während die übrigen acht Männer, auf

Diensigütern wohnhaft, das Land dieses neunten bestellten, und die zum Burgdienst verpflichteten Ministerialen zur Aufführung aller der Gebäude beitrugen, welche der Aufbewahrnng von Feldfrüchten oder auch von geflüchteten Kostbarkeiten dienten. So verhielt es sich mit dem ersten Anfang des Städtewesens im mittleren Deutschland. Um den Aufenthalt in den Burgen angenehmer zu machen, veranstaltete Heinrich in denselben häufige Versammlungen, von welchen Gastmähler und Belustigungen unzertrennlich waren. Vielleicht ist man sogar berechtigt, die Bemühungen Otto's des Ersten um die Verbreitung des Kirchenthums, auf ein Befestigungs-System zu beziehen; denn zu allen Zeiten hat der spröde Territorial-Geist nur durch zwei Mittel gebrochen oder erweicht werden können, nämlich durch Handel und Schauspiel, und beide schloß das frühere Kirchenthum in sich, das letztere in dem Ceremoniendienst und dessen Mystik, den ersteren in den Veranlassungen, die es zum Tauschhandel gab, indem, wie es noch jetzt in Polen fast allgemein in den kleineren Städten der Fall ist, der Jahrmarkt sich unmittelbar an den Gottesdienst anschloß, und für Jeden zu einer Gelegenheit wurde, sein individuelles Bedürfniß zu befriedigen. Dies alles würde indeß zu keiner großen Entwickelung geführt haben, wenn die Bewohner des mittleren Deutschlands nicht um dieselbe Zeit angefangen hätten, dem Schooße der Erde das Mittel zu entwinden, das, so lange die Welt steht, die Grundlage zusämmengesetzter Gesellschaftsverhältnisse und bürgerlicher Freiheit gewesen ist; ich meine die edleren Metalle in der Gestalt von Geld und Münze zur Aus-

gleichung aller gesellschaftlichen Arbeit. Daß die frühe-
ren Deutschen dieses allgemeine Ausgleichungsmittel nicht
aus dem Auslande bezogen, sondern in ihrem eigenen
Grund und Boden aufsuchten, war wohl sehr natürlich,
wenn man erwägt, wie sehr noch Alles bei ihnen ver-
einzelt war, und wie im Ackerbau sowohl, als in der
Viehzucht und in allen übrigen wirthschaftlichen Verrich-
tungen, nur für den eigenen Bedarf, nicht für irgend
einen Ueberschuß gearbeitet wurde. Nicht einmal die
Idee eines allgemeinen Tauschmittels scheint den Berg-
bau veranlaßt zu haben; wenigstens dauerte es noch ziem-
lich lange, ehe Gold und Silber zu Geld und Münze
wurden, indem die edleren Metalle nur ein Gegenstand
des Luxus und der Prachtliebe der Könige und Fürsten
waren. Indeß hätten keine Städte existiren müssen,
wenn die Hauptbestimmung der edleren Metalle nicht
hätte erfüllt werden sollen.

Durch das Daseyn der Städte waren alle ursprüng-
liche Verhältnisse in Deutschland verändert. Welcher
Sprachgebrauch auch vorherrschen mochte: Land war
nicht mehr alleiniges Kapital, Landbesitz nicht mehr
einzige Grundlage der Freiheit. Sobald der Mensch an-
gefangen hat, Naturstoffe unmittelbar für Andere, mit-
telbar für sich selbst, zu bearbeiten; mit einem Worte,
sobald die Arbeit den Charakter eines Mittels gesellschaft-
licher Existenz angenommen hat, ist zweierlei gegeben:
nämlich einmal das Gefühl der Unabhängigkeit von In-
dividuen, zweitens das Gefühl der Selbstständigkeit.
Man wundere sich also nie über den Stolz des Bür-
gers; er hat eine allzu achtungswerthe Grundlage, als

daß er sich nicht einstellen sollte; das leichteste Nachdenken führt den Bürger zu dem Resultate, daß seine Arbeit es ist, was ihn der Gesellschaft werth macht, und daß, indem er sich damit begnügt, das Produkt dieser Arbeit gegen das Produkt der Arbeit aller übrigen, sofern er desselben bedarf, auszutauschen, er berechtigt ist, sich Jedem gleichzustellen. Dies ist von je her der vorherrschende Gedanke in allen Denen gewesen, welche vorzugsweise Bürger genannt wurden; und zu welchen Verirrungen er auch hie und da geführt haben möge, so läßt sich seine Richtigkeit im Allgemeinen doch nicht verkennen. Stadtwesen und Landwesen haben für die, welche darin befangen waren, immer ein ganz verschiedenes Resultat gegeben: jenes die persönliche Freiheit innerhalb der Gränzen, welche die gesellschaftliche Ordnung gebietet; dieses die persönliche Abhängigkeit, motivirt durch den Vortheil Einzelner. Nicht als ob die Sklaverei nothwendig mit dem Landwesen verbunden wäre; allein sie ist davon unzertrennlich, so lange dieses für sich bestehen und keinen integrirenden Theil der gesellschaftlichen Verrichtungen ausmachen will. Alles, was in dieser Hinsicht geschehen kann, ist die Verschmelzung des Landmanns mit dem Städtebewohner in dem Hauptbegriff eines Staatsbürgers; aber diese Verschmelzung ist noch auf keinem Punkte der europäischen Welt ganz erfolgt, und scheint, was auch dafür bereits geschehen seyn möge, abhängig von einer besseren Methode des landwirthschaftlichen Gewerbes.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert war in Deutschland alles vorhanden, was für die Bildung eines wahrhaft

haft gesellschaftlichen Verhältnisses zwischen Stadt und Land erforderlich war. Allein es fehlte viel daran, daß dies Verhältniß sich ohne Kampf gebildet hätte. Die alten Gutsbesitzer waren weit davon entfernt, die Landwirthschaft als ein Gewerbe zu betrachten; sie verabscheuten diese Ansicht, als ihrer Würde entgegen, hielten die der Herrschaft, welche sie durch den Besitz von Grund und Boden ausübten, nur desto fester, und wurden, auf diesem Wege, die entschiedensten Feinde der Städtebewohner, denen sie, auf der einen Seite, nicht verzeihen konnten, daß sie aus dem Zustande der Hörigkeit herausgetreten waren, und denen sie, auf der andern, um so mehr gram waren, weil sie sich aller der Unglücklichen annahmen, die, um dem Territorial-Despotismus zu entfliehen, sich in ihren Schutz begaben. Der Kampf des Adels mit dem Bürgerstande geht durch das ganze Mittelalter; und dies ist kein Wunder, da Antipathieen zwischen Körperschaften nothwendig von längerer Dauer sind, als Antipathieen zwischen Individuen. Je weniger nun der Bürgerstand in früheren Zeiten auf den Beistand der Landesfürsten rechnen konnte, theils weil sie allzu schwach waren, um Macht üben zu können, theils weil die wenigsten von ihnen, vermöge ihrer Denkungsart, sich zur Gerechtigkeit hinneigten; desto mehr mußte er darauf bedacht seyn, eine Stellung zu gewinnen, in welcher er sich selbst vertheidigen könnte. Eins kam ihm hierbei zu Statten, das von ganz unschätzbarem Werthe war, nämlich das Geldbedürfniß der Fürsten, als Grundherrn, verbunden mit dem Umstande, daß dies Bedürfniß nur von den Städten befriedigt werden konnte. Auf

diesem Wege befreiete sich der Bürgerstand, nach und nach, von allen Kennzeichen der Hörigkeit: zuerst von dem Frohndienste, dann von der Plage sowohl des Best-Haupts als des Best-Theils, welche im Sterbefall entrichtet werden mußten, dann von dem schmachvollen Rest des grundherlichen Despotismus, dem gegenseitigen Heirathszwange der Kinder, nach welchem außerhalb der Scholle, auf der man geboren war, keine Heirath vollzogen werden durfte. Hiermit im Reinen, fingen die städtischen Gemeinden an, nach dem Beispiele aller geistlichen und weltlichen Grundherren, auf die Erweiterung ihres Gebiets und ihrer Herrschaft zu denken. Nichts vermochte sie dazu mehr, als der fortdauernde Kampf mit dem Adel. Ausgestattet mit einer ihrer ursprünglichen Größe angemessenen Flur, geriethen sie in Verlegenheit, als ihre Bevölkerung zunahm und die Bedürfnisse derselben mit keiner Art von Sicherheit von dem platten Lande aus befriedigt werden konnten. Sie erwarben also benachbarte Grundstücke: Aecker, Wiesen, Forsten, Mühlen u. s. w., und gaben dadurch ihrer Flur eine größere Ausdehnung, welches gar nicht nothwendig gewesen wäre, wenn der ländliche Betrieb dem städtischen die Hand gereicht hätte. Hiermit noch nicht zufrieden, strebten sie nach einträglichen Rechten in ihrem Innern: nach Zoll- und Münzrecht; nach sogenannten Judengefällen, welche um so angenehmer waren, je mehr man in früheren Zeiten von den verrufenen Kammerknechten der Kaiser gelitten hatte; endlich nach dem Besteuerungsrecht, Anfangs nur zur Bestreitung bestimmter Bedürfnisse, wie Stadtmauern, Brücken u. s. w., in der Folge zur Bestreitung

der Ausgaben, welche ein eigener Magistrat verursachte. In der Entwickelung des Städte-Wesens war an keinen Stillstand zu denken, bis es in seiner Vollendung da stand. Die ersten Magistratspersonen in den Städten waren Adeliche, eingesetzt von den Landesfürsten zur Aufrechthaltung ihrer Autorität. Diese Adelichen aber blieben nur so lange an der Spitze, als man nicht einsah, daß die Gleichheit vor dem Gesetz, auf welche in dem Städtewesen alles ankommt, nur durch Personen beschützt werden kann, welche, in dieser Gleichheit geboren, dieselbe gewissermaaßen instinktmäßig achten. So wie man mit den Schätzen des Alterthums, vorzüglich aber mit dem Inhalte der römischen Geschichtbücher bekannter wurde, bildete man sich immer republikanischer aus. Die Erblichkeit der Magistraturen war längst verhaßt; sie verwandelte sich also sehr bald in eine Lebenslänglichkeit. Aber auch dabei blieb es nicht. Man wollte Rotation der Aemter; und diese fand zwar nicht allenthalben, doch wenigstens da statt, wo das bürgerliche Leben durch Handel, Manufacturen und Betrieb aller Art immer kräftiger und lebendiger wurde. So wie der Adel den Bürgerstand erzog, eben so erzog der Bürgerstand den Adel. Jene feste Burgen, die man Raubschlösser genannt hat, würden schwerlich je entstanden seyn, wenn der Aufenthalt der Bürger in ummauerten Städten nicht Veranlassung und Antrieb dazu zugleich gewesen wäre. Körperschaftlichkeit lag in der Natur des bürgerlichen Vereines, nicht in der Natur von Gutsbesitzern, welche über eine große Oberfläche zerstreut waren; aber um dem Bürgerstand gewachsen zu bleiben, schloß

man Bündnisse zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, die nur allzu leicht in Angriff überging. Auf diesem Wege kam es dahin, daß auch die Städte sich verbündeten. Corporationen wirkten nun gegen Corporationen. Der ganze Staat war nichts weiter, als ein Aggregat von solchen, und die Fürstenmacht war schon um deswillen nichts, weil sie, in der Mitte dieser Corporationen, etwas vermitteln sollte, was nicht zu vermitteln war.

Wie lange dieser Zustand gedauert haben würde, wenn er sich selbst überlassen geblieben wäre, läßt sich nicht bestimmen. Die Erfindung des Schießpulvers und die Anwendung desselben auf den Angriff von Befestigungen hat die Welt aus einer großen Verlegenheit gerissen und einer langen Barbarei ein Ende gemacht. Sobald es ein Mittel gab, die festeste Burg, ohne einen sonderlichen Aufwand von Zeit und Kraft, in Trümmer zu verwandeln, war auch der raubsüchtigste Edelmann dahin gebracht, einem mühsamen Ackerbau verdanken zu müssen, was er lieber einer starken Faust verdankt hätte. In dieser Hinsicht hat das Schießpulver Wunder gethan, welche von keiner anderen Kraft zu erwarten waren; durch die Furcht wird der stärkste Zerstörungsstoff zu dem stärksten Bindestoffe, und was man mit voller Wahrheit sagen kann, ist, daß jener Stoff eine von den wesentlichsten Grundlagen des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes ausmacht. Indeß blieb von dem alten Corporations-Sauerteige noch immer nur allzu viel zurück. Nichts fällt dem Menschen schwerer, als Verzichtleistung auf gesellschaftliche Vorzüge, sollten diese auch auf lauter Schimären beruhen. Der Ackerbau ist in den

letzten Jahrhunderten ohne allen Zweifel zu einem Gewerbe geworden, das mit allen übrigen Gewerben gleichen Zweck verfolgt. Gleichwohl hat er noch jetzt nicht aufgehört, Ansprüche zu machen, die ihm, als bloßem Gewerbe, versagt werden müssen. Die Ursache liegt unstreitig darin, daß, trotz der Reformation und der durch sie bewirkten Trennung der Kirche von dem Feudalwesen, trotz der zunehmenden Verbreitung des Handels, und trotz der täglich wachsenden Wirksamkeit des Geldes, von dem alten gesellschaftlichen Zustande noch immer etwas übrig geblieben ist, das weggeschafft werden muß, ehe an eine wahrhaft sittliche Einheit in den neueren Staaten gedacht werden kann; nämlich derjenige Ueberrest der Leibeigenschaft und Hörigkeit, den man in unseren Zeiten Erbunterthänigkeit genannt hat, d. h. jener Mittelzustand, in welchem der Bauer halb dem Staate und halb dem Gutsherrn angehört, dessen Scholle er bearbeitet. Alles ist dazu vorbereitet, und wie es scheint, kann die Erhebung des Bauern zu einem förmlichen Staatsbürger nicht lange mehr ausbleiben; allein, wie die Sache auch vollzogen werden möge, so ist bis zu ihrer Vollendung wenig Heil zu erwarten. Gerade hierauf beruht die Erhebung der Gesellschaft zu einer vollkommenen Einheit; gerade hierauf beruht die Ausbildung einer gegenwirkenden Kraft in dem Regierungs-System, National-Repräsentation genannt; gerade hierauf beruht, um alles mit einem Worte zu sagen, die Verwandelung des Begriffs von Land, in den Begriff von Nation.

Die Staaten des Mittelalters waren, wie gesagt,

nur Aggregate von Körperschaften, welche wesentlich dadurch entstanden, daß es noch an allen den Mitteln fehlte, durch welche eine öffentliche Macht gebildet und die Sicherheit der Person und des Vermögens eines Jeden garantirt werden kann. Es gab geistliche und weltliche Körperschaften. Die letzte theilte sich in adeliche und bürgerliche. Jede derselben hatte ihre Vorrechte, die sie geltend machte; und die ganze Gesetzgebung war nichts weiter, als eine Sammlung von Privilegien, so daß der Begriff von Gesetz in seiner höchsten Allgemeinheit gar nicht zum Vorschein treten konnte. Im Kampf der Privilegien mit einander war nicht eher an einen Stillstand zu denken, als bis alles das ausgeglichen war, was sich als einseitiges Interesse geltend machen wollte; und da es für diese Ausgleichung kein besseres Mittel gab, als häufige Berathungen zwischen den verschiedenen Körperschaften; so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, wie diese nach und nach herbeigeführt wurden. Die Frage ist also: welchen Ursprung haben die Landstände? Was beabsichtigten sie? Wie unterschieden sie sich von dem, was wir jetzt National-Repräsentation nennen? In wie fern kann jetzt noch von ihnen die Rede seyn?

Alle Landstandschaft früherer Zeit hängt mit dem Verwaltungs-System der Ministerialität zusammen; alle Ministerialen aber wurden in der älteren Epoche des Mittelalters als hörig betrachtet. Weil nun diese Hörigkeit sich nicht sowohl auf die Person des zeitigen Fürsten, als auf das Land bezog, und alles Dienstwesen eigentlich Territorial-Dienstwesen war: so schloß sie die Con-

currenz an der Gesetzgebung nicht aus. Am wenigsten war dies der Fall in den geistlichen Staaten, wo das Vorsteheramt nie erblich werden konnte, und häufige Vacanzen eben so viele Krisen herbeiführten. So wie aber die geistlichen Staaten in allen Stücken die Vorbilder der weltlichen wurden: so wurden sie es auch im Punkt der Theilnahme an der Gesetzgebung und an allen öffentlichen Beschlüssen. Dies dauerte fort bis ins dreizehnte Jahrhundert, wo, vermöge der Anarchie, welche durch Friedrich des Zweiten Kriege in Italien, noch mehr aber durch den Tod dieses Kaisers in Gang gebracht wurde, alle Ministerial-Verhältnisse sich in Vasallenschaft auflöseten, und unfreie Dienstleute zu freien Lehenleute wurden. Nichts war in diesen Zeiten häufiger, als daß Ministerialen sich auf ihre Landgüter zurückzogen, ihre Stellen mit beliebigen Personen besetzten, und mit dem Hofe des Fürsten nur in sofern in Verbindung blieben, als sie an demselben von Zeit zu Zeit, etwa an Festtagen, erschienen. Von Landtagen war noch nicht die Rede; aber der Grund zu denselben wurde durch die sogenannten Hofgespräche gelegt, die man schlechtweg Gespräche (colloquia) nannte: Unterhaltungen über den Zustand des Landes, eine Art von Zeitungs-Collegium. Niedergeschrieben wurde bei solchen Gelegenheiten nichts; alles hatte sein Bewenden bei mündlichen Verabredungen, von welchen sich Jeder aneignete, so viel er konnte, oder wollte. Nichts also von dem, was zum Wesen einer National-Repräsentation gehört! Landes-Repräsentation, nichts weiter! Theilnehmer an diesen Hofgesprächen waren: 1) die Prälaten, als

geistliche Landes-Ministerialien, deren Stimme entscheidend war in allen den Angelegenheiten, welche das Verhältniß der Kirche zum Staate herbeiführte; 2) die großen Gutsbesitzer unter allerlei Benennungen, wichtig durch den Antheil, den sie, als Grundherrn, an dem Wohl und Weh des Landes hatten; 3) die Städte-Vorsteher, in früheren Zeiten lauter Adeliche, die ihre Anstellung von den Landesfürsten als Burggrafen hatten. Gegenstände der Verhandlungen waren: Bündnisse, Friedensschlüsse, Belehnungen, Schenkungen von Grundstücken, Ankauf oder Verpfändung derselben, Vergleiche über Regalien, Entscheidungen über streitige Rechte, Ertheilung von Privilegien, Zollbefreiungen u. s. w. Es wurde, wo nicht hergebracht, doch üblich, daß die Fürsten sich in ihren Bekanntmachungen der Formel bedienten: nach dem Willen, mit der Erlaubniß unserer Ministerialen; und so auffallend dies bei dem ersten Anblick ist, so erscheint doch nichts natürlicher, wenn man bedenkt, daß diese Ministerialien aufgehört hatten, Fürstendiener im strengsten Sinne des Worts zu seyn. Wie nun die Natur, einfach in allen ihren Operationen, kein anderes Mittel zum Zweck kennt, als Gährung: so ging auch die Landstandschaft aus dieser Quelle hervor, namentlich aus einer verderbten und in sich unbrauchbar gewordenen Ministerialität. Ein sehr wesentlicher Fortschritt in der Ausbildung der früheren Hofgespräche zu förmlicheren Landtagen, lag in der Veränderung, welche mit dem Städtewesen von dem Augenblick an verging, wo die Städte ihre selbstgewählten Magiſtrate bekamen. So lange diese fürstliche

Dienstmannen waren, hatte ihr Zutritt am Hofe kein Bedenken; als sie aufgehört hatten es zu seyn, stand die Sache anders. Indessen dauerte die Wichtigkeit der Städte fort, und je weniger ihre Vorsteher bei den Berathschlagungen entbehrt werden konnten, desto mehr mußte man darauf bedacht seyn, diesen Berathschlagungen eine solche Form zu geben, bei welcher das Ansehn des Fürsten gesichert blieb. So entstanden die Landstandsversammlungen, oder sogenannten Landtage, welche, durch die Fortschritte der Staatswirthschaft, von einer Wirthschaft mit Produkten, die sie ursprünglich war, zu einer Geldwirthschaft, immer bedeutender wurden. Das Schuldenwesen der Fürsten, das sehr früh seinen Anfang nahm, gab nämlich den Städten eine vermehrte Wichtigkeit, sofern das Geldbedürfniß vorzüglich durch diese befriedigt werden mußte.

Was bezweckten aber diese Landstände?

Im Wesentlichen Aufrechthaltung des Corporations-Interesse. Wie Geistlichkeit und Adel und Bürgerschaft sich in ihren verschiedenen Interessen entgegen standen, also wollten sie auch fortdauern. Was dem Gemeinwesen, Staat genannt, ersprießlich sey, davon war nie die Rede; wohl aber stritt man für das Partikular-Interesse der Corporation, welcher man angehörte, und die Aufgabe für Jeden war irgend eine handgreifliche Schadloshaltung für ein dargebrachtes Opfer zu gewinnen, indem man fortdauernd die Natur der Gesellschaft verkannte. Diesem Unwesen (denn daß es diese Benennung verdient, wird man wohl nicht leugnen wollen) konnte nicht ein Ende gemacht werden, als

bis das Corporations-Wesen des Staats sich in sich selbst auflösete. Den ersten merklichen Riß in dasselbe verursachte die Kirchen-Reformation des sechzehnten Jahrhunderts dadurch, daß sie die politische Macht der Geistlichkeit stürzte, und alle die besonderen Corporationen (Orden) zertrümmerte, von welchen sie gehalten war. Sobald die Geistlichkeit nicht mehr in der Mitte zwischen dem Adel und der Bürgerschaft stand, geriethen diese durch verlornes Gleichgewicht in den Zustand schwankender Bewegungen. Die Fürstenmacht wuchs in eben diesem Maaße. Ueberdrüssig, von den Bewilligungen eifersüchtiger Vasallen abzuhängen, dachten die Fürsten auf Mittel, ihre Bedürfnisse auf einem anderen Wege zu befriedigen; und indem sich ihnen die stehenden Heere als das wirksamste darstellten, machten sie davon Gebrauch. Hierdurch gelang es ihnen, jede Herrschaft, die sich neben der ihrigen geltend machen wollte, in ein reines Nichts aufzulösen; und das große Gute, das hieraus für die Gesellschaft hervorging, bestand darin, daß sie immer freier, immer beweglicher wurde. Der Geist der Gesetzgebung konnte von nun an ein anderer werden; und wenn während der Dauer des Corporations-Wesens die Ausnahme von dem Gesetz, Privilegium genannt, nothwendig zur Regel wurde: so war es von nun an möglich, daß sich die allgemeine Regel (das Gesetz) feststellen und die Idee einer Gleichheit vor dem Gesetz entwickeln konnte. Man war fortan nicht mehr Mitglied der besonderen Gesellschaft, Adel oder Bürgerschaft genannt, sondern Mitglied der allgemeinen Gesellschaft, Staat genannt; und was auch von dem alten

Corporations-Wesen übrig bleiben mochte, so konnte es doch keinen Schutz gewähren, keine Macht ausüben; es sank vielmehr in den Zustand der Ohnmacht zurück, von welchem es ausgegangen war, und veränderte sein Wesen und seine Bestimmung so sehr, daß es nur in Gestalt von Creditwesen und unter ähnlichen Benennungen fortdauerte.

Hiernach nun ist klar, daß Landstandschaft und National-Repräsentation ganz verschiedene Dinge sind, die man nicht mit einander verwechseln darf. Jahrhunderte und durchaus veränderte Gesellschaftszustände liegen zwischen beiden in der Mitte, und trennen sie für eine ganze Ewigkeit von einander. Selbst wenn man zugiebt, daß der Begriff von National-Repräsentation bei weitem noch nicht so entwickelt ist, wie er es seyn könnte: so läßt sich über ihren Unterschied von der Landstandschaft doch schon jetzt Folgendes feststellen. Erstlich ist der Gegenstand, auf welchen sich die Thätigkeit der National-Repräsentation bezieht, nicht, wie bei der Landstandschaft, das Land, das Territorium, sondern die Gesammtheit der gesellschaftlich wirkenden Kräfte, Nation, oder Volk genannt; denn nicht auf Land, auf Territorium, läßt sich eine Gesetzgebung anwenden, wohl aber auf die Bewohner desselben, als Wesen, welche in solchen Verhältnissen leben wollen, die den Verrichtungen eines Jeden angemessen sind. Zweitens, obgleich die Concurrenz bei dem Gesetzgebungsgeschäft die Bestimmung der National-Napräsentation ist, wie sie es bei der ehemaligen Landstandschaft war: so ist sie es doch auf eine ganz entgegengesetzte Weise; denn, wenn bei der Land-

standschaft alles auf Privilegien hinauslief, und jede an der Gesetzgebung theilnehmende Corporation es nur darauf anlegen konnte, alle Vortheile des gesellschaftlichen Vereins in sich zu konzentriren: so ist die Angelegenheit der National-Repräsentation, nur gemeinnützliche Gesetze an den Tag zu fördern, und jede Art von wahrhaft gesellschaftlicher oder moralischer Verrichtung zu beschützen, um ein allgemeines Gedeihen zu befördern. Drittens, wie das, was man in unseren Zeiten wohl Landes-Repräsentation genannt hat, ich meine das Landstandschafts-Wesen, auf keiner Wahl beruhete, sondern wesentlich durch den Besitz und durch die mit demselben verbundenen Vorrechte bestimmt war: so ist bei der National-Repräsentation die Wahl die Bedingung ihres Daseyns; und so wie bei der Landstandschaft die Entgegengesetztheit von Adel und Bürgerstand sogar nothwendig war, um den Corporationsgeist emporzuhalten: so ist, im Gegentheil, bei der National-Repräsentation die Ausgleichung dieser Entgegengesetztheit Hauptbedingung, indem nur Staatsbürger, nicht Corporations-Genossen, Urheber von wahrhaft guten Gesetzen werden können. Nicht mehr auf Verträge, mit den Landesfürsten abgeschlossen, nicht mehr auf Recesse, in welchen Eigennutz mit Eigennutz stipulirt, nicht mehr auf Provinzial-Tractaten kommt es an, wohl aber auf solche Verabredungen, bei welchen sich die Gesammtheit der Staatsbürger wohlbefinden kann. Neben dem Agrikultur-Interesse macht sich jedes andere geltend, eigentlich zum Vortheil des Agricultur-Interesse, weil dieses in sich selbst verschwindet, sobald es einseitig aufgefaßt wird.

Die höchste Gegenseitigkeit ist das einzige Element, in welchem eine National-Repräsentation leben kann. Wollte sie ein anderes, so würde sie sich von der Gerechtigkeit trennen, d. h. sich selbst tödten.

Nach allen diesen Gründen aber sollte man billig aufhören, Landstandschaft und National-Repräsentation, wie es noch so häufig geschieht, mit einander zu verwechseln; und weil beide, im Grunde, nichts mit einander gemein haben, so sollten sie auch in den Benennungen von einander gesondert werden. Giebt es in unserer Zeiten noch Landstände: so können sie nur da existiren, wo der ganze gesellschaftliche Zustand auf Leibeigenschaft und Sklaverei gegründet ist, und folglich das Agrikultur-Interesse in bedeutender Einseitigkeit aufgefaßt wird; und dies können nur die Staaten seyn, die hinter andern in der Entwickelung des gesellschaftlichen Interesse zurückgeblieben sind. In den übrigen Staaten kann die National-Repräsentation nur ein-, die Landstandschaft aber nicht zurückgeführt werden, weil sie etwas ist, das seine Rolle längst ausgespielt hat und ohne Wurzel in dem gesellschaftlichen Vereine ist. Glaubt man, daß man sich des Ausdrucks National-Repräsentation enthalten müsse, als einer unschicklichen Ausländerei: so verdeutsche man ihn durch Volksvertretung. Nur glaube man nicht, daß man zu den alten Benennungen von Landständen, Landtagen u. s. w. zurückkehren könne, ohne alles zu verwirren; denn die Unbestimmtheit in den Benennungen geht nur allzu leicht auf die Begriffe über, und wo man von Ständen spricht, während von Volksvertretung die Rede ist, da wird man

nie zu einer wahren Volksvertretung gelangen; schon aus dem Grunde nicht, weil man die Gemüther durch Zurückerinnerungen verwirrt, und das Object verschleiert. Hat der Staat einmal aufgehört, ein Aggregat von bloßen Corporationen zu seyn, die sich unter einander hemmen und beschränken; ist die gesellschaftliche Entwickelung so weit vorgerückt, daß die Unabhängigkeit jedes Einzelnen von bloßen Individuen durch die Abhängigkeit von allgemeinen Verfügungen und Gesetzen festgestellt ist: dann will ein solcher Zustand nicht bloß durch denjenigen Theil der Regierung, den man die Verwaltung nennt, beschützt seyn, sondern auch durch eine, von den ehemaligen Landständen ganz verschiedene Repräsentation, d. h. durch eine, die aus solchen Elementen zusammengesetzt ist, welche dem gesellschaftlichen Zustande entsprechen. Edelmann, Bürger, Bauer sind in Beziehung auf sie antiquirte Benennungen, welche gar nichts sagen, da alle diese Mitglieder der National-Repräsentation nicht mehr in ihrer Eigenschaft als Theilnehmer an einer Corporation, sondern als Staatsbürger auftreten. Unstreitig giebt es entgegengesetzte Interessen, welche vertheidigt werden müssen; da sie aber nur in Beziehung auf ein Ganzes, Staat genannt, vertheidigt werden können: so werden nicht gerade die, welche sich auf die eine und die andere Verrichtung am besten verstehen, die vorzüglichsten National-Repräsentanten seyn, wohl aber die, welche den Zusammenhang der Gesellschaft am genauesten kennen, und die große Kunst des Vermittelns am vollkommensten besitzen. Jene, aus früheren Zeiten herrührenden Benennungen mögen sich in anderer Hinsicht

behaupten, so lange sie können: aber wenn von der Bildung guter Gesetze die Rede ist, so kann bei dem Edelmann, dem Bürger, dem Bauer nichts weiter in Anschlag gebracht werden, als seine Fähigkeit, dazu mitzuwirken, oder, mit anderen Worten, der höhere Grad seines Bewußtseyns als Staatsbürger. In dieser Hinsicht nun verspricht die freieste Wahl unendlich mehr zu leisten, als diejenige, bei welcher gewisse gesellschaftliche Ordnungen auf sich selbst angewiesen sind und nicht das Recht haben, aus sich herauszutreten. Der Standesgeist, den man auf diese Weise in Anspruch nimmt, ist nicht der Staatsgeist, der allein das Gesetzgebungsgeschäft fördert. Ausgeschlossen von der National-Repräsentation sollte daher Jeder seyn, der, vermöge seiner Lage in der Gesellschaft, gar nicht dahin gelangen kann, ein reineres Interesse für dieselbe zu fassen und in sich zu verarbeiten. Es ist hier nicht die Rede von irgend einem Ideal, das auf Kosten der Wirklichkeit dargestellt werden soll, nicht die Rede von einer platonischen Republik, in sich widersprechend und unmöglich; es ist nur die Rede von einer besseren Auffassung der Wirklichkeit. In Wahrheit diese ist nicht, was die Meisten von ihr glauben. Die Gesellschaft hat längst aufgehört, Krüppelgewächs in dem Maaße zu seyn, worin sie es im Mittelalter war; und die Fortschritte, welche sie beinähe täglich in ihrer Entwickelung macht, verdienen wohl, ins Auge gefaßt zu werden. Man kann ein Interesse haben, sich dagegen zu verblenden; man kann aus Mangel an Erfahrung und Einsicht sogar die Wirklichkeit bekämpfen: aber dies Alles führt denn doch zuletzt nur zu

Maaßregeln, welche kein Resultat geben; zu Anordnungen, welche zurückgenommen werden müssen; mit einem Worte, zu Versuchen, welche so lange fehlschlagen, bis der rechte Weg gefunden ist. Das zu lösende Problem ist freilich nicht leicht; denn es kommt auf nichts Geringeres an, als eine National-Repräsentation ins Leben zu rufen, welche einer sehr ausgebildeten, auf der Grundlage der Macht beruhenden Administration gewachsen sey, was, wenn wir aufrichtig zu Werke gehen wollen, nur durch eine Vereinigung der edelsten Kräfte zu bewirken ist *).

---

*) Vorüber, unstreitig auf immer vorüber, sind die Zeiten, wo Stände sich versammelten, um den Landesherren ein sammetnes Wamms zu bewilligen, oder gegen ein dreifaches Unterpfand in Domänen-Grundstücken und Regalien einige tausend Thaler aufzubringen, damit dem schreiendsten Geldbedürfniß abgeholfen werde. Solche Zeiten zurückführen zu wollen, ist eine Art von Wahnsinn, die sich nur bei denen entschuldigen läßt, welche nicht auf die Fortschritte des menschlichen Geistes in jeder Art der Entwickelung achten. Weil die Welt in den letzten Jahrhunderten in einen Zusammenhang getreten ist, der früher niemals da war; weil der Handel alles durchdringt und belebt; weil das, was wir Geld nennen, seine Natur verändert hat, und von einem bloßen Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit in einem hohen Grade zu einem Circulationsmittel geworden ist: aus diesen und ähnlichen Gründen hat sich die ganze Gesetzgebung, organische sowohl als bürgerliche, verändern müssen; und dies nicht fassen, diesem nicht gemäß handeln, setzt eine nicht zu entschuldigende Verkehrtheit voraus, durch welche das Gute aufgehalten werden, die einmal vorhandene Entwickelung aber schwerlich vernichtet werden kann. Darum ist in einigen Staaten Deutschlands nichts bedauernswürdiger, als die Hartnäckigkeit, womit die alten Stände, nach langem Winterschlaf, sich nicht zu der Idee einer National-Repräsentation erheben wollen.

Druckfehler in 2ten Bandes 1stem Heft.

Seite 51 statt Raone lies Roanne. S. 64 st. Peronne l. Roanne.
S. 83 st. Permanowsky l. Jerzmanowsky.

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Als das kaiserliche Ansehn so gut als vernichtet war, dachte man endlich darauf, wie man in Deutschland eine regelmäßige Regierung einführen wollte. In jedem Reiche muß die öffentliche Ruhe das Resultat einer untadelhaften Organisation der Regierung seyn; und da diese nur in sofern Statt finden kann, als die öffentliche Autorität gehörig abgestuft ist: so kommt es vor allen Dingen darauf an, diese Abstufung zu bewirken. Unglücklicherweise aber war dies in Deutschland dadurch unmöglich geworden, daß die ersten Staatsbeamten sich durch den Mißbrauch ihrer Gewalt zu unabhängigen Gebietern über diejenigen Theile des Reichs gemacht hatten, die ihrer Leitung anvertraut waren. Um nun gleichwohl das, was man den Landfrieden nannte, ins Werk zu richten, kam man auf den Einfall, das Reich, ganz unabhängig von dem Besitzthum der einzelnen Fürsten, in Kreise abzutheilen, welche polizeilich durch besonders

angestellte Beamten verwaltet werden sollten. Die Unvollkommenheit dieser Idee springt in die Augen; sie lag besonders darin, daß bei ihr nicht Rücksicht genommen war auf die gebietende Wirklichkeit, welche ihr in der Autorität der Fürsten entgegen stand. Erster Urheber war Caspar Schlick, Kanzler des Kaisers Sigismund, den Albrecht als einen in Reichssachen besonders erfahrnen Mann in seine Dienste genommen hatte. Dieser Staatsmann wollte Deutschland in sechs Kreise theilen, von welchen Franken und ein Theil von Baiern und der oberen Pfalz den ersten, das übrige Baiern mit dem Erzbisthum Salzburg den zweiten, Schwaben den dritten, der Ueberrest der Pfalz, das Erzbisthum Mainz nebst den Bisthümern am Rhein und den Städten im Elsaß den vierten, die niederrheinischen Länder und Westphalen den fünften, Ober- und Niedersachsen den sechsten bilden sollten. Eines jeden Kreises Angehörige sollten einen Hauptmann wählen, der Recht und Gericht, nach den Vorschriften des Landfriedens, zu handhaben bestimmt war. Von selbst verstand sich, daß dieser Hauptmann ein Agent der Kaiser war, und in dem ihm angewiesenen Kreise den Kaiser repräsentirte. Was nun daraus für die deutschen Fürsten folgte, braucht nicht gesagt zu werden. Unfähig, in ihren Fürstenthümern irgend eine Aufrechthaltung der Ordnung zu bewirken, konnten sie nichts dagegen haben, daß die Ordnung durch Andere beschützt wurde; doch indem sie ahneten, daß diese Reichshauptleute in kurzer Zeit ihrer Autorität den größten Abbruch thun würden, widersetzten sie sich dem Vorschlage Albrechts unter dem Vorwande, daß, ehe an

die Errichtung eines dauerhaften Landfriedens zu denken wäre, die Städte den Freiheiten entsagen müßten, die sie bisher genossen. So scheiterte dieser Entwurf, der in der Folge mit besserem Glück durch Maximilian den Ersten wieder auf die Bahn gebracht und mit einigen Abänderungen durchgeführt wurde, wiewohl nicht so, daß die kaiserliche Autorität dadurch gewonnen hätte.

Endlich also hatte man in Deutschland eingesehen, daß eine gute Territorial-Abtheilung die beste Grundlage für die richtige Organisation der Regierung ist. Ich sage: eine gute Territorial-Abtheilung, und verstehe darunter eine solche, welche der Autorität desjenigen, der an der Spitze des Ganzen steht, keinen Abbruch thut. Sind die Theile allzu groß, so ist diese Autorität gefährdet durch die Macht Derer, die, es sey unter welchem Titel es wolle, diesen Theilen als erste Vollziehungs-Agenten vorstehen; sind sie hingegen allzu klein, so werfen die Vollziehungs-Agenten nicht Glanz genug auf den Depositär der Einheit zurück. Es scheint aber, als wenn das Problem, das richtige Mittel zwischen dem Allzugroßen und dem Allzukleinen zu finden, bisher die Köpfe noch allzu wenig beschäftigt hätte, als daß in dieser Hinsicht nicht die mannichfaltigsten Fehler hätten begangen werden müssen. Der bloßen Theorie nach, muß Gesetzgebung und Vollziehung der Gesetze in demjenigen Reiche am besten gesichert seyn, welches, gesondert in eine festbestimmte Zahl nicht allzu großer aber auch nicht allzu kleiner Theile, der Gesetzgebung durch die National-Repräsentation, der Vollziehung durch die Stellvertreter der Macht zu Hülfe kommt. Zwei Dinge

gehören zum Wesen der Regierung, nämlich Wille und Kraft; aber diese beiden Dinge wollen so geordnet seyn, daß sie einander nicht hinderlich werden; und wenn die Hervorbringung des Willens eine Theilnahme der Nation voraussetzt, damit er wirklich National-Wille werde: so setzt die Vollziehung des Willens eine Unterordnung voraus, die sich nicht einfallen lasse, aus der angewiesenen Bahn zu weichen. Wollte man dies noch weiter verfolgen: so würde man ganz unfehlbar die Entdeckung machen, daß der Regierung die ersten Naturgesetze zum Grund liegen müssen, nämlich die der Centripetal- und der Centrifugal-Kraft, so daß nur diejenige Regierung einen bleibenden Werth hat, in deren Organisation beide Kräfte auf das Innigste mit einander verbunden sind. Wo dies nicht der Fall ist, da kann es nie an Unordnungen fehlen; und wenn man glaubt, die gebietende Persönlichkeit des Regenten vermöge eine gute Verfassung zu ersetzen; so ist dieser Irrthum um so auffallender, da jede Persönlichkeit eines Regenten nur auf dem künstlichen Wege, d. h. auf dem einer mehr oder weniger guten Verfassung, gebietend gemacht werden kann. Alle Persönlichkeit, als Produkt natürlicher Anlagen, ist etwas, das der Mensch nie in seine Gewalt bekommen kann; hieraus aber folgt, daß er auch nicht danach streben müsse; denn dies Streben würde ja vergeblich seyn. Die Natur besiegt man, wie ein großer Denker gesagt hat, nur dadurch, daß man sich ihr unterwirft.

Von Wem ist Friedrichs des Dritten drei- und funfzigjährige Regierung nicht als schwach und kraftlos getadelt worden! Aber hat man jemals gewissenhaft untersucht, wie viel von dieser Schwäche und Kraftlosigkeit auf die Rechnung der Umstände, und wie viel davon auf die der Persönlichkeit des Kaisers gebracht werden müsse? Mit derselben, vielleicht mit einer noch schwächern Persönlichkeit des Regenten, haben andere Reiche die stärksten Fortschritte in der Entwickelung ihrer Kraft gemacht; ein auffallender Beweis, um Diejenigen zu widerlegen, welche, mit Hinwegsetzung über die Vortheile einer guten Verfassung, Alles von der Energie der Staatschefs erwarten.

Friedrich der Dritte ward von den deutschen Kurfürsten zum Kaiser gewählt, nicht weil er stark, sondern weil er schwach war, d. h. weil es ihm an allen äußeren Mitteln fehlte, ihnen zu gebieten und irgend einen Willen in Beziehung auf Deutschland geltend zu machen. Sein einziger Nebenbuhler in Ansehung der Kaiserwürde war der Landgraf Ludwig von Hessen, und auch dieser war es nicht einmal aus eigenem Antriebe, sondern weil einige deutsche Fürsten ein Interesse hatten, ihn zu einem unzeitigen Ehrgeiz zu bethören. Für Friedrich entschied die Lage seines Domäns, welche das, was man die deutsche Freiheit zu nennen beliebte, gar sehr begünstigte. Dazu kam, daß Friedrich nicht einmal Herr von ganz Oesterreich war, sondern nur Steiermark, Kärnthen und Krain besaß; denn das Uebrige gehörte seinen Brüdern und Vettern. Vielleicht hätte Friedrich, dem es gar nicht an gesunder Beurtheilung fehlte, die Kaiserwürde

gar nicht angenommen, wenn die Verwickelungen, worin er, als deutscher Fürst, theils mit seinen nächsten Anverwandten, theils mit den benachbarten Reichen, Böhmen und Ungarn, lebte, ihn nicht auf den Gedanken gebracht hätten, daß jene Würde ihm sehr nützlich werden könnte. Obgleich zu einem leeren Titel herabgesunken, wirkte die Kaiserwürde noch immer durch die Zurückerinnerungen, die sich an sie knüpften; und dies gehörig erwogen, konnte man sich wohl versucht fühlen, sich selbst mit einem leeren Titel zu befassen. Was man nun auch an Friedrichs des Dritten Regierung tadeln mag, so hat doch der Erfolg seine Politik gerechtfertigt: denn er ist als Derjenige zu betrachten, der sich dem Spotte der Mitwelt und selbst der Nachwelt ausgesetzt hat, um die Größe seines Hauses zu gründen, das ihm sehr viel verdankt.

Zwei große Angelegenheiten beschäftigten um die Zeit, wo er die Kaiserwürde erhielt (1440), die europäische Welt; die eine war das zunehmende Versinken der päbstlichen Autorität, die andere das Vordringen der Türken nach Europa. Beide standen in der genauesten Verbindung mit einander. Hätten die Päbste das Ansehn vertheidigen können, welches Gregor der Siebente und dessen nächste Nachfolger genossen: so würde ihnen nichts leichter geworden seyn, als die Türken jenseit des Hellesponts zu erhalten. Diese drangen also nur vor, weil die allgemeine Regierung von Europa, welche durch das Pabstthum gebildet wurde, im Absterben begriffen war; in einem Absterben, welches, seit dem Stillstand der Kreuzzüge, durch die Versetzung des päbstlichen Stuhles nach Avignon, durch das, auf die Rückkehr nach

Italien eingetretene, Schisma, und durch alle die Bemühungen dies Schisma durch Concilien zu heben, herbeigeführt war. Man denke nicht allzu schlecht von dem Mittelalter und von den Wirkungen des Pabstthums. Wie verderblich diese auch für das eine und das andere Reich, namentlich für Deutschland, seyn mochten: so waren sie es doch so wenig für Europa, daß man das Pabstthum den Urheber alles europäischen Gemeingeistes nennen kann. Die Fundamente, auf welchen es ruhete, waren erschüttert. Eben deswegen konnte es nicht die Vereinigungen hervorbringen, die ehemals sein Stolz, sein Triumph gewesen waren. In der Lage, worin sich die Welt gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts befand, war dabei nicht wenig zu bedauern; und Männer, die, wie Friedrich der Dritte, nichts so sehnlich wünschten, als daß es möglich seyn möchte, Europa noch einmal unter derselben Fahne zu vereinigen, wollten zwar etwas, das nicht mehr in dem Geiste der Zeit war, aber durchaus nichts, was in sich selbst verdammlich gewesen wäre. Ein Skanderbeg und Hunyades waren nur als Vorposten zu betrachten; nur als schwache Dämme eines starken Stromes, der, wenn er sich einmal in die Ebene ergoß, die ganze Flur zu verschwemmen drohte. Man muß die gleichzeitigen Schriftsteller lesen, um zu wissen, wie die besseren Geister über die Ursachen der Erscheinungen urtheilten. „Die Christenheit, sagt Aeneas Sylvius, ist ein Körper ohne Haupt, ein Staat ohne Gesetz und Magisträte. Pabst und Kaiser schließen zwar hohe Titel in sich, und erfüllen die Einbildungskraft mit glänzenden Bildern; aber weder der eine noch der andere

ist im Stande zu befehlen, und Niemand will gehorchen. Jeder Staat hat seinen besonderen Fürsten, jeder Fürst sein besonderes Interesse. Welche Beredtsamkeit vermöchte, so viele und so widerwärtige Gewalten unter Einer Fahne zu vereinigen? Wäre dies aber auch möglich, wer würde es wagen, das Amt eines Generals zu übernehmen? Woher sollte die Ordnung kommen? woher die militärische Disciplin? Wer würde es unternehmen, eine so enorme Menge zu verpflegen? wer die verschiedenen Sprachen verstehen, und die widerspruchvollsten Sitten beherrschen? Welcher Sterbliche könnte die Engländer mit den Franzosen, die Genueser mit den Aragonesen, die Deutschen mit den Böhmen und Ungarn versöhnen? Unternimmt eine kleine Schaar den heiligen Krieg, so wird sie vernichtet von dem Feinde; eine große zerstört sich durch ihre eigene Masse." In Wahrheit, Pabst und Kaiser waren in dem Verlauf der Zeit dahin gekommen, daß sie, um noch länger fortzudauern, kein Bedenken tragen durften, sich die Hand zu reichen. Die Unabhängigkeit der Kaiserwürde war, wie wir wissen, seit Ludwig dem Baiern festgestellt; und die natürliche Folge davon war, daß Friedrich der Dritte nicht nöthig hatte, sich in Rom krönen zu lassen. Gleichwohl trat er im zwölften Jahr seiner Regierung die Reise dahin an, mehr, wie es scheint, um sich durch den Pabst und den Pabst durch sich zu heben, als aus irgend einem abergläubischen Beweggrunde. Damals regierte Nicolaus der Fünfte. Mit welchem Auge sich beide betrachteten, darüber schweigt die Geschichte, wiewohl sie bemerkt hat, daß zwischen Pabst und Kaiser diesmal alles sehr friedlich abgemacht

worden sey; aber Nicolaus und Friedrich konnten, wenn sie in die Vergangenheit zurückblickten, sich als zwei lebensmüde Greise betrachten, die, nachdem sie ihre Jugend in fortdauernder Nebenbuhlerei hingebracht haben, endlich inne geworden sind, daß nur eine Thorheit sie entzweit hat.

Wollte man alle die Unterhandlungen und Berathschlagungen, welche der Eroberung von Constantinopel vorangingen oder nachfolgten, um die Türken wieder aus Europa zu vertreiben, zusammenstellen: so würde man eine Geschichte liefern, die, indem sie das Interesse des besten komischen Romans hätte, die Divergenz der europäischen Staaten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts am besten ins Licht stellte. Anheben könnte man etwa mit der Versammlung, welche Philipp, Herzog von Burgund, in den Niederlanden veranstaltete. Zu einem großen Gastmahl hat sich der Adel versammelt, als, während dieses Gastmahls, ein riesenmäßiger Sarazen einen gemachten Elephanten in den Speisesaal führt, der ein Schloß auf seinem Rücken trägt. Aus diesem Schlosse tritt, in Trauer gehüllt, eine Matrone (das Sinnbild der Religion) hervor, und bejammert die Unterdrückung, in welcher sie lebt, und die Lauheit ihrer Vertheidiger. Dann tritt, mit einem Phasanen auf der Hand, der vornehmste Herold des goldnen Vließes hervor, und überreicht denselben, nach Sitte des Ritterthums, dem Herzoge. Auf diese außerordentliche Aufforderung übernimmt der Herzog die Pflicht des heiligen

Krieges gegen die Türken. Sein Beispiel wird von allen Baronen und Rittern der Versammlung befolgt, welche bei Gott, bei der Jungfrau Maria, bei den Frauen und bei dem Phasan schwören, das Aeußerste zu thun und zu leiden. So endigt sich diese Feierlichkeit. Allein der Herzog von Burgund vermag nichts, wenn er nicht andere Fürsten, wenn er nicht vorzüglich die Deutschen für sein großmüthiges Vorhaben gewinnen kann. Es wird ein Reichstag verabredet, welcher zu Regensburg gehalten werden soll. Gewissenhaft erscheint der Herzog von Burgund; wer aber nicht erscheint, ist der deutsche Kaiser, verhindert durch Zänkereien mit seiner eigenen Familie. Philipp macht sich anheischig, mit seiner ganzen Macht gegen die Türken zu Felde zu ziehen, wenn man ihn unterstützen will; allein, indem das Ausbleiben des Kaisers zu den gehässigsten Vermuthungen Anlaß giebt, bleibt das großmüthige Anerbieten des Herzogs ohne Erfolg, und man begnügt sich, einen neuen Reichstag zu verabreden, der im Sept. 1454 gehalten werden soll. Wirklich versammelt man sich zu Frankfurt am Main; doch auch diesmal fehlt der deutsche Kaiser; und als man eben Beschlüsse gegen die Türken fassen will, erscheinen die Abgeordneten des Deutschen Ordens, welche Beistand gegen die rebellischen Preußen und gegen deren Beschützer, den König von Polen, verlangen. Man berathschlagt über die entgegengesetzten Unternehmungen; die Meinungen theilen sich; die Unzufriedenheit mit Pabst und Kaiser gewinnt die Oberhand, und ob man sich gleich nicht bestimmt gegen den Kreuzzug wider die Türken erklärt: so trennt man sich doch, ohne

einen Beschluß gefaßt zu haben. Ein neuer Reichstag wird nach Neustadt ausgeschrieben, damit diesmal wenigstens der Kaiser an ihm Theil nehmen könne. Kaum hat er seinen Anfang genommen, als die Nachricht von dem Tode Nicolaus des Fünften und von der Erhebung Calixtus des Dritten die Frage in Gang bringt: ob man dem neugewählten Pabste die Obedienz leisten müsse. Der Kaiser ist dafür; die Stände sind dawider, indem sie durch Versagung der Obedienz die Aufhebung des Concordats von 1448 zu bewirken hoffen. Beide zerfallen, und der Reichstag bleibt ohne Erfolg. Von Aeneas Sylvius angestachelt, spannt Calixtus, so alt und abgelebt er ist, alle Triebfedern an, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen; allein in allen westeuropäischen Reichen herrscht Unruhe oder Krieg; und, um bei Deutschland stehen zu bleiben, so sind alle Bemühungen, den Landfrieden zu erhalten, vergeblich. Jacob von Sirk, Erzbischof von Trier, fordert von benachbarten Edelleuten Lehen zurück, die sie auf Kosten der Kirche usurpirt haben; der Herzog von Zweibrück will den Pfalzgrafen Friedrich zwingen, den Titel eines Kurfürsten, zum Vortheil seines Mündels, abzulegen; die Salzwerke von Lüneburg sind der Gegenstand eines blutigen Krieges zwischen Wilhelm dem Alten, Herzog von Braunschweig, und dem Herzog Ernst aus demselben Hause; der Herzog von Sachsen hat sich mit dem Herzog von Burgund entzweit, und streitet gegen seinen Bruder mit bewaffneter Hand um sein Erbtheil u. s. w. Unterdeß wälzt sich die Gefahr näher und näher; denn schon wird Belgrad von Mahomed dem Zweiten bela-

gert. Glücklicherweise scheitert dieses Unternehmen an dem Verstand des jüngeren Hunyades.

Wie sehr hatte Aeneas Sylvius Recht, als er den deutschen Fürsten zurief: „Es giebt noch eine andere „Ursache, welche das Reich verringert, und es endlich „ganz vernichten wird, nämlich die Vielherrschaft, von „den Philosophen verabscheut, von Euch gehegt und „gepflegt. Wiewohl ihr den Kaiser als euren König „und Herrn erkennt: so ist doch seine Gewalt von eurer „Willkür abhängig. Ihr gehorcht ihm nur, so viel ihr „wollt; ihr wollt aber lieber gar nicht gehorchen. Weder „Städte noch Fürsten geben dem Kaiser was des Kai„sers ist. Er hat keine Einkünfte, keinen Schatz; denn „jeder will unumschränkter Herr des Seinigen bleiben. „Daher die vielen Kriege und Zwistigkeiten unter euch, „aus welchen Raub und Brand und Mord erfolgt, wie „es da seyn muß, wo viele Köpfe zugleich herrschen. *)"

---

*) Sed est alia maior ratio, quae vestrum Imperium *comminuit, et ad nihilum rediget*, nisi occurritis. Pluralitatem Principum Philosophi abhorrent. Vos ea gaudetis. Nam quamvis Imperatorem et Regem et Dominum vestrum esse fatemini, precario tamen ille imperare videtur. Nulla eius potentia est; tantum ei paretis, quantum vultis, vultis autem minimum. Libertas omnibus in communi placet. Neque Principes neque civitates, quod suum est, Imperatori praebent. Nulla illi vectigalia, nullum aerarium. Quisque suae rei moderator et arbiter esse vult. Hinc discordiae inter vos crebrae, et assidua bella grassantur, ex quibus rapinae, incendia, caedes et mille malorum emergunt genera, quemadmodum ibi intervenire necesse est, ubi plura dominantur capita.

Aeneas Sylvius de moribus Germanorum sive Apologia ad Thomam Mayer p. m. 706 sqq.

Nie ist eine größere Wahrheit gesagt worden; heilsam aber konnte sie niemals werden; denn alle Kraft der Wahrheit verschwindet da, wo ein besonderes Interesse ihr entgegenwirkt. Im funfzehnten Jahrhunderte war dies noch das ausschließende Interesse der deutschen Fürsten, in Verbindung mit dem des Pabstes; späterhin würde es das Interesse aller auswärtigen Mächte, welche ihre Rechnung dabei fanden, Deutschland zu keiner Defensiv-Kraft gelangen zu lassen. Will man überhaupt wissen, bis zu welchem Grade die Welt nicht eine Welt der Ideen, sondern der Verhältnisse ist, und wie schwer es hält, Idee und Verhältnisse zu vermitteln: so muß man die Geschichte des deutschen Reichs studiren.

Wir haben hier nur einen leichten Umriß von den Schwierigkeiten gegeben, welche mit der Vereinigung der deutschen Fürsten zu einer gemeinschaftlichen Anstrengung verbunden waren. In Deutschlands Verfassung lag der Grund von allen den Fortschritten, welche die Türken in Europa machten; und unstreitig macht man sich eine übertriebene Vorstellung von Mahomeds des Zweiten Genie, wenn man es mehr nach den Hindernissen, auf welche er hätte stoßen können, als nach denen beurtheilt, die er wirklich vorfand. Ohne den gleichzeitigen Untergang des Pabstthums und des Kaiserthums würde den Türken die Niederlassung in Europa nie gelungen seyn; gleichzeitig aber ward dieser Untergang nur dadurch bewirkt, daß die Absichten der Päbste in Beziehung auf Deutschland waren erreicht worden. Pius der Zweite

und Friedrich der Dritte sind gleich bemerkenswerth: jener als ein Pabst, der durch Wohlredenheit und Schöngeisterei noch etwas auszurichten glaubt; dieser als ein Kaiser, der sich ehrlich sagt, daß die Ausübung der Macht auf dem Daseyn von Mitteln beruht, welche nicht fehlen dürfen, ohne einen unerträglichen Widerspruch zwischen Schein und Wesen herbeizuführen. Pius der Zweite findet auf dem, mit großem Geräusch von ihm ausgeschriebenen Convent zu Mantua das Maaß seiner Autorität; und weil er sich nicht vorstellen kann, daß es aus sey mit der theokratischen Universal-Monarchie, so macht er noch einen Versuch, durch sein Beispiel alles mit sich fortzureißen, und stirbt, weil auch dieser Versuch fehlschlägt. Friedrich der Dritte, geängstigt von den Türken, welche in Krain und Kärnthen eindringen, noch mehr geängstigt von den Königen Ungarns und Böhmens, welche, als Emporkömmlinge, das Recht durch das Verdienst erkaufen müssen, vor allem aber geängstigt durch einen rebellischen Adel und durch eine eben so rebellische Bürgerschaft, sieht sich zuletzt genöthigt, seine Erbstaaten zu verlassen und sich in Deutschland umzutreiben, bis es endlich seinem Sohne Maximilian gelingt, einen Vergleich zwischen dem Kaiser und den Herzögen von Baiern zu Stande zu bringen, welcher die Folge hat, daß Friedrich den letzten Rest seines Lebens in Ruhe verleben kann.

Das Emporkommen des Hauses Oesterreich war vom Schicksal selbst beschlossen. Eben deswegen mußte

alles dazu beitragen. Die Fortschritte der Türken in Europa hatten den Herzog Philipp von Burgund zu großmüthigen Entschließungen bewogen, die, wenn sie auch im Uebrigen ohne Wirkung blieben, doch wenigstens die Folge hatte, daß zwei Fürstenhäuser in Berührung kamen, welche, durch den Raum geschieden, in der damaligen Lage Europa's sehr wenig mit einander gemein hatten; nämlich die Häuser von Burgund und Oesterreich. Nach Philipps Tode dauerte diese Verbindung fort, und der hochfahrende Charakter des Herzogs Carl von Burgund wurde die Ursache einer Kette von Begebenheiten, welche sich durch Jahrhunderte hinzieht. Dieser Herzog Carl ist sehr mannichfaltig beurtheilt worden. Um ihn gehörig zu würdigen, muß man auf seine Lage eingehen. Der französische Thron war mit Ludwig dem Eilften besetzt; einem Könige, dessen Gewissen durch das bestimmt wurde, was er für vortheilhaft für sich und das französische Reich hielt. Auf diese Weise bedroht, hatte Carl keinen natürlicheren Bundesgenossen, als England; da sich aber der Kampf der weißen und rothen Rose seinem Ende näherte, und Englands zunehmende Erschöpfung keinen wesentlichen Beistand erwarten ließ: so blieb Carln schwerlich etwas anderes übrig, als sich dem deutschen Reiche anzuschließen. Ob er Eroberungsabsichten damit verband, kann als problematisch betrachtet werden; auf jeden Fall würden sie unvernünftig gewesen seyn, da er nur eine einzige Tochter hatte, die, auch wenn das Herzogthum Burgund nicht vergrößert wurde, die reichste Erbin in Europa war und blieb. Jener Krieg mit den Schweizern, in welchem Carl bei

Nancy aufs Haupt geschlagen wurde, und sogar das Leben verlor, mochte in jedem Betracht nothwendig seyn, nicht um die Schweiz zu erwerben, denn dazu reichten Carls Kräfte nicht aus, wohl aber um Ruhe gegen einen Feind zu haben, der im Solde Ludwigs des Eilften stand. Früher schon war die Rede von einer Vermählung zwischen dem Erzherzog Maximilian, als künftigem König von Deutschland, und der Prinzessin Maria, Carls Tochter gewesen; doch die Unterhandlungen darüber hatten sich immer wieder zerschlagen, sey es durch die Schuld Friedrichs oder des Herzogs. Nach Carls Tode hielt der König von Frankreich den Zeitpunkt für gekommen, das Herzogthum Burgund mit Frankreich zu vereinigen. Die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, mußte entscheiden. Er trat als Obervormund der burgundischen Prinzessin auf, welcher die Pflicht der Beschützung auf sich habe. Dabei sprach er von einer Vermählung dieser Prinzessin mit dem Dauphin, seinem Sohne. Dies hätte weit führen können, wenn der Dauphin schon ein männliches Alter erreicht gehabt hätte. Was die Prinzessin und ihre Vertrauten noch mehr von dieser Vermählung abschreckte, war die Unholds-Gestalt des Prinzen Carl, auf welche die sittliche Häßlichkeit seines Vaters in ihrer ganzen Machtfülle übergegangen war. Indem nun Maximilian sich unter diesen Umständen um die Hand der Prinzessin bewarb, kam er um so schneller zum Zweck, weil Jugend, Schönheit und Lebhaftigkeit sich in ihm vereinigten. Diese Vermählung aber war es, was das Haus Oesterreich in einem so kurzen Zeitraum emporbrachte. Unstreitig trug die Entwicke-

wickelung, welche die europäische Welt auf allen Punkten erreicht hatte, nicht wenig dazu bei; aber merkwürdig ist und bleibt es, daß dasselbe Haus, welches bei Friedrichs des Dritten Tode (1493) als eins der kleinsten Fürstenhäuser da stand, nach ungefähr 30 Jahren durch die Vermählung des Erzherzogs Philipp mit Johanna von Spanien in dem höchsten Glanze da stand, den jemals ein Fürstenhaus vereinigte; als es nämlich in der Person Carls des Fünften die Kronen von Spanien, Neapel und Sicilien mit der deutschen Kaiserkrone verband, und dadurch der europäischen Politik die Richtung gab, die noch jetzt fortdauert.

So wie die Autorität der Päbste (welche von dem Schicksal keinen anderen Auftrag gehabt zu haben scheinen, als Europa durch das Kirchenthum mit sich selbst in Zusammenhang zu setzen) verschwand, suchte man wenigstens das zu retten, was sie als vorzüglichstes Mittel gebraucht hatten, jene Autorität zu bewahren; nämlich Verhinderung einer überwiegenden Macht. Hieraus entwickelte sich in der Folge das System der Gegengewichte, welches von Großbritannien mit so großem Erfolge für die Vermehrung seiner eigenen Macht benutzt worden ist, unter der Benennung eines Gleichgewichts der politischen Macht. Die Gerechtigkeit muß man England widerfahren lassen, daß es schon am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts wußte, woran es mit sich selbst war. Denn, als Maximilian, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, sich um die Hand der

Prinzessin Anna von Bretagne bewarb, und von Carl dem Achten, selbst nachdem die Vermählung durch einen Bevollmächtigten war vollzogen worden, um seine Braut oder seine Gemahlin betrogen wurde, that die englische Regierung alles, was in ihren Kräften stand, Frankreich an der Erwerbung des Herzogthums Bretagne zu verhindern, indem sie auf dem Reichstage zu Coblenz durch Abgesandte vorstellen ließ: wie diese Provinz hinreichte, um die Franzosen zu Herren des Meeres zu machen, und nach und nach zum Besitz von England, Flandern und den zunächst gelegenen Reichsländern zu führen. Die deutschen Fürsten, welche in diesen Zeiten nichts von einem Gleichgewicht der politischen Macht ahneten, und vermöge ihrer ganzen Lage in der Welt um nichts weniger verlegen waren, als um die Herrschaft zur See, hörten die Reden der englischen Gesandten mit großer Gleichgültigkeit an; und indem sie, nach hergebrachter Weise, dem römischen König ihren Beistand versagten, sah dieser sich gezwungen, das Herzogthum Bretagne fahren zu lassen und den Tractat von Senlis abzuschließen (1492), durch welchen die Mitgift seiner mit dem Dauphin versprochenen Tochter Margaretha, nämlich die Grafschaften Artois, Burgund und Charleroi an seinen Sohn Philipp herausgegeben wurden.

Kein übler Tausch, wenn man die Lage des Herzogthums Bretagne in's Auge faßt!

Die großen Erfindungen, von welchen oben die Rede gewesen ist, fingen gegen das sechzehnte Jahrhundert an,

ihre Wirkungen zu thun. Durch die Erfindung des Schießpulvers und durch die Anwendung desselben auf den Angriff von Befestigungswerken, war das System des Adels, so fern es nur durch feste Burgen vertheidigt werden konnte, eben so zerstört, wie das der Bürgerschaft, sofern es sich nur durch feste Städte behaupten ließ; beide Stände mußten sich darein finden, ihrer bisherigen Feindschaft zu entsagen. Die Erfindung der Magnetnadel führte zur Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch Vasco de Gama, d. h. zu einem kürzeren und bequemeren Wege nach Ostindien auf der einen, und zur Entdeckung eines ganz neuen Erdtheils durch Christoph Columbus auf der anderen Seite; und indem Europa mit Asien und Amerika in einen engeren Zusammenhang gebracht wurde, lernte es nicht bloß neue Bedürfnisse, sondern auch neue Arten der Befriedigung derselben kennen. In Wahrheit nie haben sich zwei Erfindungen besser unterstützt, als die des Schießpulvers und der Magnetnadel; denn jene ist die Ursache einer ungestörteren Ruhe, diese die Ursache einer größeren Thätigkeit geworden. Die Erfindung der Buchdruckerei vermehrte den Aufschwung des Geistes; und der Umstand, daß sie gerade um die Zeit, wo die Türken sich in Europa niederließen, in Gang kam, trug nicht wenig dazu bei, ihre Wirkungen zu vergrößern; denn indem griechische Gelehrte nach Italien auswanderten, und von da aus ganz Europa mit neuen Schätzen (denen der griechischen Literatur) bereicherten, vermehrte sich die Zahl der Stützen, an welchen der Geist erzogen werden mußte, plötzlich für ganze Geschlechter.

Aus allzu engherzigen Begriffen von politischer Unschuld und Menschlichkeit hat man die Deutschen glücklich geschätzt, daß sie keinen Antheil gehabt haben an der Entdeckung und Unterjochung der neuen Welt. Hierauf ließe sich antworten: ignoti nulla cupido. Völker, wie Individuen, thun was ihre Lage mit sich bringt; und wenn die Deutschen weder das Vorgebirge der guten Hoffnung, noch Amerika entdeckt haben: so folgt daraus nur, daß die Lage von Deutschland dies nicht mit sich brachte, nicht, daß die Deutschen sich solcher Entdeckungen troß einer bequemeren Lage enthalten haben würden. Eigentlich sollte man den Deutschen darüber Vorwürfe machen, daß sie den Werth der Küsten nie gehörig geschätzt haben; denn wenn sie dies gethan hätten, so würden sie in ihrer Entwickelung viel weiter gekommen seyn. Hierin haben sie noch jetzt sehr viel nachzuholen; um aber mit Erfolg nachholen zu können, müssen sie sehr vielen Vorurtheilen entsagen, die sie über sich selbst haben, vor allem dem grundfalschen Begriff von Nationalität, der sich in ihren Köpfen festgesetzt hat und wesentlich darauf beruht, daß sie, ohne alle Rücksicht auf ihre Territoriallage durch Anschmiegen an das besondere Interesse ihrer Dynastieen zu Nationen zu werden glauben. Die Kindheit der Nationalität!

Das stärkere Leben, das, vom 16ten Jahrhunderte an, in Europa fühlbar wird, ist also wesentlich jenen Erfindungen zuzuschreiben. Auch in früheren Perioden haben einzelne Theile von Europa kräftig für oder gegen

einander gewirkt; aber der Charakter der Erscheinungen war ein anderer, und mußte es seyn, weil die Gesellschaft nicht dieselben Substrate hatte. Man wundert sich bisweilen darüber, daß Menschen, welche durch die Zeit von einander geschieden sind, eine und dieselbe Verrichtung in einem ganz verschiedenen Geiste vollbringen; und doch verdienet nichts weniger ein Gegenstand der Verwunderung zu seyn, indem das Individuum nothwendig den Charakter seiner Zeit hat.

Gregor der Siebente und Alexander der Sechste — wie verschiedene Päbste! Und doch ist die Frage, was Gregor gewesen wäre als Zögling des funfzehnten Jahrhunderts und unter solchen Einwirkungen wie die waren, unter welchen Alexander der Sechste stand? Je mehr dieser Pabst noch jetzt verkannt wird, desto mehr muß man sich, der Wahrheit zu Liebe, seiner annehmen. Er war ein geborner Spanier, und lebte, als solcher, geachtet und geliebt, im Schooße einer zahlreichen Familie, als es seinem Oheim Calixtus dem Dritten einfiel, ihn, den Gatten und den Vater, zu den ersten kirchlichen Würden nach Italien zu berufen. Was sollte er thun? Er weigerte sich lange, weil er wohl fühlte, daß man durch Uebernahme von unverträglichen Pflichten sich selbst am meisten schadet; als aber sein Oheim nicht abließ, ihn zu berufen, gab er den Bitten seiner Gemahlin nach, die eine Italiänerin war. Eigentlich wurde er das Opfer des Nepotismus, eines Systems, wodurch die Päbste, als ehelose Wahlchefs, sich selbst beschützen mußten. Seine Anstellung als Cardinal hatte nur Calixtus der Dritte zu verantworten, der genau wußte,

woran er mit ihm war; seine Erhebung auf den päbstlichen Thron hatte nur das Conclave zu verantworten, welches dies nicht weniger wußte. Alexander hatte bereits ein hohes Alter erreicht, als er an die Spitze der christlichen Kirche trat; und es ist an und für sich abgeschmackt, anzunehmen, daß er, gegen dessen Jugend und männliches Leben sich nichts einwenden ließ, allen Naturgesetzen zum Trotz, als Greis sich allen Ausschweifungen sollte ergeben haben. Allein die Zeit, in welche sein Wirken fiel, war sehr schwürig. Vor allen Dingen kam es darauf an, der Kirche wieder zu geben, was Usurpatoren unter der Benennung von Kirchen-Vicarien ihr entrissen hatten; und indem Alexander sich diesem widrigen Geschäfte unterzog, stellte er sich allen den Verläumdungen bloß, welche die an den Höfen dieser Kirchen-Vicarien befindlichen Schöngeister aufzubringen im Stande waren. Sein ältester Sohn fiel unter den Dolchen der Meuchelmörder, weil man seine Bestimmung ahnete. Doch Alexander, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, gab einem zweiten Sohne dieselbe Bestimmung. Seine Idee war nämlich, die Kirche durch einen Staat zu beschützen, der sein Interesse nicht von derselben trennen konnte. Für diesen Plan wirkte Cäsar Borgia so hinterlistig als grausam, man muß es gestehen; aber doch nur, weil es gegen die besonderen Feinde der Kirche keine anderen Mittel gab: denn Eins geht durch die Geschichte aller Regierungen, sie mochten weltliche oder geistliche seyn, nämlich daß sie in eben dem Grade listig und grausam wurden, in welchem sie ihre Schwäche fühlten. Mit einem Worte: Alexander war kein schlech-

terer Pabst, als viele seiner Vorgänger und viele seiner Nachfolger; aber er hatte das Ausgezeichnete, daß seine Nepoten seine Söhne waren, und daß er die päbstliche Regierung in den Stand setzen wollte, durch Verbesserung der Einkünfte des Kirchenstaats der Tyrannei gegen auswärtige Völker zu entsagen.

Man hat im Studium der Geschichte Mühe, die Ursachen zu entdecken, welche die französischen Könige des funfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts nach Italien getrieben haben. Wie mannichfaltig nun auch diese Ursachen gewesen seyn mögen, so zeigte doch das zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten abgeschlossene Concordat, daß der Wunsch, das Verhältniß des Staats zur Kirche zu verbessern, einen wesentlichen Antheil an diesen Unternehmungen hatte. Wie wenig Zuverlässiges ist in Beziehung auf diese Periode aufgezeichnet worden, weil das Regieren bei weitem mehr eine Angelegenheit der Herrscher, als der Beherrschten war! Der Protestantismus, welchen Philipp der Schöne an den Tag gelegt hatte, war seinen Wirkungen für Frankreich nach, dahin, sobald der Wohnsitz der Päbste von Avignon wieder nach Rom verlegt war. Ludewig der Eilfte, der dies sehr wohl fühlte, ging auf die Beschlüsse der Concilien von Constanz und Basel ein; allein so wie durch diese Concilien nichts Wesentliches an dem Verhältnisse des Staats zur Kirche verbessert werden konnte, so mußten auch die pragmatischen Sanctionen ihrer Beschlüsse vergeblich seyn. Größere Unabhän-

gigkeit von den Anordnungen der Päbste und eine damit verbundene Verbesserung eigener Einkünfte lag in den Wünschen der französischen Könige; und um beides zu erreichen, schien es ihnen nöthig, auf Italien durch Krieg einzuwirken. Carls des Achten Feldzug nach Neapel bekommt hierdurch einen Sinn; doch je schlechter das Ziel gedacht war, desto weniger muß man sich darüber wundern, daß Carl, nach der Eroberung von Neapel, an der Spitze einer Armee, welche in diesen Zeiten schwerlich ihres Gleichen hatte, auf das erste Zeichen einer Diversion in seinem Rücken halb unsinnig zurückging, und sich glücklich schätzte, sich bei Fuornuovo im Parmesanischen durchschlagen zu können. Dies war Alexanders des Sechsten Werk, und die Autorität der Päbste war noch einmal gerettet. Indeß fand Carl in Ludwig dem Zwölften, seinem Nachfolger, wie friedlich dieser König auch gesinnt seyn mochte, einen Fortsetzer; und die Verwickelungen, welche hieraus entstanden, indem die Päbste, um sich zu wehren, theils Spanien, theils Deutschland und die Schweiz in Bewegung setzten, waren merkwürdig genug, und würden es noch mehr seyn, wenn die Kriege, welche bis zur Schlacht von Marignano geführt wurden, jemals von den Päbsten oder ihren Vertrauten wären geschrieben worden. Die Könige von Spanien nahmen um diese Zeit den Titel der Allerkatholischsten an, im Gegensatz der französischen, welche die Allerchristlichsten genannt wurden; beide schlugen und betrogen sich wie sie konnten. Die wahre Absicht der spanischen Könige scheint gewesen zu seyn, die Vertheidigung des Pabstthums zur Grundlage für ihre Größe zu machen; die der franzö-

sischen Könige mußte der Gegensatz des Katholicismus seyn, welcher in mancher Hinsicht wirklich das Christenthum ist. Allein so wie man in Frankreich bei großen Unternehmungen, trotz eines sehr heftigen Anlaufs, immer auf halbem Wege stehen geblieben ist: so geschah es auch in der großen Angelegenheit, welche ein besseres Verhältniß der Kirche zum Staate bezweckte; und nachdem das Concordat mit Leo dem Zehnten abgeschlossen war (1515), hielt man sich so sehr an den Buchstaben des Gesetzes, daß man den Geist desselben durch Scheiterhaufen und Bluthochzeiten zu verbannen strebte. Die Religion war gut genug, polizeilichen Absichten zu dienen, und was darüber hinausging, kam in gar keine Betrachtung.

Außerordentliche Erscheinungen sind nicht häufiger, als in großen Krisen. Während es sich um die Fortdauer der theokratischen Universal-Monarchie handelte, welche von dem Geiste des Jahrhunderts immer mehr zu Grabe getragen wurde, gab es einen Pabst, der, um die Barbaren — so nannte er alle europäische Nationen bis auf die dem heil. Stuhl ergebenen Spanier — aus Italien zu vertreiben, sich an die Spitze eines Kanonenparks stellte, den sein Vorgänger erworben hatte. Dies war Julius der Zweite, dessen Regierung in das erste Viertel des sechzehnten Jahrhunderts fällt. In den ersten Zeiten des Feudal-Wesens war nichts gewöhnlicher gewesen, als Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte in den Krieg ziehen zu sehen; ihre Pflicht als Territorialherren hatte dies mit sich gebracht, und deshalb war

die Kriegskeule in der Hand eines Priesters minder anstößig gewesen. Bei dem allen hatten die Päbste fortdauernd ihre Würde bewahrt, sich nur als Schiedsrichter darstellend, und selbst dann, wenn sie den Antrieb zum Kriege gaben, nie ins Feld ziehend. Julius der Zweite machte eine Ausnahme, welche durch die Neuheit des groben Geschützes in Europa nur noch auffallender wurde; er setzte sich aber nur der Gefahr aus, von dem Ritter Bayard gefangen genommen zu werden, und was er durch seine Flucht, wie durch sein ganzes Betragen, an der öffentlichen Meinung einbüßte, war über alle Berechnung hinaus. Das Ehrwürdige muß nicht lächerlich werden; Julius der Zweite aber machte es dazu. Von jetzt an gab es keinen Stillstand mehr in dem Verfall des Pabstthums; es hatte seine Wirkungen gethan, und mußte, wie jede erschöpfte Kraft, in sich selbst verschwinden.

Dies alles wirkte auf Deutschland auf das Wunderbarste zurück. Den Kaiser Maximilian kann man als das Band betrachten, durch welches das deutsche Reich in die Angelegenheiten Europa's verflochten wurde. Seine Lebhaftigkeit, sein politischer Sinn, sein Haß gegen Frankreich, alles trug dazu bei, Deutschland in seiner Schwerkraft anzuregen, und eine merkwürdige Umwälzung in dem gesellschaftlichen Zustande dieses Reichs herbei zu führen. Doch würde diese Umwälzung minder schnell erfolgt seyn, wenn der Zusammenhang, worin die Geister stehen, es in Europa nicht mit sich brächte,

daß jede Erfindung und Entdeckung sogleich zu Gemeingut werden muß. Die Vortheile, welche Europa von der Erfindung der Magnetnadel zog, konnten für Deutschland freilich nur im Widerschlage empfunden werden; dies brachte seine Lage mit sich. Desto unmittelbarer waren die Wirkungen von den Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei. So wie durch das Daseyn der sogenannten Donnerbüchsen der Werth der festen Schlösser vermindert wurde und der Werth der Industrie stieg, gewannen die Legisten Raum; eine Menschenklasse, welche auf den deutschen Universitäten sehr zahlreich war, das Umgekehrte von den ehemaligen Dekretalisten darstellte, und mit aller Macht des Zeitgeistes auf die Abschaffung der letzten Ueberreste des Faustkampfs drang. Alles wird leicht, wenn die Gemüther willfährig sind; sie waren es aber bis zu einem Grade, den man bis dahin in Deutschland nie gekannt hatte. Endlich also fühlte man in Deutschland das Bedürfniß einer regelmäßigen Gerechtigkeitspflege, welche unabhängig wäre von der politischen Macht.

Ideen, welche unter Albrecht dem Zweiten zuerst hervorgetreten, und unter Friedrich dem Dritten wieder in Vergessenheit gerathen waren, wurden auf Veranlassung der Forderungen, die Maximilian an das Reich machte, wieder in Gang gebracht. Maximilian würde alles in der alten Verfassung gelassen haben, wäre von Seiten der Reichsstände eine große Bereitwilligkeit da gewesen, seine Heereszüge zu unterstützen; aber was er auch thun mochte, ihnen Frankreichs Uebergewicht als gefährlich darzustellen, die Antwort war: „daß vor allen

Dingen gut und nützlich sey, förderlichen Gang Rechtens zu bestatten; auch Frieden und Einigkeit in allen deutschen Landen zu machen, und dermaßen zu versehen, daß es beständlich und bleiblich gehalten und vollzogen werde." Die Fürsten waren um so mehr berechtigt, diese Sprache zu führen, da ihnen in ihren eigenen Staaten wiederfahren war, was sie an dem Reiche gesündigt hatten; nämlich Verminderung ihres Ansehns durch die Macht der Stände. Nachdem also alle politische Kraft aus dem deutschen Reiche verschwunden war, fühlte man das Bedürfniß der Wiederherstellung eines gemeinschaftlichen Bandes, wäre es auch nur in einem so einzelnen Theile der allgemeinen Verwaltung, wie die Gerechtigkeitspflege ist. Daß dabei nicht viel herauskommen konnte, versteht sich wohl von selbst. Ein einzelner Gerichtshof für ein großes Reich ist ganz unstreitig mehr eine Plage, als eine Wohlthat. In früheren Zeiten hatten die Kaiser die allgemeine Justiz in ihrer eigenen Person verwaltet, und indem sie das Reich nach allen Richtungen hin durchreiset hatten, war Manches geschehen, was zwar nicht gut genannt werden konnte, aber doch den Gedanken an eine oberste Autorität gegenwärtig erhielt. Jetzt, nachdem die kaiserliche Würde sich auf das Haus Oesterreich niedergelassen hatte, das, vermöge seiner Lage durchaus nicht im Stande war, Deutschland zu durchdringen, und im 15ten Jahrhundert durch den geringen Umfang seines Domains noch mehr daran verhindert wurde: jetzt blieb nichts anderes übrig, als die Reichs-Justiz sedentär zu machen; und zwar auf eine Weise, von welcher sich einiger Vortheil für das Reich absehen ließe.

So entstand das Reichskammergericht. Maximilian bewilligte, was Friedrich der Dritte niemals hatte bewilligen wollen, nämlich daß das Kammergericht die Acht erklären könnte. Dieser Punkt war allerdings von großer Wichtigkeit; denn wenn die Achts-Erklärung dem Kaiser anheim gestellt wurde: so konnte sie von ihm sehr leicht zu Vergrößerungen benutzt werden, wie dies in früheren Zeiten der Fall gewesen war. Auf der anderen Seite gewannen die Reichsstände durch Maximilians Verzichtleistung auf die Acht eine Garantie für ihre Fortdauer, die, wie wünschenswerth sie auch für sie selbst seyn mochte, das politische System Deutschlands in seiner Unvollkommenheit erhielt.

Man kann nicht genug lächeln, wenn man in diese Zeiten zurück blickt. Maximilian wünscht ein Heer von 9000 Mann zur Bekämpfung des Königs von Frankreich nach Italien zu führen; dazu bedarf er der Unterstützung der Stände. Da aber die Fürsten dieser Zeit keine freie Verfügung über ihre Unterthanen haben, so kommt es, bei der Aufbringung jener Armee, vorzüglich auf die Bewilligung einer hinlänglichen Subsidie an. Ein Reichskammergericht ist die Gegenforderung der Fürsten; und als diese gewährt ist, werden 150,000 Gulden versprochen, von welchen der Kaiser selbst 50,000 aufbringen muß, die übrigen aber von den Ständen vorgeschossen werden. Zwar bewilligt man hinterher noch 150,000 Gulden, die auf die nämliche Art herbeigeschafft, und durch eine allgemeine Auflage wiederbezahlt werden sollen; aber es ist unmöglich, eine solche Summe zusammenzubringen. Anstatt mit 9000 Mann in Ita-

lien aufzutreten, muß der deutsche Kaiser mit 3000 erscheinen, welche, schlecht bezahlt, sich wieder verlaufen. Unterdeß wird mit dem fränkischen Adel über seinen Beitrag zur allgemeinen Last gehandelt. Dieser kommt, 3000 Mann stark, nach Schweinfurth, und protestirt auf das Feierlichste gegen eine Neuerung, die alle Freiheiten des alten Reichsritterlichen Standes untergrabe, als welcher dem Reiche nur persönliche Dienste zu leisten habe. Dieselbe Donquixoterie in der schwäbischen Ritterschaft! Selbst die Städte machen keine Ausnahme. Sie wollen sehen, was aus den Verordnungen des Reichstags hervorgehen wird, und bis dahin mit der Einsammlung des gemeinen Pfennigs inne halten; d. h. sie geben zu, daß der Wagen, welcher gefahren werden soll, nicht geschmiert ist, aber sie sind doch begierig zu erfahren, wie er laufen wird.

Das Reichskammergericht ließ sich zuerst zu Frankfurth am Mayn nieder; eine Stadt, die unstreitig minder gut gelegen war als Erfurt oder Nürnberg, wenn es darauf ankam, einen Zentralpunkt für Deutschland zu finden. Maximilian installirte, mit Rath und Willen der Stände, den ersten Kammerrichter, Grafen Eitel Friedrich von Zollern, mit dem Zepter oder Richterstab. Den richterlichen Entscheidungen wurden die sogenannten gemeinen Rechte des Reichs zum Grunde gelegt; zugleich aber auch die Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten der Fürstenthümer, Herrschaften und Gerichte. Was hieraus folgt, begreift ein Jeder. Eine Hauptschwierigkeit aber war die Unterhaltung des Kammergerichts. Die erste Idee war, daß es von Sporteln

existiren sollte. Da man vorhersah, daß diese nicht aus-reichen würden, so sollte der sogenannte gemeine Pfennig nachhelfen; doch sollte dieser nur auf vier Jahre bewilligt werden, und nach Ablauf dieser Zeit der Kaiser die Besoldung übernehmen. Der gemeine Pfennig ging, wie wir wissen, nicht ein; die Sporteln brachten nichts, weil der Fiscal beim Kammergericht am meisten beschäftigt war. Schon am Ende des ersten Jahres beklagten sich die Mitglieder dieses Gerichts bei dem gleichzeitig errichteten Reichsrath über Mangel an Subsistenz; es hatte 2000 Gulden in Rückstand, welche der Reichsrath, nachdem er dem Kaiser den Vorfall berichtet hatte, durch die Judengefälle von Frankfurth und Worms zu decken suchte. Doch so groß war das Ansehn des Reichsraths, daß beide Städte sich weigerten, die Judengefälle verabfolgen zu lassen. Der Reichsrath sah sich also genöthigt die Verfügung zu treffen, daß das Reichskammergericht vor allem von dem gemeinen Pfennig befriedigt werden sollte.

Es gab, von jetzt an, ein Mittel, seinen sogenannten Landesherrn bei dem Kaiser zu verklagen, und auf der Wirksamkeit dieses Mittels beruhete in letzter Instanz die Einheit der Regierung von Deutschland. Wie gering diese Wirksamkeit war, läßt sich leicht erachten, wenn man bedenkt, wie gering die Zahl derjenigen war, denen es nicht an Vermögen fehlte, bei dem Reichskammergericht klagbar zu werden. Ueber die Streitigkeiten der deutschen Fürsten unter einander hatte das Reichskammergericht nicht zu entscheiden; denn die Fürsten hatten sich ihre sogenannten Austräge vorbehalten. Dabei wa-

ren sie berechtigt, in erster Instanz ein Gericht von neun ihrer treffentlichen Räthe an ihrem Hofe niederzusetzen, so daß das Reichskammergericht, seinem Wesen nach, ein Appellationsgericht war.

So verhielt es sich mit dem ersten Anfange einer besseren Verfassung von Deutschland: denn in diesem Lichte will das Reichskammergericht mit allen Unvollkommenheiten, welche ihm anklebten, betrachtet seyn. Maximilians Vielgeschäftigkeit und allzu leichtsinnige Theilnahme an allen Händeln Europa's, verhinderten manches Gute, was dem deutschen Reiche hätte zu Theil werden können. Die Türken und das Verschwinden der päbstlichen Autorität aus Europa, waren die Gegenstände, welche, das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch, die Köpfe beschäftigten. Friedrich der Dritte war der letzte Kaiser, der zu Rom gekrönt wurde. Auch Maximilian wollte von Julius dem Zweiten gekrönt seyn; da aber die Umstände äußerst schwierig waren, so fand der staatskluge Pabst für gut, Maximilian lieber als Kaiser anzuerkennen, als nach Rom kommen zu lassen. Die Größe des nächsten Kaisers stellte die Ansprüche der Päbste für immer in den Hintergrund.

Man erschrickt vor der Gewalt des Schicksals, wenn man zusammenrechnet, was sich vereinigen mußte, um einen Karl den Fünften hervorzubringen. Vor allen Dingen die Vereinigung von Aragonien und Castilien durch die Vermählung Ferdinands und Isabellens, und die davon abhängige Eroberung des Königreichs Granada. Dann die Vereinigung

gung des Königreichs Neapel mit dem Königreiche Sicilien durch Verdrängung der Franzosen aus dem ersteren, unter Mithülfe des Pabstes. Dann die Entdeckung von Amerika durch Columbus. So steht Spanien da, als Maximilian auf den Einfall geräth, seinen einzigen Sohn, den Erzherzog Philipp, mit einer nachgebornen Tochter Ferdinands und Isabella's zu vermählen, zu einer Zeit, wo Spanien in dem Infanten Michael einen bestimmten Thronerben hat, und eine ältere Tochter Ferdinands und Isabella's an den König von Portugal verheirathet ist. Beide sterben, und die Folge davon ist, daß die Gemahlin des Erzherzogs Philipp ein näheres Recht auf den spanischen Thron erwirbt. Dies Recht macht Philipp bald darauf nach Isabella's Tode geltend; und von dem Castilianischen Adel unterstützt, trägt er den Sieg über seinen Schwiegervater davon. Nicht lange; denn er selbst stirbt in seiner Blüthe, und sein Tod raubt seiner schwärmerischen Gemahlin den Verstand. Ferdinand, jetzt wieder König von Spanien, thut was in seinen Kräften steht, seine Enkel von dem spanischen Thron zu verdrängen; aber er verkürzt dadurch nur sein Leben. In einem Alter von ungefähr 16 Jahren wird Carl, ältester Sohn des Erzherzogs Philipp, Erbe der spanischen Monarchie, die jetzt noch von dem Cardinal Ximenes verwaltet wird; und kaum ist er in einem Alter von noch nicht zwanzig Jahren in Spanien angelangt, als die Fürsten Deutschlands ihn, nach dem Hintritt seines Großvaters väterlicher Seite, auf den deutschen Kaiserthron berufen. Carl nimmt diese Berufung an, und Europa lernt einen Monarchen kennen, welcher

zugleich Herr von Westindien, König von Spanien, König von Neapel und Sicilien, König von Sardinien, Erzherzog von Oesterreich und den Niederlanden, und Kaiser der Deutschen ist. Also durch die Macht des Schicksals Deutschland mit Westindien zu einem Reiche durch das Medium von Spanien verbunden! Konnte dies anders, als die wichtigsten Folgen haben?

Für politisches Gleichgewicht hatte Maximilian, sein ganzes Regenten-Leben hindurch, weniger gestritten, als sich getummelt. Was er durch seine Vielgeschäftigkeit nicht einmal in der Annäherung erreichen konnte, das gewährte sein Hintritt, und die Wahl des Königs von Spanien, seines Enkels, zu einem römischen Kaiser, in einer solchen Fülle, daß aus dem Gleichgewicht das allerbestimmteste Uebergewicht wurde, und daß es jetzt an Frankreich war, die Gleichwaage (la balance égale) zu fordern. Jener Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise genannt, mochte, als Haupturheber der Wahl Carls des Fünften, nichts weiter in Anschlag bringen, als die Gefahr, welche dem deutschen Reiche bevorstand, wenn ein König von Frankreich, wie es in den Wünschen und Bemühungen Franz des Ersten lag, deutscher Kaiser wurde; aber indem er ein solches Unglück nur durch ein heroisches Mittel abzuwenden verstand, legte er den Grund zu allen den Kriegen, welche Europa seit drei Jahrhunderten erschüttert haben. Was Gleichgewicht ist, oder vielmehr, was dieser Idee zum Grunde liegt, ist von jeher bei weitem weniger untersucht worden, als vielleicht zu wünschen wäre. Auffallend dabei ist beson-

ders das, daß, während alle Mächte nichts weiter zu lieben vorgeben, als das Gleichgewicht, unter ihnen keine einzige ist, welche nicht nach Uebergewicht mit einer Nothwendigkeit strebte, über welche sie sich nicht zum Meister machen kann; schon deshalb nicht, weil es ihre erste Pflicht ist, sich selbst nicht zu vernachlässigen. Daher denn die Erscheinung, daß das politische Gleichgewicht dem babylonischen Thurme gleicht, welcher nie zu Stande kommen kann. Kaum festgestellt, hebt es sich wieder auf, und Mißtrauen, Befürchtungen aller Art, ja selbst die europäischen Staatsgesetze, so fern die Rechte der Dynastieen durch sie bestimmt werden, wirken unaufhörlich dahin, das Gleichgewicht in eine schwankende Bewegung umzuschaffen, oder den Krieg unsterblich zu machen. Vielleicht hatte Friedrich der Weise darauf gerechnet, daß der zurückgesetzte König von Frankreich sich eben so sehr zu einem persönlichen Feinde Carls, als zu einem entschlossenen Vertheidiger der deutschen Verfassung aufwerfen würde; und wenn sein Blick wirklich so weit reichte: so muß man zwar seine feine Politik bewundern, aber seine Weisheit ein wenig in Zweifel ziehen, wenigstens sofern sie zur Beschützung von Deutschlands Verfassung kein besseres Mittel auffinden konnte, als den Krieg. Die Capitulation, welche die deutschen Fürsten mit dem spanischen Gesandten zu Frankfurth abschlossen, ist in ihren dreißig Artikeln ein recht auffallender Beweis, daß diese Fürsten in Deutschland und der ganzen Welt nichts weiter sahen, als sich selbst. Die Fülle von Verbindlichkeiten, welche sie dem Kaiser auflegten, waren eben so viele Rechte, die sie sich selbst zuwendeten; und

wenn man einmal weiß, daß kein Recht ohne Gegenrecht, Pflicht genannt, bestehen kann: so begreift man, wie eben diese Wahlcapitulation in sich selbst nichts weiter war, als eine Grundlage von Zwistigkeiten, bei welchen der Vortheil nothwendig auf Seiten dessen seyn mußte, dem die Ausübung der Macht anvertraut war.

Als Carl der Fünfte in Deutschland erschien, fand er dasselbe in allen seinen Theilen aufgeregt durch die Kühnheit eines einzigen Mannes, der, voll von seinen Idealen, keinen anderen Beruf fühlte, als Wahrheiten auszusprechen, von welchen die ganze christliche Welt durchdrungen war. Dies war Martin Luther in seinen Angriffen auf das Pabstthum.

Ist eine Regierung zu einer solchen Schwäche herabgesunken, daß sie ihre Bestimmung nicht länger erfüllen kann: so erwerben selbst Die, welche ihre ersten Stützen seyn sollten, sich gern das Verdienst, sie ganz zu Grunde zu richten. Dies nun geschah auch in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Beziehung auf die kirchliche Regierung, deren Kraft durch die Entwickelung erschöpft war, welche sie der europäischen Welt gegeben hatte. In großen Krisen aber nimmt man weniger Rücksicht auf die Kraft des menschlichen Geschlechts, in allen Verwandelungen fortzudauern, als auf die Folgen, welche aus diesen Verwandelungen für Einzelne hervorgehen. Luthers Angriffe auf das Pabstthum waren eben so viel Angriffe auf die Verfassung des deutschen Reichs, das, wenn das Pabstthum unterging, un-

möglich bleiben konnte, was es bis dahin gewesen war, das wenigstens in seinem theokratischen Theile als tief erschüttert, wo nicht als vernichtet betrachtet werden mußte. Ein Glück für Luthern war, daß man dies entweder nicht einsah, oder daß die weltlichen Fürsten Deutschlands allzu entschiedene Feinde der geistlichen waren, um nicht eine Revolution zu unterstützen, welche dem Ansehen der letzteren den größten Abbruch zu thun versprach. Die Wahl-Capitulation verpflichtete im sechsten Artikel den Kaiser, alle Bündnisse des Adels und der Unterthanen gegen die Churfürsten, Fürsten und Andere zu verbieten. Hiernach hätte Carl der Fünfte sein ganzes Ansehn auf die Unterdrückung der Reformation verwenden sollen. Wenn er dies nicht that, so lag der Grund unstreitig darin, daß er vorhersah, er werde nichts ausrichten.

Eine Seite der Reformation ist bisher unbeachtet geblieben, wie mannichfaltig man auch diesen Gegenstand beleuchtet hat; nämlich ihr Zusammenhang mit der ständischen Verfassung jener Zeiten. Wären die Staaten Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert nicht bloße Aggregate von Corporationen gewesen: so würde Luther keinen so großen Eindruck gemacht haben, als er machte. Das geringe Ansehn der Fürsten, welches eine Folge dieser Corporationen war, vertrug sich nicht mit der Ausübung einer Gewalt, die in unseren Zeiten keine Schwierigkeiten findet. Preßzwang und alle die polizeilichen Mittel, durch welche man gegenwärtig jedes Individuum in seiner Gewalt hat, waren zu Luthers Zeiten etwas Unerhörtes, ja sogar etwas, das man nicht ahnete; und

so geschah es, daß ein einzelner Mann alle die Veränderungen bewirken konnte, welche, nach und nach, aus der Reformation hervorgegangen sind. In Carl dem Fünften selbst gab es, möchte man sagen, zwei Naturen, nämlich eine protestantische und eine katholische. Vermöge der ersteren war er eben so unfähig, Luthern zu hassen, als die Reformation zu hintertreiben; vermöge der letzteren ehrte er die Wirklichkeit zu sehr, um selbst Theil zu nehmen an der Reformation. Als deutscher Kaiser mochte er nicht ungern sehen, daß durch Luthers und seiner Anhänger Bemühungen eine Verfassung untergraben wurde, die aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt war; als König von Spanien und Neapel konnte er leicht auf den Gedanken gerathen, den Katholicismus zu beschützen; und sein Testament beweiset, wie ehrlich er es mit demselben meinte. Was man mit der größten Wahrhaftigkeit sagen kann, ist, daß Carl das Verhältniß der Kirche zum Staate eben so wenig begriff, als irgend einer seiner Zeitgenossen; daß er die Universal-Monarchie, welche die Päbste bisher ausgeübt hatten, ihrem Wesen nach so wenig erkannte, daß er sich sogar einbilden konnte, sie lasse sich zum Fußschemel für die weltliche Macht benutzen. Genug, die Reformation schlug Wurzel, ohne daß die Machthaber Deutschlands es wollten; und es geschah damal, was sich seitdem sehr oft wiederholt hat, nämlich daß der Zeitgeist sich allen Hindernissen zum Trotz Bahn bricht. Wenn die Reformation vorzugsweise im nördlichen Deutschland um sich griff: so lag ein Hauptgrund auch darin, daß bei Küstenbewohnern durch die mannichfaltigen Berührungen,

welche der Handel gewährt, ein lebhafterer Ideen-Umsatz Statt findet, als bei den Bewohnern von Binnenländern. Die sämmtlichen Bewohner des nördlichen Europa schienen sich über jenen Punkt das Wort gegeben zu haben; die Folge davon war: daß sie sich gleichzeitig von der Universal-Monarchie lossagten, die seit Gregor dem Siebenten die europäische Welt nach allen Richtungen bewegt hatte, und daß sie eben dadurch die Aufforderung zur Bildung einer neuen gaben. Darf Luthers politische Wichtigkeit nach den Würkungen beurtheilt werden, welche die Reformation hervorgebracht hat: so hat es in Europa niemals einen Monarchen gegeben, der ihm hierin gleich gekommen wäre. Ihn, und ihn allein, muß man als den Urheber eines deutschen Königreichs betrachten, dessen überwiegender Einfluß auf Deutschlands Angelegenheiten noch sehr viel Großes und Schönes zu leisten verspricht.

Carls Heldenleben ist von dem unübertroffenen Robertson geschrieben worden. Obgleich dieser Kaiser nichts usurpirt hatte, so führte doch die Complication von Pflichten, welche seine verschiedenen Kronen ihm auflegten, Umstände herbei, in welchen er die Ruhe seines Lebens verlor. Genöthigt, das zu vertheidigen, was ein seltenes Schicksal ihm zugewendet hatte, konnt' er es nur vermehren. Die Gefangennehmung Franz des Ersten in der Schlacht von Pavia war entscheidend; wenn er aber jemals glaubte, dadurch an Sicherheit zu gewinnen, so irrte er sich, aus keinem anderen Grunde, als weil von

allen Welttheilen Europa am wenigsten geeignet ist, eine einzige Monarchie zu bilden. Es hat von jeher Reiche gegeben, welche Europa an Größe übertroffen haben; es giebt deren noch jetzt. Aber die physische Construction dieser Reiche brachte die Möglichkeit einer gleichförmigen Regierung mit sich, während das Gegentheil in Europa Statt findet, und wahrscheinlich immer Statt finden wird, so daß nichts weniger angebracht ist, als Einförmigkeit in der Verwaltung der europäischen Staaten.

Indeß folgte Carl nur den Vorstellungen, die er von seiner Macht hatte; und die deutschen Fürsten machten sehr bald die Entdeckung, daß seit Friedrich des Ersten Tode kein Kaiser so wenig Umstände mit ihnen gemacht hatte, als Carl. Ihre Neigung zum Gehorchen fand sehr bald ihre Gränze in den Kränkungen, welche ihnen zugefügt wurden; nur daß sich lange keiner von ihnen hervorwagte, weil er erdrückt zu werden fürchtete. Als man sich endlich verbündete, entschied die Schlacht bei Mühlhausen über das Schicksal des Hauses, dem Carl die Kaiserkrone verdankte, und die Art und Weise, wie Carl die gefangenen Fürsten behandelte, zeigte zur Genüge, wie schlecht er von ihnen dachte, und wie wenig er sich der mit ihnen abgeschlossenen Capitulation erinnerte. Im Grunde aber war dies nicht seine Schuld; denn wenn ein Regierungs-System von einer solchen Beschaffenheit ist, daß die Natur der Dinge durch dasselbe verletzt wird: so sind alle Vorsätze und selbst die feierlichsten Zusagen unzureichend, ein solches System zu beschützen. Man kann nicht Herr und Diener zu gleicher Zeit seyn. Zu allen Zeiten führte das Bedürf-

niß ungestörter Fortdauer die deutschen Fürsten zu einem Herrn zurück; allein eben dieser Herr sollte sich in Beziehung auf sie niemals einfallen lassen, einen Willen zu haben, sondern es sich zur Ehre rechnen, ihr Diener zu seyn. Dies war der geheime Sinn aller Wahl-Capitulationen, welche sie mit den Königen und Kaisern abschlossen; und sobald nun das Unnatürliche eines solchen Vertrages zum Vorschein trat, und die gegenseitige Erbitterung nicht länger zurückgehalten werden konnte: so schrie der verletzte Theil zwar immer über Unrecht und vertragwidriges Verfahren, allein das Wahre von der Sache war, daß man das Unmögliche gewollt hatte, und daß man sich nicht darein finden konnte, wie man durch sich selbst, d. h. durch unstatthafte Ansprüche zugleich die Natur der Gesellschaft und die der Regierung verletzt hatte. Es ist unmöglich, die Parthei der deutschen Fürsten zu nehmen, wenn man einmal weiß, unter welchen Bedingungen ein Reich allein mit Erfolg verwaltet werden kann.

Während Carl gefangene deutsche Fürsten, wie im Triumphe, mit sich herumführte, erschöpfte er Deutschland durch willkührlich ausgeschriebene Contributionen, und brachte dadurch auch das deutsche Volk gegen sich auf, dessen Sache er aufs Sorgfältigste von der der deutschen Fürsten hätte trennen sollen. Einen noch größeren Fehler beging er dadurch, daß er sich zum Herrn über die Gewissen machen wollte; er wollte nämlich die protestantischen Fürsten und Stände durch ein unter dem

Namen Interim bekanntes Formular zu einer Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zwingen, nicht ahnend, daß dem Abfalle von derselben etwas zum Grunde lag, was von allen Regenten respektirt werden muß; ich meine die Ueberzeugung, die Religion. Durch solche Mißgriffe setzte der Kaiser den berühmten Moritz von Sachsen, den er als seine Creatur zu betrachten berechtigt war, in den Stand, seiner Herrschaft in Deutschland ein Ende zu machen. Die, welche auf diesen Moritz mit Verehrung hinsehen und ihn als den Vertheidiger der deutschen Freiheit betrachten, begehen den großen Fehler, nicht in Anschlag zu bringen, daß er, nach vollendetem Siege über Carl, in dem Besitz des Churfürstenthums blieb; denn hätte er in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der deutschen Verfassung gehandelt, so hätte diese Ueberzeugung es auch mit sich gebracht, Alles zurück zu geben, was er Carl dem Fünften verdankte.

Fortschritte in ihrer Ausbildung machte die deutsche Verfassung unter Carl dem Fünften nicht, es sey denn daß man die Wahl-Capitulation, welche mit diesem Kaiser abgeschlossen wurde, dahin rechnen will. Die, welche diese Capitulation die magna charta der deutschen Freiheit genannt haben, mögen eine solche Verkehrung aller gesunden Begriffe von Verfassung bei sich selbst verantworten; denn, in Wahrheit, die Capitulation geht nur die Rechte der deutschen Fürsten an, und ist folglich nur die magna charta der deutschen Unfreiheit gewesen, indem sie alles noch weit mehr vereinzelt hat, als dies schon sonst der Fall war. Dazu kommt noch, daß, obgleich

jene Wahl-Capitulation ein wenig förmlicher war, als die früheren, mit jedem Kaiser schriftlich oder mündlich abgeschlossenen, sie gar nicht als einzig betrachtet werden kann; es waren darin nur die Veränderungen aufgenommen, welche der gesellschaftliche Zustand im Laufe von Jahrhunderten bekommen hatte. Neben dem Reichskammergericht bildete sich der sogenannte Reichsrath zu einem Reichs-Hofrath aus, und noch unter der Regierung Maximilians war auf dem Reichstage zu Cölln im Jahre 1512 die Eintheilung des deutschen Reichs in zehn Kreise als eine Einrichtung beliebt worden, welche dazu beitragen könnte, den Landfrieden zu erhalten und die Vollziehung der Urtheilssprüche jener beiden souverainen Gerichtshöfe zu erleichtern. Für jeden dieser Kreise ernannte man kreisausschreibende Fürsten, Direktoren und Obersten, welche über die Truppen des Kreises zu wachen hatten, und sie befehligten. Ist einmal eine Verfassung im ersten Zuschnitte verdorben, so sind die Wirkungen, welche man dabei beabsichtigt, die umgekehrten von denen, welche Statt finden sollten; und dies ist unstreitig nicht das Schlimmste von dem, was geschehen kann.

Die deutsche Kaiserkrone, allen früheren Fürstenhäusern verderblich, sollte für das Haus Oesterreich, nach dem Willen des Schicksals, die Grundlage einer ungemeinen Größe werden. National-Verhältnisse trugen dazu eben so sehr bei, als persönliche. Den Türken war, wie wir gesehen haben, die Niederlassung in Europa nur durch die Schwerkraft gelungen, welche die deutsche Ver-

fassung mit sich führte. Dafür wurde eben diese Niederlassung für Oesterreich die Veranlassung zur Erwerbung der Königreiche Böhmen und Ungarn. Die Anlagen dazu waren freilich schon in einer früheren Periode gemacht worden; aber die Gefahr, worin Ungarn fortdauernd schwebte, bildete sie aus. König von Böhmen und Ungarn war um die Zeit, wo Carl der Fünfte in Deutschland auftrat, Ludwig der Zweite, ein Sohn des Königs Wladislav. Um nun sein Reich mit einigem Erfolge verwalten zu können, vermählte sich Ludwig der Zweite mit einer Schwester Carls des Fünften, wobei er die Bedingung einging, daß, wenn seine Ehe kinderlos wäre, Ferdinand, ein jüngerer Bruder Carls des Fünften, welchem seit dem Jahre 1521 die Erblande seines Hauses in Deutschland abgetreten waren, sein Nachfolger werden sollte. Ferdinand vermählte sich zu diesem Ende mit der einzigen Schwester Ludwigs. Als nun Ludwig in der Schlacht von Mohatsch (1526) blieb, trat Ferdinand an seine Stelle, ohne große Schwierigkeiten zu finden; denn die Böhmen waren mit der neuen Dynastie unter der Bedingung zufrieden, daß sie sich als gewählt betrachten sollte, und die Ungarn verließen nur allzu bald den Johann von Zapolya, den eine Parthei erwählt hatte. Wie Carl, als Erbe seines Vaters, die Königreiche Spanien, Neapel, Sicilien und Sardinien vereinigte, haben wir oben gesehen. Als deutscher Kaiser in heftige Kriege mit Franz dem Ersten, König von Frankreich, verwickelt, eroberte er die Lombardei, und machte sich dadurch zum Herrn von ganz Italien. Beinahe gleichzeitig erwarb sein Bruder Böhmen und Ungarn. Die beiden Brüder

wurden auf diese Weise die Stifter der beiden Hauptlinien von Oesterreich: der spanischen, welche von Carl dem Fünften (in Spanien Carl der Erste genannt) herkommt, und im Jahr 1700 mit Karl dem Zweiten erlosch; und der deutschen, deren Stammvater Ferdinand der Erste war, und deren letzter männlicher Sprößling, Kaiser Karl der Sechste, im Jahre 1740 starb. Ein bekanntes Distichon spottet über das Zufällige dieser großen Erwerbungen durch Vermählungen *). Es sollte aber nicht spotten; denn Erwerbungen dieser Art sind eben so rechtlich, als sicher, und weil sie beides sind, so haben sie den Vorzug vor denjenigen, welche von Eroberungen herrühren und als Resultate einer ausgeübten Gewalt in der Regel von keiner Dauer seyn können.

Carls des Fünften Abdankung war unstreitig die Folge des gesättigten Ehrgeizes, der zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß man nicht bloß die Menschheit, sondern, im Widerschlage, auch sich selbst, mißhandelt, wenn man, als Regent, für die allerverschiedensten Völker eine und dieselbe Regel aufstellen will. Weil das Schicksal für Carln allzu viel gethan hatte: so gerieth er auf den sehr vernünftigen Gedanken, Völkern, welche durch Raum, noch mehr aber durch eigenthümliche Entwickelung von einander geschieden sind, ihr Recht wie-

---

*) Dies Distichon lautet:

Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube;
Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.

verfahren zu lassen. Die Kaiserkrone konnte er nicht verschenken; denn sie hing von einer freien Wahl ab. Aber es war auch genug, daß er nie den Gedanken gehabt hatte, sie auf seinen Sohn (Philipp den Zweiten) zu vererben; denn wenn er so etwas beabsichtigt hätte, so würde er sich anders gegen die Fürsten des deutschen Reichs betragen haben. Jener ungeheure Länder-Complex, von welchem er der belebende Geist gewesen war, gab sich also ganz von selbst auseinander; und wenn die Niederlande nicht zu Deutschland, sondern zu Spanien geschlagen wurden: so sollten sie, nach der Idee des Kaisers, unstreitig das Bindungsmittel der beiden Zweige seines Hauses seyn, von welchen der eine in Deutschland, der andere in Spanien regierte. Indeß war die europäische Welt zu einem stärkeren Leben erwacht, als jemals. Ein neuer Zusammenhang hatte sich gebildet, und dieser war stärker und kräftiger, als jener, den das Kirchenthum gegeben hatte; denn er beruhete auf allen den Erfindungen, welche seit Jahrhunderten gemacht worden waren, besonders auf verbesserter Schiffahrt. Europa hatte aufgehört, die kleine Halbinsel der östlichen Halbkugel unseres Erdballs zu seyn; die ganze westliche Halbkugel gehörte dazu, zugleich ein wesentlicher Theil von Indien. Weil man aber vielleicht zu keiner Zeit genau weiß, was man wollen soll, und immer mehr oder weniger in die Vergangenheit zurück strebt, um dies von ihr zu erfahren: so war es auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte der Fall, daß ganz entgegengesetzte Ansichten sich bekämpften. Mehrere Staaten fuhren fort, ihr Wesen auf das Kirchenthum zu gründen,

andere machten sich von dieser Grundlage los, noch andere wollten eine gewisse Mitte halten. Hieraus entstanden alle die Bewegungen in Europa, welche man die Religionskriege nennt; Bewegungen, welche entscheidend auf Deutschland zurück wirkten. Der Protestantismus blieb indeß der Geist der Welt, und als er seine Kraft an dem Kirchenthum erschöpft hatte, war wohl nichts natürlicher, als daß er sie gegen die politischen Systeme wendete, um auch in diesen das Wahre von dem Falschen zu sondern, und auf diesem Wege — vielleicht zu einer neuen Religion zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cola di Rienzo *).

Unter den europäischen Nationen giebt es unstreitig keine, welche durch Zurückerinnerungen an ihre ehemalige Größe so sehr gefoltert worden wäre, wie die italiänische. Von dem Untergange der römischen Republik an bis auf unsere Zeiten, hat es nie an Italiänern gefehlt, welche, von der Thatkraft ihrer Vorfahren getroffen, in jene Zeiten zurückstrebten, wo Rom der ganzen damals bekannten Welt Gesetze vorschrieb. Alle diese Männer, von Lucan und Tacitus an bis auf den Grafen Alfieri, der im Uebermaaß der Galle die beste Grundlage des Genies zu finden glaubte, hatten das mit einander gemein, daß sie, ohne auf die Natur der Dinge zurückzugehen und die Erscheinungen der Welt, als solche, zu würdigen, das willkührlich gebildete Ideal als einen Canon hinstellten, dem sich Alles unterordnen müsse; hierin freilich weniger Philosophen als Dichter, aber in dieser letzten Eigenschaft um so achtungswerther, weil denn doch zuletzt das Ideal den

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes bekennt, daß er zur Mittheilung desselben durch nichts so sehr veranlaßt worden ist, als durch die Begebenheiten in Frankreich seit dem 20 März. Sollte das, was ihm als nothwendiges Resultat dieser Begebenheiten in Hinsicht der Hauptperson vorschwebt, in Erfüllung gehen, so würde dieser Aufsatz einen neuen Beweis für die Behauptung abgeben: daß in den menschlichen Schicksalen eine Nothwendigkeit liegt, der man nicht ausweichen kann, wie man sich auch drehen und wenden möge.

den Menschen zum Menschen macht, und die allein geachtete Wirklichkeit den besten Theil unserer Anlagen zerstören würde.

In der großen Zahl der Italiäner, welche, unzufrieden mit ihrem Zeitalter, in die Periode zurückstrebten, wo Rom durch seine Verfassung zugleich ein Gegenstand des Schreckens und der Bewunderung war, zeichnen wir hier Cola di Rienzo aus, welcher, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, einen Versuch machte entflohne Zeiten zurückzuführen, und das Opfer dieses Versuchs wurde: ein Mann, gewiß nicht ohne vorzügliche Anlagen, und mit einer besseren Richtung seines Geistes vielleicht zu dem wahrhaft Großen berufen, aber durch den Widerspruch, worin seine ganze Umgebung zu seiner inneren Welt stand, zu Thorheiten aller Art hingerissen, bis er, der Wirklichkeit sich anschmiegend, eben so lächerlich als verächtlich wurde, und seinen Untergang in der Liebe zu dem fand, was er, seiner ursprünglichen Anlage nach, standhaft hätte hassen sollen.

Die Päbste dieser Periode hatten ihren Wohnsitz von Rom nach Avignon verlegt; nämlich als folgsame Werkzeuge der französischen Könige, welchen sie nicht widerstehen konnten, sobald, durch die Gelangung des Hauses Anjou auf den neapolitanischen Thron, das Mittel gefunden war, das Cardinals-Collegium vorzüglich mit französischen Geistlichen anzufüllen. Wie nun durch jene Versetzung alle Verhältnisse in Europa verändert wurden, sofern die Päbste die wahren Universal-Monarchen dieses Welttheils waren, so veränderten sich dadurch auch alle Beziehungen in Rom selbst. So lange

Rom der Wohnsitz der Päbste war, mäßigten sie durch ihren Aufenthalt in dieser Stadt den heftigen Widerspruch, worin Adel und Bürgerschaft, wie allenthalben, so auch hier standen; die vornehmsten Geistlichen nämlich waren aus dem Adel genommen, und indem so das Familien-Interesse beschützt war, wurde durch die Clientel, welche so alt ist wie Rom selbst, ein gewisser Zustand von Ruhe erhalten, dem es, bei dem starken Gegensatze von geistlicher und weltlicher Macht, freilich nicht an Unterbrechungen fehlte, doch so daß diese ertragen werden konnten. Dies hörte auf, sobald der päbstliche Stuhl nach Avignon verlegt war. Geschieden von einer Autorität, die ihn allein in Zaum zu halten vermochte, trat der römische Adel aus seiner Bahn, bemächtigte sich, so viel er immer konnte, der päbstlichen Ausstattung in den Gütern der Kirche, und übte Bedrückungen aus, welche um so größer waren, je weniger sich darauf rechnen ließ, daß die Früchte derselben bleibend seyn würden. Die ganze gesellschaftliche Ordnung, obwohl zu allen Zeiten schwach im Kirchenstaate, ging hierüber zu Grunde; es gab weder eine Sicherheit des Eigenthums noch der Personen; alle Landstraßen waren gefährdet; die Zufuhr nach Rom fing an zweifelhaft zu werden, und die Theurung, welche hieraus entstand, ängstigte alle Gemüther, besonders die der friedfertigen Bürger, welche für ihren Betrieb vor allem der Ruhe bedürfen. In dieser Lage der Dinge trat Cola di Rienzo als Retter seiner Vaterstadt auf.

Er war von niedriger Geburt; denn sein Vater war ein Gastwirth und seine Mutter eine Wäscherin.

Indeß hatte ihn die Natur nicht unvortheilhaft ausgestattet, indem sie ihm einen schönen Körper mit angenehmer Gesichtsbildung, und eine reiche Phantasie gegeben hatte, welche nichts ohne Gluth umfaßte. Eine bei weitem sorgfältigere Erziehung, als man von seinem Stande erwarten konnte, war diesen Anlagen zu Hülfe gekommen. Wie es auch möglich seyn mochte: genug, Cola die Rienzo war mit dem Inhalte des Titus Livius, des Cicero, des Seneca, des Valerius Maximus bekannt, und das Studium dieser Schriftsteller hatte so auf ihn zurückgewirkt, daß er mit Liebe und Inbrunst an der Welt hing, welche ihm in ihnen aufgegangen war. Handschriften auch nur lesen zu können, war in diesen Zeiten, wo die Druckerpressen noch nicht im Gange waren, kein gemeiner Vorzug; und der junge Cola, der hierin eine besondere Fertigkeit besaß, hatte sich durch dieselbe zu einem Notarius aufgeschwungen, dem es nur an Gelegenheit fehlte, die Fähigkeit zu weit bedeutenderen Verrichtungen zu offenbaren. Was den jungen Mann am meisten auszeichnete, war ein begeistertes Lächeln, das um seine Lippen schwebte, und eben so viel Erhebung als Zerknirschung ausdrückte. Täglich vertiefte er sich in die Betrachtung der Ueberreste des Alterthums, und so oft er zum Selbstbewußtseyn zurückkehrte, hörte man ihn ausrufen: „Wo giebt es noch Römer? Wo findet man noch ihre hohe Gerechtigkeit? Ach wäre ich doch ihr Zeitgenosse gewesen!" Durch solche Ausrufungen beleidigte er die Römer nicht, die, wie ausgeartete Enkel, nicht ungern die Tugenden ihrer Vorfahren rühmen hörten. Die vortheilhafte Meinung, die man von

seinem Kopf und Herzen hegte, war um so unbedingter, je räthselhafter er der großen Menge erschien. Ueber Eins war kein Streit; dies war seine Beredtsamkeit, welcher Niemand widerstehen konnte.

Gerade um dieser Eigenschaft willen wurde er einer Gesandtschaft beigesellt, welche den Auftrag hatte, sich nach Avignon zu Clemens dem Sechsten zu begeben; und zum Redner ernannt, machte er auf diesen Pabst einen so starken Eindruck, daß dieser sich nicht wieder von ihm trennen wollte. Es mußte etwas Vortreffliches in Cola di Rienzo seyn, weil auch Petrarka, der gerade um diese Zeit in Avignon lebte, in einem sehr hohen Grade sein Freund wurde. Beide glüheten gleich stark für dasselbe Ideal, d. h. für das reizende Bild, welches sie sich von dem alten gesellschaftlichen Zustande Italiens während der republikanischen Periode gemacht hatten; beide waren gleich weit von dem Gedanken entfernt, daß es unmöglich sey, dergleichen zurückzuführen; zwischen beiden war nur der Unterschied, daß Cola di Rienzo sich getraute, Hand ans Werk zu legen, während Petrarka durch einen sehr richtigen Instinkt verhindert wurde, an die Verwirklichung einer Idee zu glauben, wenn sie von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie mit der Wirklichkeit in dem stärksten Widerspruche steht. Clemens seinerseits nahm Cola di Rienzo für ein nützliches Werkzeug; denn da einmal der römische Adel der stärkste Widersacher der Päbste seit der Verlegung des heil. Stuhles nach Avignon geworden war, und Cola gegen diesen Adel eben den brennenden Haß unterhielt, welchen die Päbste selbst gegen denselben empfinden mußten: so war

wohl nichts natürlicher als der Gedanke, den beredten Notar, wo möglich, gegen jene Usurpatoren zu gebrauchen, die sich die Vertheidiger der Kirche nannten. Auf Cola's Seite war die Bereitwilligkeit, sich dazu gebrauchen zu lassen, nur allzustark, und alles was er vom Pabste verlangte, war Berechtigung. Doch diese zu geben, konnte Clemens sich Anfangs nicht entschließen. Was ihn am meisten zurückhielt, war der Rath des Cardinals Johann Colonna, der, wo nicht aus Familien-Interesse, doch aus Rücksichten, welche diesem gleich kamen, den schwachen Pabst so lange bearbeitete, bis dieser sich, gegen seinen Willen, von Cola trennte, und ihn seinem Schicksal überließ. Die Entfernung Cola's vom päbstlichen Hofe war indeß von keiner langen Dauer; und was immer den eifersüchtigen Cardinal zur Verfolgung des Verkannten vermocht haben mochte, so söhnte er sich mit ihm aus, und ließ ihn als Notar der apostolischen Kammer, mit Huld und mit Geschenken überhäuft, nach Rom zurückgehen.

Vergnügt ging Cola nach Rom zurück. Das ihm anvertraute Amt verwaltete er mit Mäßigung und Gelindigkeit; doch, voll von seinem Ideale, sann er Tag und Nacht auf Mittel, es der Verwirklichung näher zu bringen. Die stärksten Aufforderungen dazu lagen in den Verbrechen, welche täglich zu Rom ungeahndet begangen wurden. Fünf Goldgulden täglicher Diäten, welche er vom päbstlichen Hofe erhielt, reichten freilich nicht aus, sich eine Parthei zu machen; aber Männer von Genie waren auch nie um große Geldmittel verlegen. Gehoben durch das Gefühl eines päbstlichen Dieners, der er war,

hatte er eines Tages den Muth zu den Patriciern zu sagen: „sie wären keine guten Bürger; denn sie ließen die Armen hülflos, und tränken ihr Blut." Diese Worte, in einer öffentlichen Rathsversammlung ausgesprochen, zogen ihm Beschimpfungen und Schläge zu. Seit einer früheren Periode drückte ihn der Gedanke, daß die Ermordung eines geliebten Bruders nicht geahnet worden sey. Jetzt kam das Schmerzgefühl einer unverdienten Beleidigung hinzu. Allein was konnte geschehen, so lange er vereinzelt und ohne bestimmten Anhang war? Sein einziger Stützpunkt war der Bürgerstand. Doch um diesen der Apathie zu entreißen, bedurfte es außerordentlicher Mittel. Mit eben so viel Feinheit als Richtigkeit berechnete sich Cola, daß er, um einen bleibenden Eindruck auf die herabgewürdigten Bürger Roms zu machen, sich nicht auf seine Beredtsamkeit allein verlassen dürfe, sondern auf mehrere Sinne zugleich wirken müsse; und allegorische Gemälde, von ihm erklärt und commentirt, schienen ihm das wirksamste Mittel für seinen Zweck: in der That um so wirksamer, je mehr sie dem Geschmacke seines Zeitalters entsprachen.

Er ließ demnach ein Gemälde verfertigen, worin alles darauf berechnet war, die Einbildungskraft der Römer gewaltig zu erschüttern. Ein weites Meer mit aufgethürmten und vom Sturm gejagten Wellen. Auf demselben trieb, segel- und steuerlos, ein Schiff, dem Versinken nahe. In dem Schiffe war eine Wittwe in schwarzer Hülle abgebildet, die, mit wildflatterndem Hauptthaar, weinend auf ihren Knieen lag, ihre Hände über der Brust zusammenschlug, und um Mitleid und Rettung

flehete. Ueber diesem Schiffe standen die Worte: „dies ist Rom.“ Diese Hauptfigur umgaben vier andere Schiffe, die nur noch aus den Wellen hervorragten, mit zerrissenen Segeln, zerbrochenen Maßten, verlornen Steuerrudern. In jedem derselben lag ein Weib, von Wellen begraben und todt. Die Ueberschriften waren: Babylon, Carthago, Troja, Jerusalem, mit dem Zusatze: alle diese Städte sanken und gingen unter durch Ungerechtigkeit; aus dem Munde der todten Frauen aber gingen die Worte hervor: „Uns alle hast du an Hoheit übertroffen, doch jetzt erblicken wir auch deinen Untergang;“ und diese Worte waren gegen Rom gerichtet. Auf der Linken des Gemäldes zeigten sich zwei Inseln. Auf der kleineren stand eine Frau mit der Ueberschrift Italien; sie schien voll Schaam, und aus ihrem Munde gingen die Worte: „alle Städte beraubtest du der Herrschaft, und ich war deine einzige Schwester.“ Auf der zweiten Insel befanden sich vier Frauen, die, mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes, ihre Hände entweder sinken ließen, oder das Gesicht damit bedeckten, ausrufend: „vormals besaßest du alle Tugenden; seit sie dir fehlen, irrest du unstät auf dem Meere umher.“ Durch diese Frauen wurden die vier Cardinal-Tugenden bezeichnet: die Enthaltsamkeit, die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Tapferkeit. Zur rechten Seite des Gemäldes war auf einer kleinen Insel eine Frau angebracht, welche, in einem weißen Gewande, ihre Hände zum Himmel erhob und die Worte ausrief: „Allmächtiger Vater, mein Herr und Hort! wo soll ich bleiben, wenn Rom untergeht?“ Dies war der christ-

liche Glaube. Oberhalb des Meeres und der Inseln, auf der rechten Seite des Gemäldes, waren, um die Ursachen von Roms Verderben darzustellen, vier Reihen von Thieren abgebildet, nämlich Bären, Wölfe, Löwen, um die mächtigen Barone und bösen Regenten Roms darzustellen; ferner Hunde, Schweine und Böcke, als Anhänger und Clienten derselben; ferner Drachen und Füchse, zur Bezeichnung der lasterhaften Beamten und Notarien; endlich Hasen, Katzen, Ziegen und Affen, als Repräsentanten der Räuber, Diebe, Ehebrecher und Mörder. Alle diese Bestien hatten Blasehörner an dem Maule, um den Wind zu verstärken, der das Hauptschiff trieb. Darüber, im Himmel, erschien die göttliche Majestät, um Gericht zu halten, zwei Schwerdter aus ihrem Munde ausgehen lassend. Betend standen ihr der heil. Petrus und Paulus zur Seite.

Unstreitig war dies Gemälde höchst geschmacklos; aber zum Zwecke Cola's gehörte, daß es von anziehender Kraft für den großen Haufen sey, den er für sich gewinnen wollte. Er selbst commentirte das Gemälde, um alles das hinzuzufügen, was den Eindruck verstärken konnte; und erreichte er für den Augenblick auch nichts weiter, als daß er der Menge allgemeiner bekannt wurde, so war ihm dies für's Erste genug. Je weniger er seine wahren Absichten aussprach, desto dreister durfte er zu Werke gehen. Was war denn bei seinem Thun und Treiben noch anderes in Anschlag zu bringen, als ein gutherziger Enthusiasmus, den man um so sicherer sich selbst überlassen kann, weil er das Unmögliche will? In diesem Lichte betrachteten die Patricier und ihr Anhang den

päbstlichen Notar, ungewiß, ob sie ihn für einen Wahnsinnigen halten sollten, oder nicht.

Im Großen genommen hatten sie nicht ganz Unrecht. Wenn eine Idee verwirklicht werden soll: so kommt alles auf das Verhältniß an, worin sie zur Wirklichkeit steht. Ist dieses von einer solchen Beschaffenheit, daß die Wirklichkeit sich nicht mit der Idee verträgt: so wird jene auch immer die Kraft haben, diese zu verdrängen; und wenn der umgekehrte Fall Statt findet: so wird nichts leichter seyn, als beide zu amalgamiren. Cola war aber um so schlimmer daran, weil er die Wirklichkeit nur in dem Spiegel der Vergangenheit gesehen hatte. Er erblickte um sich her Patricier und Plebejer, welche in der größten Feindschaft lebten; und sein innigster Wunsch mochte seyn, diese Feindschaft aufzuheben. Indem er nun den Mitteln nachdachte, stellten sich ihm die römischen Volkstribunen dar. Jetzt glaubte er in den Ring gestochen zu haben. Was er aber übersah, war, daß der römischen Volkstribunen mehrere waren, daß, indem sie die Volksrechte vertheidigten, ihr ganzes Daseyn auf das Verhältniß gegründet war, worin die beiden Consuln durch einen patrizischen Senat zu dem Volke standen, daß, um Alles mit Einem Worte zu sagen, die römische Verfassung, indem sie die Einheit unter zwei Consuln vertheilte, zur Abwendung eines erdrückenden Despotismus, die tribunizische Gewalt gestatten mußte. Gehörig angewendet auf das, was Cola um sich her sah, gab die römische Verfassung kein anderes Resultat, als: daß da, wo die Einheit fehlt, die Zwietracht sehr nothwendig ist, und daß der, welcher

dieser Zwietracht ein Ende machen will, nur dadurch zum Zwecke gelangen kann, daß er der einen Parthei den Sieg über die andere verschafft, ohne genau zu fragen, was die Folge davon seyn werde. Cola, der sich hiervon nichts träumen ließ, dachte bloß darauf, wie er das Volk der Tyrannei Derjenigen entziehen wollte, die gerade auf dasselbe drückten; und ohne irgend einen deutlichen Begriff von einer guten Verfassung und von der Möglichkeit des Selbstschutzes durch dieselbe, schritt er zu Werke.

Ohne alle gründliche Kenntniß der Welterscheinungen, und nur von seinem Gemüthe abhängig, fuhr er fort, das Volk seinen Zwecken gemäß zu bearbeiten; und da in seiner eigenen Phantasie Alterthum und christliches Kirchenwesen, Republik und Monarchie sich sehr wohl mit einander vertrugen: so mischte er in seinen Reden so ungleichartige Dinge auf das Unbefangenste unter einander. Die Vorrechte Roms, die alte Oberherrlichkeit dieser Stadt über alle Reiche, waren der unerschöpfliche Gegenstand seiner Declamationen. Unter den übrigen Denkmälern des Alterthums hatte sich eine Kupferplatte erhalten, worauf jenes Senats-Dekret geschrieben war, welches dem Imperator Vespasian die wichtigsten Prärogativen ertheilte. Dieser Kupfertafel bemächtigte sich Cola di Rienzo, stellte sie, weil das Kirchenthum seinem Zwecke dienen sollte, hinter dem Altar zu St. Johann auf, veranstaltete ein Gemälde, welches darstellte, wie Vespasian die kaiserliche Würde vom römischen Volke erhielt, ließ mitten in der Kirche einen Rednerstuhl errichten, um welchen Reihen von über einander hervorra-

genden Bänken angebracht waren, und berief darauf eine Versammlung des Volks nach der Kirche. Er selbst erschien, als die Stunde der Versammlung geschlagen hatte, in einem phantastischen Anzuge; sey es weil sein eigener Geschmack dies mit sich brachte, sey es weil er davon einen desto stärkeren Eindruck auf das Volk erwartete. Den Rednerstuhl besteigend, erklärte er die Inschrift der Kupferplatte, und nahm davon Gelegenheit, von der Herrlichkeit des alten römischen Senats und Volks zu reden. Viele Adeliche waren zugegen; doch ihre große Unwissenheit verhinderte sie, in dem, was der päbstliche Notar vortrug, noch etwas mehr zu finden, als eine bloße Belustigung. So weit ging ihre Sorglosigkeit, daß sie in Cola di Rienzo einen gemeinen Narren sahen, auch nicht auf das Entfernteste ahnend, daß hinter seinen Bemühungen, sich dem großen Haufen gleich zu stellen, eine tiefe List verborgen lag; noch weniger begreifend, wie Der, welcher einer großen Idee voll ist, mit gleicher Leichtigkeit vom Ernst zum Scherz, und von diesem zu jenem überzugehen vermag. Der physischen Uebermacht sich bewußt, glaubten sie nichts zu wagen, wenn sie den modernen Brutus zu ihren Gelagen zogen, ihn geschwätzig machten, seine Ankündigungen und Prophezeihungen mit lachendem Munde vernahmen, und die Idee einer guten Staatsverfassung (buon estado) bespöttelten. Sie glaubten mit Cola zu spielen, während dieser mit ihnen spielte und jeden Augenblick auf ihren Untergang sann. „Ich werde," sagte er ihnen ins Angesicht, „noch ein großer Herr und Kaiser werden; und dann weiß ich, wie ich die großen Barone zu behandeln habe."

Unstreitig gab es unter den römischen Bürgern Mehrere, welche Cola's Idee von einer guten Staatsverfassung begünstigten; achtungswerthe Personen, nur daß sie, so wie er, den Zweck wollten, ohne um die Mittel sehr verlegen zu seyn. Gehalten durch eine bestimmte Parthei, näherte er sich aufs Neue der großen Menge durch ein allegorisches Gemälde, welches in einer der allerbesuchtesten Kirchen aufgestellt wurde. Auf der linken Seite desselben brannte ein großes Feuer, dessen Flammen und Rauch bis zum Himmel aufstiegen. In das Feuer waren mehrere Plebejer und Patrizier gestürzt, von welchen einige noch lebten, andere schon todt waren. Mitten in den Flammen stand eine betagte Matrone mit einem Körper, von welchem zwei Drittel von den Flammen angegriffen, ein Drittel aber noch unversehrt war. Zur rechten des Gemäldes zeigte sich ein Tempel, aus welchem ein Engel hervortrat, weiß gekleidet, aber von Kopf zu Fuß bewaffnet. In der rechten Hand führte er ein gezogenes Schwerdt, und mit der linken faßte er die Matrone, um sie dem Feuer zu entreißen; und auf der Spitze des Thurms, von welchem geläutet wurde, saßen die beiden Apostel Petrus und Paulus, als hätten sie sich eben vom Himmel niedergelassen, und riefen dem Engel zu: er möchte ihrer Gastfreundin zu Hülfe kommen. Noch sah man Raubvögel aus der Luft in das Feuer fallen, aber oben im Aether zeigte sich eine weiße Taube, die von Habichten gejagt, eine Myrtenkrone in ihrem Schnabel führte, die sie auf das Haupt der Matrone absetzte. Unter dem Gemälde stand geschrieben: „Nahe ist die Zeit der hohen Gerechtigkeit,

und du, Zuschauer, erwarte diese Zeit." Wer die Matrone im Feuer, wer der rettende Engel, wer die Raubvögel und wer die weiße Taube war: dies alles bedarf keiner Erläuterung. Das Volk sah dieses allegorische Gemälde mit getheiltem Intresse. Einige meinten: durch dies alles werde der Zustand von Rom nicht besser; andere: hier würden große Dinge angedeutet.

Die letzteren hatten nicht Unrecht. Denn um die Zeit der Ausstellung dieses allegorisch-prophetischen Gemäldes *) hatte Cola di Rienzo auf dem aventinischen Berge, dem er, als Bewunderer des Alterthums, und in einer sehr bestimmten Zurückerinnerung an die erste Empörung des römischen Volks gegen Senat und Consuln, den Vorzug gab, nächtliche Zusammenkünfte mit seinen Vertrauten. In den feurigsten Reden offenbarte sich Cola's Enthusiasmus; und als er Alle für seinen Entschluß gewonnen hatte, setzte er ihnen mit großer Kaltblütigkeit auseinander, durch welche Mittel man die bessere Verfassung aufrecht halten könne. „Sorget nicht, sagte er, woher wir das Geld nehmen werden. Die römische Kammer hat große Einkünfte, deren wir uns unter den gegenwärtigen Umständen, wo der Pabst in Avignon lebt, ohne Mühe bemächtigen können." Er gab die einzelnen Einkünfte an: das Rauchfanggeld, die Salzsteuer, die Zölle an den Thoren und Schlössern Roms. Um jene noch mehr zu beruhigen, betheuerte er ihnen, daß alles mit Genehmigung des Pabstes geschehe, und daß es auf nichts weniger abgesehen wäre, als auf

*) Im Mai 1346.

Beschlagnahme der Kirchengüter. Und nachdem er nun noch auseinander gesetzt hatte, durch welche Einrichtungen er den Zustand der allgemeinen Ruhe aufrecht zu erhalten gedenke, versprachen seine Mitverschwornen, durch einen Eid auf das Evangelium, sein Unternehmen aus allen Kräften zu unterstützen.

Dies geschah zu einer Zeit, wo Stephan Colonna, unter den römischen Patriciern bei weitem der angesehenste und gefürchtetste, nach Corneto gegangen war, um unter dem Schutze der bewaffneten Macht Getreide nach Rom zu führen. Seine Abwesenheit benutzend, ließ Cola durch einen Herold bekannt machen, daß, auf das erste Zeichen mit der Glocke, alle Römer sich unbewaffnet versammeln sollten, um bei der Bekanntmachung einer besseren Ordnung der Dinge gegenwärtig zu seyn. Zum Sammelplatz bestimmte er die Kirche von St. Angelo. Er selbst brachte die nächste Nacht in der Kirche zu, wo er, um die Reinheit seiner Absichten an den Tag zu legen, dreißig Messen zu Ehren des heiligen Geistes lesen ließ. Erst am folgenden Morgen verließ er das Heiligthum. Unterdeß hatte sich das Volk schaarenweise vor der Kirche versammelt, voll von Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, belebt zum Theil von dem Wunsche nach Neuerungen, zum Theil von Vaterlandsliebe und Hoffnung. In einer vollständigen Rüstung, aber, um von Allen erkannt zu werden, mit entblößtem Haupte, trat Cola unter die Menge. Diese empfing ihn mit Jubel, und eine feierliche Prozession begann unter Glockengeläute nach dem Capitol. Drei Fahnen flatterten dem Notar vorauf: erst die Fahne der Freiheit von rother

Farbe, mit goldenen Buchstaben geziert und Rom darstellend, wie es, auf zwei Löwen reitend in der einen Hand die Palme, in der anderen die Erdkugel trägt; dann die Fahne der Gerechtigkeit von weißer Farbe, mit dem Apostel Paulus, der das Schwerdt und die Krone der Gerechtigkeit in seinen Händen hält; zuletzt die Fahne der Eintracht, auf welcher der Apostel Petrus gemalt war. Drei von den vornehmsten Verschwornen trugen diese Fahnen. Neben Cola ging der Vicar des Pabstes, ob nur von Cola gewonnen, oder auf Befehl des Pabstes, ist ungewiß. Hundert Bewaffnete begleiteten den Zug. Wie Cola'n das Herz schlug, läßt sich mehr ahnen, als sagen. Als man das Capitol erreicht hatte, bestieg er den für ihn errichteten Rednerstuhl, hielt eine treffliche Rede über die Noth und Sklaverei des römischen Volks, endigte mit der Versicherung, daß er nur aus Gehorsam gegen den Pabst und zum Besten des Volks allen Gefahren trotze, und ließ hierauf die Gesetze verlesen, die er zur Begründung einer besseren Verfassung Roms entworfen hatte.

Es ist unstreitig zu bedauern, daß nicht sein ganzer Entwurf einer besseren Verfassung auf die Nachwelt gekommen ist; denn hieraus würde sich über den Charakter des Mannes mit unendlich größerer Sicherheit urtheilen lassen, als aus allen den Nachrichten, welche gleichzeitige Schriftsteller von ihm gegeben haben. Was von seiner Verfassung bekannt geworden ist, läuft auf Folgendes hinaus: „Alle Civil-Prozesse sollen in dem Zeitraum von 15 Tagen beendigt seyn; jede falsche Anklage wird eben so bestraft, wie das Verbrechen, dessen sie be-

schuldigt; wer einen Menschen tödtet, wird hingerichtet; jede Beleidigung findet eine gleiche Vergeltung." Alle diese Gesetze kündigten den Grundsatz der Gleichheit an, der einer wahrhaft bürgerlichen Verfassung so nothwendig ist. Damit aber der Adel sich dieser Gleichheit bequemen möchte: so wurde verordnet, daß Niemand, außer der ersten Magistratsperson, die Thore, Brücken und Thürme des Staats besetzen oder befehligen sollte; daß keine Privat-Garnisonen in die Städte oder Schlösser des römischen Gebiets sollten eingeführt werden; daß Keiner Waffen führen, oder sich unterstehen sollte, Häuser in der Hauptstadt oder außerhalb derselben zu befestigen; daß die großen Barone für die Sicherheit der Heerstraßen und für den freien Durchgang der Lebensmittel sorgen, und daß die Beschützung der Missethäter und Räuber durch eine Geldstrafe von tausend Mark Silber gebüßt werden sollte. Um den Adel noch mehr in seine Gewalt zu bekommen, verordnete Cola di Rienzo zu gleicher Zeit: daß auf das erste Zeichen mit der Glocke des Capitols sich 20000 Freiwillige zur Unterstützung der Gesetze einfinden, für jeden Stadtbezirk (es gab deren 13) 100 Mann zu Fuß und 25 zu Pferde in Solde der Republik gehalten werden, in jedem Hafen ein Schiff die Sicherheit des Handels beschützen, außerdem aber in jedem Distrikte der Stadt Magazine bestehen, und die Wittwen und Waisen der im Kriege Gefallenen aus der römischen Kammer unterstützt werden sollten.

Mit Entzücken vernahm das Volk diese Gesetze. Cola und der päbstliche Vicar wurden ersucht, das Regiment von Rom zu empfangen. Beide befaßten sich gleich willig mit

dem.

demselben: Cola, um seine Schöpfung zu vollenden; der päbstliche Legat, um den Kirchenstaat zu erhalten. Das Volk würde Cola'n jeden Titel bewilligt haben; er selbst, voll von seiner Bewunderung für die republikanische Verfassung Roms, begnügte sich mit dem Titel eines Tribunen, nicht ahnend, wie sehr er sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch setzte, und wie leicht er aus einem ursprünglichen Vertheidiger der Volksrechte zu einem Despoten werden konnte.

Die Probe, auf welche er und seine Schöpfung gestellt werden sollten, blieb nicht lange aus. Müßiger Zuschauer der ganzen Revolution war der übrige Adel geblieben; aber Stephan de Colonna, die Seele des Adels, war nicht sobald von den Veränderungen, die während seiner Abwesenheit vorgegangen waren, unterrichtet, als er von Corneto nach Rom zurückeilte, und nach seiner Ankunft daselbst erklärte, daß er das Geschehene mißbillige und Cola di Rienzo aus den Fenstern des Capitols werfen werde. Sobald Cola dies erfahren hatte, ließ er die Glocke des Capitols anziehen. In eben diesem Augenblick strömten die Bürger Roms aus ihren Häusern. Jene 20,000 Mann, welche die Vertheidigung der Gesetze übernommen hatten, fragten ungeduldig, gegen Wen sie ihre Kraft richten sollten; und kaum fand Stephan de Colonna Zeit, nach der Vorstadt Sanct Lorenzo zu entwischen, von wo er sich schleunigst auf sein festes Schloß zu Palestrina begab. Vom Capitol aus ertönte indeß für alle Adeliche der Befehl, die Stadt zu verlassen und sich auf ihre Güter zu begeben.

Sie gehorchten; und ihre Abreise sicherte die Ruhe der freien und gehorsamen Bürger von Rom.

Cola benutzte die Entfernung des Adels, sich den Besitz der Brücken im ganzen Umfange der Stadt anzueignen, weil auf demselben ein bedeutender Theil des öffentlichen Einkommens beruhete. Unmittelbar darauf bestellte er die öffentlichen Beamten, unter welchen seine Boten eine von den Hauptrollen spielten. Um dem Pabste nicht verdächtig zu werden, litt er nicht nur, daß der päbstliche Vicar, wie seltsam dies auch seyn mochte, den Titel eines Tribunen mit ihm theilte, sondern er schärfte auch die Pflicht, zu beichten, ein, womit er vielleicht polizeiliche Absichten verband. In der Gerechtigkeitspflege konnte niemand strenger seyn, wie er; und je mehr die Verwilderung während der Anarchie überhand genommen hatte, desto unerbittlicher ließ er kreuzigen, enthaupten, und überhaupt Todesstrafen vollziehen. Sein Hauptzweck hierbei war, Schrecken zu verbreiten. Um aber zugleich seine Popularität zu retten, und um überhaupt das Ansehn zu gewinnen, als handle er nicht bloß für das Volk, sondern auch durch dasselbe, hielt er öfters Volksversammlungen, in welchen er sich am meisten als Redner gefiel. Die Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit, welche er beim ersten Anfang seiner Rolle gezeigt hatte, verschwand immer mehr, je sicherer er sich fühlte; und wiewohl Geburt und Stand ihn von der Kunst des Repräsentirens für immer hätten entfernt halten sollen, so sah man doch hier, wie später bei Oliver Cromwell, das Bewußtseyn des Verdienstes und der Macht den

Ausschlag geben; so daß, von dieser Seite, mehr zu bewundern als zu tadeln war.

Indeß befand sich Cola, als Tribun, in sofern in einer schlimmen Lage, als sein Titel ohne Sinn war und blieb, so lange es in Rom keinen Adel gab, gegen welchen er den Bürger vertheidigen konnte; er war, so lange die Entfernung des Adels dauerte, eben so gut Bürgermeister, Fürst, König und Kaiser, als Tribun. Dies fühlend und seine Liebe für das Volk nur in dem Hasse gegen den Adel wiederfindend, kam er auf den Einfall, den Adel nach Rom zurückzurufen, ohne daß er dabei berechnete, wie er, jede Art der Gewalt in sich vereinigend und die großen Baronen zu bloßen Unterthanen herabdrückend, zu stehen kommen würde. Diese Baronen hätten sich gern gegen den Tribun verbündet; weil sie aber wohl einsahen, daß sie mit ihrer ganzen Macht nichts gegen die Bevölkerung von Rom ausrichten würden, und nebenher Gefahr liefen, ihre Besitzungen in der Stadt zu verlieren: so fügten sie sich in ihr Schicksal, und gingen, auf den Befehl des furchtbaren Tribunen, nach Rom zurück. Die stolzen Colonna's demüthigten sich zuerst vor ihm. Stephan de Colonna, ein Sohn des eben erwähnten Besitzers von Palestrina, wohnte in dem Pallaste des Capitols einer Sitzung bei, in welcher Cola Recht sprach; und hingerissen von der Achtung, welche er dem Tribun von allen Seiten her erzeigen sah, trug er kein Bedenken, die neue Verfassung zu beschwören Kaum war von ihm die Bahn gebrochen, so folgten die übrigen Mitglieder der Familie; und ihr Beifall fand Nachahmung bei den Orsini's, Savel-

li's, Frangipani's und dem übrigen Adel der Stadt. Selbst der ehemalige Lehnsherr Cola's blieb nicht zurück, als es darauf ankam, dem Tribunen den Eid der Treue zu leisten. Die Reihe der Eidesleistung kam nunmehr an die übrigen Stände, die Geistlichkeit und die Vornehmen, die Richter und Notarien, die Kaufleute und Künstler, bis herab zu den Handwerkern und den Tagelöhnern. Alle schwuren, wo nicht mit gleicher Aufrichtigkeit, doch mit gleichem Eifer, für die Republik und die Kirche zu leben und zu sterben, und den neuen Gesetzen ohne Widerspruch zu gehorchen. An der Spitze des umgeschaffenen Kirchenstaats stand ein Volkstribun als Souverän; und ein eben so reicher als unternehmender Feudal-Adel, den selbst die angesehensten Päbste nicht immer bändigen konnten, sah sich wie durch einen Zauberschlag vernichtet, oder umgeschaffen.

Schwerlich hat jemals eine Revolution bestimmtere und glücklichere Wirkungen hervorgebracht, wie die, welche von Cola's Kopfe ausgegangen war. Rom, noch vor kurzem eine große Räuberhöhle, verwandelte sich plötzlich in ein wohlgeordnetes Gemeinwesen. Kein Ansehn der Person vermochte den unerbittlichen Tribunen von der Regel abzubringen, die einmal für die Stadt galt. Jene Freihäuser, in welche kein Diener der Justiz bis dahin einzudringen gewagt hatte, wurden abgeschafft, und alles Holz und Eisen, das an ihre Befestigung verschwendet war, verwendete Cola auf die Befestigung des Capitols. Vergeblich wollte der alte Colonna einen Verbrecher beschützen; er mußte ihn herausgeben und sich glücklich schätzen, der Strafe für den bloßen Versuch zu entrin-

nen. Der Besitzer von Capranica, einer von der Familie der Orsini, wurde wegen vernachlässigter Beschützung der Heerstraße in eine Geldstrafe von vierhundert Gulden genommen, weil in der Nähe jenes Orts ein Esel mit einem Oelfaß entwendet worden war. Pietro de Agapito, von der Familie der Colonna's, der noch vor kurzer Zeit das Amt eines Senators verwaltet hatte, erlebte den Schimpf, auf öffentlicher Straße von Cola's Häschern wegen einer Schuld oder einer Beleidigung verhaftet zu werden; und Martin Orsini, der ein an der Mündung der Tiber gescheitertes Schiff geplündert hatte, ward, trotz der Fürbitte seiner jungen Gemahlin und den Verwendungen seiner Verwandten, mit Händen die auf dem Rücken zusammengebunden waren, seinem eigenen Hause gegenüber aufgeknüpft. Bei einer solchen Gerechtigkeitspflege war nichts natürlicher, als daß das Verbrechen sich zurückgeschreckt fühlte. Gewerbe, Handel, Künste, Wissenschaften lebten wieder auf. Wo die Boten des Tribunen mit ihren weißen Stäben erschienen, da wurden sie mit Achtung aufgenommen. In Rom selbst schlossen alle Gutgesinnte um ihn Kreis, und wer der Vaterstadt durch Arm oder Kopf zu dienen den Beruf fühlte, näherte sich ihm mit Vertrauen, und war seiner Anstellung gewiß. Petrarka schätzte sich glücklich, daß alle seine Ahnungen in Erfüllung gegangen waren *), und Clemens der Sechste sendete einen von Cola's Boten, der nach Avignon geschickt war, mit

---

*) Man sehe den sechsten Canzone in den Rime di Petrarca, welcher an Cola di Rienzo gerichtet ist.

einer Pilgertasche zurück, die, mit gediegenem Silber überzogen und mit dem Wappen des römischen Volks, des Pabstes und des Tribunen verziert, einen Beweis des vollkommensten Einverständnisses ablegen sollte. Wie auch die Bewohner des übrigen Italien über das Thun und Treiben Cola's bei sich selbst denken mochten: so unterließen ihre Regierungen doch nicht, dem Tribunen Glück zu wünschen zu der Ordnung der Dinge, von welcher er der Urheber war; und dies geschah in den Antworten auf die Sendschreiben, in welchen er ihnen seine Regierung angezeigt hatte: Antworten, in welchen sie ihn als einen förmlichen Souverän behandelten. Eine noch größere Ehre widerfuhr ihm dadurch, daß Ludwig, König von Ungarn, ihn zum Schiedsrichter in seinem Streite mit der Königin Johanna von Neapel machen wollte, welche dem Verdachte unterlag, ihren Gemahl, den König Andreas, ermordet zu haben. Was jemals in den zwölf ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts erlebt worden ist, das geschah, vielleicht aus derselben Ursache des Erstaunens über die Kühnheit eines einzelnen Menschen, auch um die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gegen Cola di Rienzo, sowohl von öffentlichen, als von Privat-Personen.

Nichts weiter hatte Cola ursprünglich beabsichtigt, als sich des Volks gegen den Adel anzunehmen; und dabei würde es unstreitig geblieben seyn, wenn Rom in dem Pabst oder in irgend einem anderen anerkannten Regenten ein Oberhaupt gehabt hätte. Da dies nicht der Fall war, und der Untergang der herrschenden Parthei eine Folge des Sieges der dienenden werden muß-

te: so war auch nichts natürlicher, als daß aus dem Tribunen ein Staatschef wurde, dessen Pflichten mit denen eines Tribunen nichts gemein hatten. Was sollte Cola di Rienzo thun, nachdem er einmal, vielleicht gegen alle seine Erwartungen, an die Spitze getreten war? Man hat einem ungemessenen Ehrgeize zugeschrieben, was vielleicht nur die Wirkung der Noth war. Auch bei Cola rechtfertigte sich der Ausspruch Cromwells, „daß man nie weiter kommt, als wenn man nicht weiß, wohin man geht.“ Von den Römern angebetet, von den Nachbarn geehrt, von dem Pabste begünstigt, von einem mächtigen Könige zum Schiedsrichter ernannt — wie hätte der Tribun der Versuchung widerstehen können, die Erinnerung an ein früheres Wesen abzustreifen? Doch hier stellten sich ihm eben die Hindernisse dar, die, so lange die Welt steht, Jeden hemmten, der in seinem eigenen Vaterlande von dem einen Stande ungestraft zu dem andern überzugehen gedachte. In Dingen, die, an sich selbst nichtig, nur durch die Meinung, welche man daran knüpft, etwas werden, ist vielleicht die größte Vorsicht nöthig, und nichts unverzeihlicher, als der Gedanke, die Meinung selbst sey nichts. Cola, welcher die Meinung für nichts hielt, und sich durch die Macht der Verhältnisse so sehr gehoben sah, wollte wenigstens dem Stande gleich kommen, über welchen er mit so großer Leichtigkeit gesiegt hatte; und indem er in diesem Verlangen die Meinung auf der einen Seite unter die Füße trat und auf der anderen achtete, konnte es nicht fehlen, daß er sich mit sich selbst in einen noch weit größeren Widerspruch setzte, als worein

er bereits dadurch gerathen war, daß er die alte Welt nicht von der neueren zu sondern wußte.

Als erste öffentliche Autorität hatte er angefangen, sich die Prädikate eines Gestrengen und Barmherzigen, eines Befreiers von Rom, eines Vertheidigers von Italien, eines Freundes des menschlichen Geschlechts, des Friedens und der Gerechtigkeit, endlich — und dies war das bedeutendste — eines Tribunus Augustus beizulegen. Aber um zugleich den Römern durch die Idee seiner Vorzüglichkeit zu gebieten, nahm er seine Zuflucht zu allen den Mitteln, wodurch sich fürstliche Personen vor Anderen auszuzeichnen pflegen; ja er übertrieb sogar diese Mittel. So oft er öffentlich erschien, geschah es auf einem weißen Zelter, umgeben und begleitet von einer großen Anzahl von Rittern, vorauf hundert Söldlinge, die eine Art von Leibwache bildeten. Am glänzendsten zeigte er sich unmittelbar nach der Hinrichtung des Martin Orsini. Es war das Fest Johannis des Täufers, an welchem die Römer in die St. Peterskirche zu strömen pflegten. Dahin nun begab sich auch Cola di Rienzo, um sich den Römern in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Der Zug wurde von einer Kohorte gewaffneter Reuter eröffnet. Dann folgten die verschiedenen Ordnungen der öffentlichen Beamten: Richter, Notarien, Kämmerer, Cancellisten, Secretarien u. s. w. Vier Marschälle gingen dem Johann de Allo vorauf, der eine silberne Schale trug, auf welcher das Opfer lag, welches ein römischer Senator darzubringen pflegte. Dann folgten wieder Reuter, und diesen Trompeter,

welche auf silbernen Instrumenten bliesen, um die Lieblichkeit der Töne zu vermehren. An sie schlossen sich die Herolde des Gesetzes an, hinter welchen Bucco Jubileo, das entblößte Schwerdt der Gerechtigkeit in der rechten Hand, daher schritt. Ihm folgte Lelio Magliaro, von zwei Männern begleitet, von welchen ein Jeder einen Geldbeutel trug, aus denen Geld unter das Volk geworfen wurde. Nun der Tribun auf einem hohen Zelter, in einem seidenen Gewande, das mit Pelzwerk verbrämt war, in der rechten Hand einen stählernen Stab, auf welchem ein silberner und vergoldeter Reichsapfel angebracht war, der ein goldenes Kreuz trug. Ueber dem Haupte des Tribunen schwenkte Cecco di Alesso eine weiße Fahne, in deren Mitte sich eine strahlende Sonne zeigte, die von silbernen Sternen umgeben war, oben eine weiße Taube, mit einem aus Oelzweigen geflochtenen Kranze im Schnabel. Zur rechten und linken des Tribunen ritten funfzig Vasallen von Vetirchiano, und eine lange Reihe von Männern aus allen Ständen schloß den Zug. An den Stufen der St. Peterskirche empfing die Geistlichkeit den Tribunen mit einem Veni creator spiritus, und begleitete ihn bis zu dem Altar, wo er knieend sein Opfer brachte, und dann die Bitten der Geistlichkeit vernahm, welche die Güter der Heiligen Petrus und Paulus seinem Schutze empfahl. Das Volk war über diesen ganzen Auftritt in Staunen verloren, und indem es in dem Tribunen seine Größe sah, liebte und verehrte es ihn nur desto aufrichtiger. Cola war berechtigt, sich einem Fürsten gleich zu stellen; und hätte er das Gefühl seiner Macht beherrschen können, so würde

sein Regiment von langer Dauer gewesen seyn. Doch nichts scheint dem Menschen schwerer zu werden, als die Ausmittelung dessen, was er sich selbst und was er den Umständen verdankt, und die große Zahl Derjenigen, welche über ein allzu plötzliches Glück Verstand und Bewußtseyn verloren, ist vielleicht das Stärkste, was man für die Erblichkeit der ersten Magistratur anführen kann, sofern nämlich durch diese Erblichkeit alles Plötzliche aus dem Genuß der Macht verbannt wird.

Kaum glaubte sich Cola di Rienzo in dem Besitz seiner Würde gesichert, als er anfing, dieselbe auch von Seiten des Genusses zu nehmen, und sich Vieles zu erlauben, was er sich in einer früheren Periode versagt hatte. Daß er es in allem, was seine äußere Erscheinung betraf, auf Auszeichnung anlegte, war zu entschuldigen, weil seine Würde dies mit sich gebracht haben würde, auch wenn er dafür keine entschiedene Vorliebe gehabt hätte. Minder zu entschuldigen war, daß er sich den Freuden der Tafel hingab; denn hierdurch verlor er die Herrschaft über sich selbst, welche nie fehlen darf, wenn man Anderen mit Erfolg gebieten will. Es ward ihm nicht schwer, sich von seinem Collegen, dem päbstlichen Vicar, zu befreien; und vielleicht war dies der erste entscheidende Fehler, den er beging, indem die Entfernung des Bischofs von Orvieto eine Kriegserklärung gegen den Pabst war, den er zu schonen so wichtige Ursachen hatte. Zwar entschuldigte der Tribun sich durch einen Gesandten mit der unumgänglichen Nothwendigkeit des von ihm gethanen Schrittes; allein am Hofe zu Avignon fehlte es nicht an Köpfen, die dergleichen zu beurtheilen verstan-

den, und die Folge war, daß man an diesem Hofe sich von Stund' an bedroht glaubte. Auf den ersten Fehler folgten bald andere. Sobald der Haß gegen den Adel in ihm ausgestorben war, suchte er ihn, mehr als er selbst gesucht wurde. Eine seiner Schwestern, welche Wittwe geworden war, sollte sich, seinem Wunsche nach, mit einem Baron di Castella verheirathen. Für sich selbst wünschte er nichts so sehr, als in den Ritterstand zu treten. Es ist an einem Emporgekommenen des neunzehnten Jahrhunderts erlebt worden, daß er nicht eher ruhete, als bis er es dahin gebracht hatte, adeln zu können, um selbst als Adelicher zu erscheinen. Sein Vorgänger im vierzehnten Jahrhundert, auf einer minderglänzenden Bühne stehend, war damit zufrieden, von Anderen geadelt zu werden. Bei gleicher Thorheit, verdient Cola di Rienzo einige Entschuldigung. Die Zeiten, in welchen er lebte, hatten das Eigenthümliche, daß in ihnen nur die Eigenthümer von Grund und Boden für frei und zur Herrschaft berufen gehalten wurden; dies war eine nothwendige Folge des Territorial-Systems, das damal noch in ganz Europa vorherrschte. Cola, der, als ein Zögling des Alterthums, nichts weniger begriff, als das Verhältniß des Bürgerstandes zu dem Adel in der neueren Welt, fühlte wohl nur allzu sehr die natürlichen Vorzüge einer seit mehreren Jahrhunderten herrschenden Classe; und nachdem er im Kampf mit dieser Classe an die Spitze gekommen war, glaubte er sie durch Anschließung an ihre Eigenthümlichkeiten gewinnen zu müssen. Der Adel selbst berechnete sich alle die Vortheile, welche mit der Befriedigung von Cola's Lieblings-

wunsche verbunden waren; der Mann, welcher mit dem Ideal, welches in seinem Kopfe von einem alten römischen Volkstribune spukte, seine Rolle begonnen hatte, konnte nicht lächerlicher endigen, als wenn er sich zum Ritter schlagen ließ: und gerade darum kam man seinem Wunsche halben Weges entgegen, überzeugt, daß seine ganze Furchtbarkeit sich von dem Augenblick an verloren haben würde, wo das Volk nicht mehr seines Gleichen in ihm sehen könnte; überzeugt, daß selbst der Wall und die Pallisaden, womit Cola den Pallast des Capitols umgeben hatte, um sich desto mehr zu sichern, nicht länger eine Schutzwehr seyn würden.

Als alle Anstalten zu einem feierlichen Ritterschlag getroffen waren, wollte der Tribun in eigener Person den Zug von dem Capitol nach dem Lateran führen. Es war der 1ste August des Jahres 1347, wo sich am Vorabend von St. Petri Kettenfeier eine Anzahl Volks in Rom versammelt hatte. Mit Ungeduld erwartete das Volk eine Feierlichkeit, von welcher es sich keinen deutlichen Begriff machen konnte. Endlich gegen neun Uhr Abends brach der Tribun vom Capitole auf. Baronen, Bürger, Gerichtspersonen, ritten, in Seide gekleidet, auf Pferden, die mit kleinen Glöckchen geschmückt waren, vorauf. Ihnen folgten Lustigmacher und Spielleute. Dann kamen die Gemahlin und die Mutter des Tribunen mit einem großen Gefolge von Matronen; jene dadurch ausgezeichnet, daß zwei reich gekleidete Jünglinge den vergoldeten Zaum ihres Pferdes in der Hand hielten. Hinter ihnen ein Zug von Männern, die in ritterlichen Künsten geübt waren. Vor dem Tribun her wurde ein ent-

blößtes Schwerdt getragen. Er selbst mit seinem stählernen Stab in der Rechten, saß, in einem Mantel von weißer Seide, auf einem Zelter, und über seinem Haupte flatterte eine Fahne. Ein zahlreiches Gefolge von Baronen beschloß den Zug. Als man an Ort und Stelle gekommen war, entließ der Tribun die gaffende Menge; und gerade als ob er das Thörichte seiner Handlung in der Seele der Zuschauer gefühlt hätte, sagte er zu diesen: „er werde in der künftigen Nacht die Ritterwürde empfangen, und was sich dann begeben werde, das werde Gott im Himmel und den Menschen auf Erden wohlgefällig seyn." Sobald sich nun das Volk verlaufen hatte, wurde ein feierliches Hochamt gehalten. Hierauf badete der Tribun in der porphyrnen Wanne, worin, nach einer Legende, der Kaiser Constantin durch den Pabst Sylvester von seinem Aussatze befreit worden war. Mit gleicher Anmaßung verrichtete er seine Waffenwache in dem geheiligten Raume des Baptisteriums; und als die rechte Stunde geschlagen hatte, umgürtete ihn Vico Sciotto, ein römischer Ritter von großem Ansehn, mit dem Ritterschwerdt. Unterdeß hatte sich die Menge aufs Neue vor dem Lateran versammelt, begierig, den in einen Ritter verwandelten Tribunen zu sehen. Er zeigte sich ihr in einem scharlachrothen, mit Pelzwerk verbrämten Kleide, umgürtet mit dem Schwerdte, das er so eben angethan hatte, in goldenen Sporen. Man sah ihn mit Verwunderung an; diese aber stieg, als er der Versammlung näher trat und die Worte ausrief: „Wir fordern den Pabst Clemens vor unser Tribunal, und gebieten ihm, mit dem heiligen Collegium der Cardinäle in sei-

ner Diöces zu wohnen; auch fordern wir die beiden Prätendenten, Carl von Böhmen und Ludwig von Baiern, welche sich Kaiser nennen, sammt allen Wahlfürsten Deutschlands vor unser Tribunal, um sich darüber zu erklären, unter welchem Vorwande sie das unverlierbare Recht des römischen Volks, den Kaiser zu wählen, an sich gerissen haben." Wenn die Vermengung des Alten mit dem Neuen bis zum Wahnsinn gesteigert werden kann, so sprach nur Wahnsinn aus dem Munde des Tribunen. Der Legat des Pabstes, der ihm zur Seite stand, gerieth in die größte Verlegenheit; doch ohne auf diese zu achten, zog der Tribun sein Richterschwerdt, und hieb damit gegen die drei Welttheile, indem er ausrief: „Dies ist mein, und dies, und dies." Derselbe Mann, der sich so eben zum Ritter hatte schlagen lassen, handelte in diesem Augenblick wieder, als ob er den letzten Zeiten der römischen Republik angehörte; und alle, welche Sinn hatten für den Widerspruch, worin er mit sich selbst stand, konnten sich nicht länger ein Geheimniß daraus machen, daß sein Kopf gelitten haben müsse. Es folgte ein Banket, so üppig, wie jemals die Cäsaren eines veranstaltet hatten. An einem und demselben Tische schmauseten der Tribun und der päbstliche Legat. Für alle Uebrige galt die Gleichheit als Gesetz. Eine Fülle von ausgesuchten Speisen und Getränken erheiterte die Gesellschaft. Während des ganzen Tages ergoß sich der Wein aus den Nüstern von Constantins Pferde, durch bleierne Röhren dahin geführt, und in eine große Vase, aus welcher Alle schöpften, fließend. Nur das Wasser fehlte, womit man

sich wieder abzukühlen wünschte. Nach der Tafel ritt Cola, von Rittern und Baronen umgeben, nach dem Capitol zurück, und von dieser Zeit an trug er einen mit Edelsteinen besetzten Hut, auf welchem eine kleine, aus Perlen verfertigte, Taube angebracht war. Eine Art von Krönung folgte auf den Ritterschlag; und da er sich Ritter vom heiligen Geiste nannte, so waren in seiner seltsamen Krone durch verschiedene Blätter von Metall die sieben Gaben des heiligen Geistes bezeichnet.

Die Posse, welche Cola spielte, war zuletzt doch allzu ernsthaft, als daß Leute von gesundem Sinne sie lange hätten ertragen können. Der großen Menge hatte er sich durch den Ritterschlag entfremdet, ohne dem Adel näher gekommen zu seyn. Dieser hatte ihn gefürchtet, so lange sein Joch den Charakter der Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe trug; er hatte sogar vor ihm, wie vor dem größten Despoten, gezittert. Aber die Empfindungen änderten sich, sobald Cola gezeigt hatte, daß er zu werden wünschte, was der Adel war. Man nahm seine Einladungen an, aber man unterließ nicht, ihm auf alle Weise zu erkennen zu geben, wie man über ihn dachte. Als bei einem Gastmahle, welches er gab, die Frage aufgeworfen wurde: ob sich für einen Regenten mehr die Verschwendung schicke, oder die Kargheit? und lange für und wider den Satz gestritten war, faßte Herr Stephan de Colonna den Saum von des Tribunen Kleide, und sagte: „Wahrlich für einen Tribunen schickt sich die Kleidung eines ehrsamen Bürgersmannes besser, als diese prächtige;“ und dabei hielt er dem Tribun den Saum unter das Gesicht, und brachte ihn aus aller

Fassung. Cola selbst fühlte sehr wohl, daß er durch den Ritterschlag seine Verhältnisse nur verdorben hatte. Um dem Volke nicht mißtrauen zu dürfen, mißtrauete er dem Adel, von welchem er allerdings das Meiste zu befürchten hatte. Er sah die Colonna und Orsini einiger als jemals; und da er sehr richtig urtheilte, daß diese Einigkeit nur durch eine gemeinschaftliche Feindschaft, von welcher Er der wahre Gegenstand sey, habe bewirkt werden können: so glaubte er auch auf seiner Hut seyn zu müssen. Ein Verbrecher hatte auf der Folter ausgesagt, daß gegen den Tribunen eine Verschwörung im Gange sey. Nichts war in sich selbst unzuverlässiger, als diese Aussage; allein wer einmal zum Tyrannen geworden ist, kann nicht vermeiden, den Argwohn desselben anzunehmen. Ehe der Adel es sich versah, fand er sich verhaftet. Was Cola vorhatte, unterlag kaum einem Zweifel; und wie groß auch die Schuld oder die Unschuld des Adels seyn mochte, die Gefahr war nicht zu verkennen, sobald das Volk von Rom durch die Glocke zusammenberufen war, um das Urtheil zu bestätigen, welches der Tribun über seine Feinde fällen würde. Der folgende Tag mußte Entscheidung bringen. Die Nacht verstrich dem Tribunen unter eben so starker Unruhe, wie den Baronen, von welchen Stephan Colonna in seinem Zimmer mit hastigen Schritten auf- und abging, und seine Wächter aufforderte, ihn durch einen raschen Todesstoß von einer so schmählichen Sklaverei zu befreien. Am folgenden Morgen vernahmen sie ihr Urtheil durch die Erscheinung von Beichtvätern, die sich bei ihnen einfanden. Der große Saal des Capitols war für den blutigen Auftritt

mit

mit rothen und weißen Decken behangen. Das Angesicht des Tribunen war nie finsterer gewesen. Mit entblößten Schwerdtern standen die Nachrichter da. Niedergeschlagen und traurig, wie solche die des Todes gewärtig sind, erschienen die Barone in dem Saale; und damit sie nicht reden möchten, bliesen Trompeter. Unter den angeblichen Verbrechern zitterte nur Stephan von Colonna nicht. Unterdeß überlegte Cola bei sich selbst, wie weit er gehen sollte. Vieles war hierbei in Anschlag zu bringen: der Glanz alter Namen, die Rache der Ueberlebenden, das Urtheil der Welt, die Unbeständigkeit des Volks. Es schien ihm, wie weit er auch vorgeschritten war, minder gefährlich, Alles zu verzeihen; es schien ihm sogar möglich, von dem Auftritt Vortheil für sich zu ziehen. Er trat, wie er zu thun pflegte, als Redner auf, und indem er die Miene eines demüthigen Volksdieners annahm, bat er diesen seinen Herrn, den Verbrechern unter der Bedingung zu verzeihen, daß sie künftig der Verfassung mit Herz und Munde getreu bleiben wollten. Das Volk fand nichts einzuwenden gegen eine Stellung, in welcher es als großmüthig und barmherzig erschien; die Barone aber mußten es für eine besondere Gunst des Schicksals halten, durch ein bloßes Versprechen Leben und Vermögen retten zu können. Einem Priester ward der Auftrag, sie im Namen des Volkes freizusprechen. Sie empfingen hierauf gemeinschaftlich mit Cola das heil. Abendmahl, und wohnten einem Gelage bei, wo die Rache sich hinter der Larve der Freude und Herzlichkeit verbarg. Zuletzt entließ Cola sie in ihre Wohnungen, nicht ohne ihnen durch neue Titel und Ehrenämter Beweise eines

Vertrauens gegeben zu haben, das schwerlich in ihm war.

Die Barone fanden ihre Lage um so unerträglicher, je deutlicher ihnen einleuchtete, daß Cola sich auf ihre Kosten mit dem Volke ausgesöhnt und in dem seltsamen Auftritt, der sich mit ihrer Begnadigung geschlossen, einen künstlich beabsichtigten Sieg davon getragen habe. Offenbarer Krieg schien ihnen solchen Beleidigungen bei weitem vorzugehen. Gleichzeitig entwischten die Orsini's und Colonna's von Rom, und pflanzten die Fahne der Empörung zu Marino auf. Die Festungswerke dieser Stadt wurden wiederhergestellt; und sobald sie mit Lebensmitteln, Wein und allen Kriegsbedürfnissen versehen war, nahmen die Feindseligkeiten gegen die Römer ihren Anfang. Unter Thränen und Seufzen klagten diese über das allgemeine Unglück, während Cola sich damit begnügte, daß er die rebellischen Barone aufforderte, vor seinen Richterstuhl zu erscheinen, und, als sie sich nicht einfanden, sie in effigie aufhängen ließ. Da es leichter ist, eine große Bevölkerung von dem Rednerstuhl aus zu bestimmen, als eine Armee ins Feld zu führen: so mußte der Tribun allerdings Bedenken tragen, seine Autorität auf eine so entscheidende Probe zu stellen, als die letztere war. Indessen hörten die Streifereien der Colonna's und Orsini's nicht auf; und wollte Cola Ruhe vor dem römischen Volke haben: so mußte er sich entschließen, an der Spitze eines Heeres gegen Marino aufzubrechen. Seine Gegner wichen der Ueberzahl, und setzten ihn dadurch in Stand, die Gegend um Marino zu zerstören, wo kein Baum, kein Haus, keine Mühle

übrig blieb; da er ihnen aber in ihren Verschanzungen nichts anhaben konnte, so ging er auf die Aufforderung eines Cardinal-Legaten, der unterdeß in Rom angelangt war, mit seinen Truppen dahin zurück. Was er ausgerichtet hatte, war von keiner Bedeutung. Gleichwohl begab er sich, gleich nach seiner Ankunft in Rom, in die Sacristei der St. Peterskirche, und legte daselbst die kaiserliche Dalmatika an, um durch ein gebietendes Aeußere dem päbstlichen Legaten noch mehr gewachsen zu werden. Die Art und Weise, wie er mit dem Hofe von Avignon gebrochen hatte, ließ ihn nichts Gutes erwarten. Was dieser eigentlich von ihm verlangte, ist unbekannt geblieben; doch zeigte das Betragen des Cardinal-Legaten, daß der Pabst sich nichts Gutes von der Regierung des Tribunen versprach, und derselben, sogar auf die Gefahr daß die alten Usurpationen zurückkehren könnten, ein Ende machen wollte. Die Unterhandlungen, in welche Cola mit dem Cardinal-Legaten trat, versprachen keinen guten Ausgang, und dieser wurde nur noch aufgehalten durch die Rüstungen seiner Gegner, welche nach und nach eine Armee auf die Beine brachten, die zum Angriff geschickt war.

Ohne allen Anhang waren die Colonna's und Orsini's nicht, wie man leicht denken kann. Was ihnen noch mehr Eingang verschaffte, war die Versicherung, daß sie keine Absichten auf eine Veränderung der Regierung hätten, wohl aber ihre Häuser wieder in Besitz nehmen wollten. Daß Cola kein Feldherr sey, war den Römern durch den Versuch erwiesen, den er gegen Marino gemacht hatte; und ehe sie die Beschwerden eines

anhaltenden Krieges ertragen wollten, waren sie bereit, den Tribunen aufzugeben, den sie als die Hauptquelle ihrer Leiden zu betrachten angefangen hatten. Doch trotz dieser, dem Tribunen so ungünstigen Stimmung, nahmen die Sachen noch einmal eine für ihn vortheilhafte Wendung. Die Colonna's und Orsini's gingen gerade Weges auf Rom los, und würden in dasselbe eingedrungen seyn, wenn der, welcher bestimmt war ihnen das Thor zu öffnen, nicht gerade abgelöset worden wäre. Schon waren sie auf dem Rückzug begriffen, als die Römer einen Ausfall machten. Indem nun der Nachtrab Stand hielt, kam es zu einem Gefecht, in welchem Johann Colonna, ein Sohn Stephans, mit zuerst fiel. Kaum hatte der Vater dies erfahren, als er zurück kehrte, den Tod des Sohnes zu rächen. Dies gab dem Gefecht einen noch größeren Umfang, und das Schicksal wollte, daß auch Stephan, mit mehreren Angehörigen, hier sein Ende finden sollte. Kurz, der Sieg der römischen Bürger über die Gegner ihres Tribunen war vollkommner, als sie selbst wünschen mochten. Das Heer der Barone floh, als seine entschlossensten Anführer gefallen waren, und triumphirend kehrten die Römer in ihre Ringmauern zurück, zufällig ausgesöhnt mit dem Tribun, der ihnen bei'm Beginn des Kampfs gesagt hatte: „der heil. Pabst Bonifacius (der Achte) sey ihm in der letzten Nacht erschienen, und habe ihm verkündigt, daß er ihn an seinen und der Kirche Feinden rächen werde." Cola legte, nachdem er auf dem Capitol angelangt war, Krone und Scepter auf den Altar nieder, rühmte sich, ein Ohr abgeschnitten zu haben, welchem weder Pabst noch Kai-

ser hätte beikommen können, und ließ sich mit Mühe bereden, den Colonna's ein ehrliches Begräbniß zu gestatten. Hiermit noch nicht zufrieden, führte er seinen Sohn an den Ort, wo Stephan Colonna war erschlagen worden, besprengte ihn mit dem Blute Stephans, und ließ ihn darauf von seinen Marschällen zum Ritter schlagen. Diese Handlung war es, was ihm die allgemeinste Mißbilligung zuwege brachte; und auch er sollte erfahren, daß es Siege giebt, welche den größten Niederlagen gleich sind.

In der Natur der Sache lag es, daß der fortdauernde Kriegeszustand von Seiten der Römer große Aufopferungen nothwendig machte. Gab es aber jemals ein Volk, das von solchen Opfern abgeneigt war: so waren dies die Römer. Vom frühesten Alterthum her gewohnt, sich verpflegen zu lassen und auf Kosten anderer Nationen zu leben, hatten sie diese Gewohnheit unter den Päbsten nicht abgelegt; unter den Päbsten, welche, als römische Bischöfe, vielleicht nie auf den Gedanken gekommen wären, sich eine Universal-Herrschaft anzumaßen, wenn in ihrem Verhältnisse zu dem römischen Volke dazu nicht die stärksten Aufforderungen gelegen hätten. Sich zu allen Zeiten gleich, erhoben die Römer ein lautes Murren, als von der Einführung einer neuen Taxe die Rede war, und die Regierung von Perugia geordnet werden sollte. Neun und dreißig Mitglieder des Raths widersetzten sich dieser doppelten Maaßregel, protestirten gegen den Vorwurf der Verrätherei und der Bestechung, welcher ihnen von dem Tribunen gemacht wurde, und zwangen ihn, durch ihre Ausschließung zu zeigen,

daß, wenn auch der Pöbel noch an ihm hing, seine Sache von vielen Rechtlichen schon aufgegeben war. In Benutzung solcher Umstände mehr als geschickt, trat der römische Hof hinzu mit einer Excommunications-Bulle, worin der Tribun der Rebellion, des Kirchenraubes und der Ketzerei beschuldigt wurde.

Solchen Stürmen nun ließ sich nicht lange widerstehen. Die Barone hätten jetzt das mißlungene Werk von Neuem beginnen sollen. Doch nach der letzten Niederlage entmuthet, sahen sie es nicht ungern, daß der Graf Pepin von Minerbini, welcher sich seit einiger Zeit mit den Seinigen zu Rom niedergelassen hatte, sich ihrer Sache annahm, das Quartier der Colonna's befestigte, und dem Tribun mit 150 Soldaten die Stirn bot. Cola, der dies lächerlich fand, ließ, als die Gefahr wuchs, die große Glocke läuten, um das Volk unter die Waffen zu bringen. Vergeblich; niemand fand sich ein, als es die Niederreißnng der Befestigungen des Grafen Pepin galt; und als Cola seine Reiterei gegen den Empörer absendete, hatte er das traurige Loos, daß der Anführer derselben erstochen wurde. Von diesem Augenblick an verzweifelte er an seinem Schicksal. Allenthalben Einverständnisse mit dem Adel und Anschläge gegen sein Leben witternd, hielt er es für dringend, auf seine Rettung bedacht zu seyn. Unter vielen Thränen beklagte er sich über die Undankbarkeit des Volks, schwang sich alsdann zu Pferde, als ob er irgend etwas Großes unternehmen wollte, und — verbarg sich eine Zeitlang in der Engelsburg, gänzlich Verzicht leistend auf die Ehre, Rom noch länger zu regieren. Ohne Schwerdtstreich

stellte Graf Pepin die Aristokratie und die Kirche wieder her. Es wurden drei Senatoren erwählt, unter welchen der Cardinal-Legat den ersten Rang einnahm. Seine Collegen waren Colonnas und Orsinis. Es hielt nicht schwer, ein förmliches Gericht gegen Cola niederzusetzen, seine Handlungen zu verdammen, und ihn nochmals für einen Ketzer zu erklären. Dies bewog ihn, Rom zu verlassen. Er hätte geheilt seyn sollen von seiner Wuth zu herrschen; doch, nachdem er einmal die Süßigkeiten der Herrschaft kennen gelernt hatte, war er nur auf den Wiedergenuß derselben bedacht. Er bat den König von Ungarn um seinen Beistand, und als dieser sich seiner nicht annehmen wollte, mischte er sich unter die Pilgrimme, welche Rom besuchten, verlor sich in das apenninsche Gebirge, wo er lange unter Einsiedlern lebte, und wanderte dann, von immer gleicher Unruhe getrieben, nach Böhmen, wo er sich am Hofe Carls des Vierten niederließ.

Man hatte geglaubt, ihn ungestraft entfliehen lassen zu können; die Folge aber zeigte, daß von allen menschlichen Leidenschaften die der Herrschsucht am spätesten ausstirbt; und gerade diese Leidenschaft führte ihn noch einmal auf den Punkt zurück, von welchem ihn das Schicksal herabgeworfen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Vorschlag zur Errichtung einiger deutschen, literarischen Barbaresken-Staaten. Von G.

Einleitung. Betrachtungen über räuberische Kriegsstaaten und über räuberische Kriegsrechte, und über deren Verschwisterung.

Es fehlt nach Beendigung des heiligen Kriegs, der für Recht und Gerechtigkeit geführt worden ist, dem heiligen deutschen Reiche, oder vielmehr, in demselben, der literarischen Handelswelt an Anstalten, denen ähnlich, welche schon in und für die allgemeine Kaufmannswelt in Algier, Tunis und Tripolis vorhanden sind.

An diesen Anstalten nimmt zwar die erste auch, aber nur in dem äußerst seltenen Falle Antheil, wenn die Erzeugnisse, welche der Buchhandel zur See nach entfernten Weltgegenden sendet, von den Barbaresken-Schiffen weggenommen werden.

Weil aber diese Ankündigung zu räthselhaft scheinen kann: so wollen wir eilen, sie, so bald als möglich, wenn auch mit einigen Ausschweifungen, deutlich zu machen.

Man hat sich daran gewöhnt, ohne sonderliches Erstaunen das sonderbare Phänomen zu erblicken, daß an die Paulskirche, welche in Europa die katholische oder allgemeine Handelswelt aufgerichtet hat, von den sogenannten Barbaresken-Staaten eine Teufelskapelle angebauet ist, in welcher ein lebhafter Waaren- und Men-

schenhandel getrieben, und dazu der Stoff verschafft wird, indem die Inhaber derselben abwechselnd die friedlichen Handelstaaten bald besteuern, bald berauben.

An das Gesammtdaseyn beider — gleichsam als wären sie die Herrkulessäulen der Handelswelt, die sich an der Meerenge von Gibraltar begegnen — hat man sich so sehr gewöhnt, daß man der Teufelskapelle, wie der Paulskirche, eine, auf völkerrechtlichen Besitzstand begründete, Heiligkeit zuschreibt.

Man thut dies, weil man an dem Frieden nur dann einen rechten Geschmack findet, wenn er einen Kriegs-Nebengeschmack erlangt hat; und weil die ewigen Kriege das rechtliche und moralische Gefühl abstumpfen.

Denn seit und in Jahrhunderten haben die Menschen in Europa mehrere Kriegs- als Friedenszeiten erlebt; und während der ersten sind sie gewohnt, zu erblicken, daß eine barbarische Kriegesgewalt losgelassen wird gegen das auf den Meeren befindliche Privateigenthum, wenn auch dieses nicht durch Waffen beschützt wird, sondern sogar den Bürgern solcher Staaten angehört, die aus ihren Häfen niemals Kriegschiffe, sondern lediglich friedliche Handelsfahrzeuge aussenden.

Dies geschiehet, ungeachtet zu Lande der Krieg, ehrlicher Weise, bloß zwischen Bewaffneten geführt werden soll, und obwohl das Privateigenthum, besonders aber die, auf den Landstraßen, Seen und Flüssen befindlichen Handelsgüter kein Gegenstand der Kriegsbeute seyn dürfen.

Dennoch ist unsere Verblendung so groß geworden, daß man in der neuesten Zeit den Wunsch, es möchte

das Seekriegsrecht dem Landkriegsrechte gleich gemacht werden, einen unsinnigen genannt hat, weil man, mitten unter fast unaufhörlichen, immer grausamer werdenden Kriegen, auf die ganz sonderbare Meinung gerathen ist, daß durch ungebändigte Kriegsgewalt eine Kriegsverkürzung zu erlangen sey *).

Solche Verblendung war daran Schuld, daß man auf der einen Seite zu viel, und auf der andern zu wenig that.

Fortsetzung. Kriegs- und Friedens-Widersprüche der kultivirten Staaten. Zu viel.

Wenn zeither die kultivirten europäischen Völker von Einem Jahrhundert vielleicht sechs oder sogar acht Dezennien zu ihren Kriegen brauchten; und wenn sie während derselben zur See Kriegsgebräuche ausübten, welche den Barbaresken-Staaten während aller zehen Dezennien eigen sind: so war es natürlich, von einer so kleinen Verschiedenheit kein großes Aufheben zu machen, sondern lieber des Guten zu viel zu thun, nämlich jene afrikanischen Barbaresken-Institute, die eigentlich Räuberbanden heißen, und als solche unablässig ver-

---

*) Dies ist geschehen in den Deutschen Blättern No. 187 und 188, und in der Schrift: Le traité d'Utrecht, réclamé par la France, ungeachtet Friedrich II zuerst auf den Gedanken gerathen ist, eine Gleichheit des See- und Landkriegsrechts zu stiften, wie in der vor kurzem erschienenen kleinen Schrift: „Versuch einer Darstellung der Lizenzengeschichten rc." dargethan worden ist.

folgt und vernichtet werden müßten, Staaten zu nennen, und deren rechtlosem Wesen eine völkerrechtliche Bekräftigung zu verleihen, obwohl sie sich zum ewigen Krieg bekennen, und bloß für jedes besondere Jahr sich einen Waffenstillstand, aber nie einen eigentlichen Friedensschluß von den gebildeten Staaten abkaufen lassen, die sich, mitten unter ihren Kriegen, zu einem ewigen Streben nach einem (wo möglich) unaufhörlichen Frieden bekennen. Dies thun diese letztern, weil sie es müssen, um ihrer Existenz sicher zu seyn. Denn, wenn sie das Kriegsprinzip der Barbaresken zu dem ihrigen machen wollten: so würden sie einem, nach dem Ausgange eines jeden Treffens veränderlichen und veränderten, wilden Eroberungsrechte unterworfen seyn, und die Staatsgränzen würden tausendfältigen, immer nur augenblicklichen, Umwandelungen Preis gegeben werden.

Um dieses große Unglück zu vermeiden, und, so viel möglich, in Ruhe und Frieden zu leben, ist man eben sogar dahin gekommen, die afrikanischen Korsaren-Institute als Staaten, und zugleich eine völkerrechtliche Vergatterung anzuerkennen, die aus gebildeten und barbarischen, aus Frieden und Krieg suchenden Staaten dergestalt bestehet, daß man beiden auf gleiche Weise eine rechtlich gegründete Existenz verleihet: vermeinend, den größten Widerspruch dadurch gleichsam zu heben, daß man ihn ungestört oder unbemerkt fortdauern läßt.

Fortsetzung. Zu wenig.

Wir müssen die völkerrechtlichen Verhältnisse der Barbaresken-Staaten ausführlicher, als vielleicht nöthig

scheinen möchte, anführen, um einleuchtend zu machen, daß, während auf der einen Seite eine völkerrechtliche Legitimation dieser Räuber-Societäten erfolgt, und mithin zu viel, auf der andern zu wenig geschehen ist.

Zu wenig hat man aber gethan, weil man bis jetzt in Europa selber diese afrikanischen, auf das offene Bekenntniß zu einem ewigen Kriegszustand begründeten Institute noch nicht gehörig nachgeahmt hat, welches, wenn auch nirgends anders, doch in der literarischen Welt schon lange hätte geschehen können und sollen.

Dem Ursprunge nach verwerflich; durch Verträge geheiliget und gesichert; durch das positive Völkerrecht anerkannt und legitimirt; offen und ohne Rückhalt ein Unrechts-Grundprincip ausübend, sind die Barbaresken-Staaten in den Stand gesetzt, den Welthandel durch Besteuerung oder durch Kaperei zu stören, aber auch, wieder zu erheben.

Daher vermochten sie sogar in der neuesten Zeit, wo alles schutzlos war, nämlich im Jahre 1809, ihre Kriegsflagge als eine neutrale geltend zu machen, und sie darzubieten zum Schutz des Handels, der auf dem mittelländischen Meere zwischen den Häfen Italiens und Frankreichs und der Levante getrieben wurde. Sie vermochten dies, als aller andern neutralen Flaggen Rechte theils zweideutig und zweifelhaft, theils muthwillig verspottet wurden *).

*) Siehe Magazin für die Handlung, Handelsgesetzgebung rc. Jahrgang 1812. S. 294 rc.

Um solcher Verdienste willen ist es ihnen gar wohl zu vergönnen, daß sie sich in die glückliche Lage gesetzt haben, von Andern unabhängig zu seyn, und Andere von sich abhängig zu machen; und daß sie daher mit Handelswaaren, die sie durch alle, ihnen zu Gebote stehenden, Rechts- und Unrechtsmittel herbeizuleiten wissen, ihre eigenen Bedürfnisse nicht nur rühmlich befriedigen, sondern auch einen sehr bedeutenden Handel in das Innere von Afrika durch regelmäßige Karavanen treiben können, deren Anordnung und Richtung sie sogar mit Dunkelheit zu umgeben wissen.

An diesem großen Handel nehmen demnach alle andere Handelsstaaten nur mittelbaren Antheil, indem sie die Kaperei der Barbaresken entweder erdulden, oder gleichsam aus- und abkaufen. Letzteres thun sie durch einen Privilegien-Erkauf, nämlich durch Entrichtung eines Tributs, wegen dessen sie ihre Handelswaaren theils ungestört auf den Meeren verschiffen, theils auch in die Barbaresken-Staaten selber einführen dürfen. Erfolgt aber die Uebergabe des Tributs nicht genau zur gehörigen Zeit: so verlieren sie den Anspruch, von der Kaperei verschont zu bleiben, so lange, bis ihre Geschenke wirklich dargereicht worden sind.

Auf so bewunderungswürdige Weise sind demnach einige raubende Handels- oder handelnde Raubstaaten völkerrechtlich in die große Handelswelt als wesentliche Bestandtheile eingefüget, und dienen zu einem schönen Beispiele für die literarische Welt, welches freilich von dieser bis jetzt nicht gehörig beachtet worden; auf das aber aufmerksam zu machen, der Zweck ist von unsern

gegenwärtigen Bemühungen, denen wir einige öffentliche Anerkennung sehr wünschen.

Uebergang zu den literarischen Verhältnissen. Betrachtung.

Wenn dieses Beispiel gehörig nachgeahmt wird: so kann dadurch der Zwiespalt gehoben werden, der in Rücksicht der literarischen Handelsverhältnisse seit langer Zeit, nämlich seit Erfindung der Buchdruckerei vorhanden ist, indem man auf der einen Seite den Nachdruck — ungeachtet er von fast allen großen Staaten gegenseitig, besonders aber in Deutschland von einigen (so wie in Italien von allen) gegen Bücher und Bürger der andern geduldet wird — als verwerflich und vernichtungswürdig schildert; auf der andern Seite aber behauptet: daß ohne nachdruckerische Bücherkapereien in der buchhändlerischen Welt ein gehöriges Gleichgewicht des Rechts und des Unrechts — welches letztere doch bloß durch den Nachdruck erzeugt wird — nicht herzustellen sey.

In politischen Verhältnissen ist sehr oft die rasche That nützlicher, und daher nöthiger, und — in so fern vom Nutzen das Recht bestimmt wird — auch rechtlicher, als verzögerndes Ueberlegen und bedächtliches Hin- und Herwenden einer Sache. Was man kühn zu erfassen vermag, und was man unbedenklich an sich gerissen hat, das muß man selber, um nicht durch eigene That vorschnell unterzugehen, nicht nur als das Erzeugniß bedeutender Geisteskraft, sondern auch eines, von dem Schicksale dargebotenen glücklichen Moments (wäre es

auch ein unglücklicher) ansehen, Cäsarn gleichend, als er den Rubiko überschritten hatte. Man muß dann fort und fort nach Maaßgabe dessen handeln, was man in solchem Entscheidungs-Augenblick gethan hat; und nun das unvermeidliche Verhängniß abwarten, das über kurz oder lang gewiß erscheint.

Deutschlands Beruf. Der kleinen Souveraine Bestimmung.

Für das literarische Deutschland hat eine solche Entscheidungsstunde geschlagen.

Es muß für dasselbe eine neue Stiftung erfolgen; und damit zu derselben die rechte Manier erwählet werde, muß die schnelle That Einiger jener langsamen Bedächtlichkeit und vielseitigen Ueberlegung Aller vorauseilen, die gewöhnlich einer zahlreichen und weisen Rathsversammlung eigen, mit der aber auch sehr oft ein bedenkliches Zwischenspiel vieler Leidenschaften verbunden ist.

Jede zweifelhafte Sache aber zur schnellen Entscheidung zu bringen; jedes ungewisse und zweideutige Recht zu einem unzweifelhaften und gesicherten zu erheben, dazu giebt in Deutschland Anlaß und Unterstützung jene Machtvollkommenheit der Souverainität, die sich nirgends so sehr geltend machen kann, als in Rücksicht der Verhältnisse, von denen wir hier sprechen, nämlich der literarischen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Zustand der Ungewißheit, in welchem sich die letztern zeither befanden,

nur durch eine Entscheidung der positiven Gesetzgebung über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks beseitiget werden kann. Wenn nun — wie wir zu erweisen suchen — diese Entscheidung mittelst der Stiftung einiger literarischen Barbaresken-Staaten am leichtesten zu bewirken ist: so ist auch unstreitig, daß man nicht daran denken dürfe, dabei langweilige Berathschlagungen und verzögernde Ueberlegungen vieler oder aller Regenten eintreten zu lassen, sondern daß einige durch die rasche That vorschnell diese nöthige Entscheidung herbeiführen müssen.

Dies zu thun, können die kleinsten Souveraine nicht genug ermahnet, und sie können daher nicht oft genug daran erinnert werden, daß in der literarischen Handelswelt an sie übergegangen zu seyn scheint jenes, sonst nur den großen Staaten zustehende, Vorrecht, die Schicksale der Welt oder die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse abhängig zu machen von dem, was sie mit kühner Entschlossenheit und in jener großen Manier zu vollführen wissen, wobei von der zuvoreilenden That die Idee derselben ausgesprochen, und dieser eine Art von Unwiderruflichkeit ertheilt wird.

Erläuterungen, die deutsche Souverainität betreffend.

Was wir bisher im Allgemeinen angedeutet haben, das wollen wir mit gebührender Weitläuftigkeit auseinander setzen: verhoffend, daß Weitschweifigkeit zur Deutlichkeit verhelfe, und daß wir dadurch am leichtesten auf die Ueberzeugung unserer Leser wirken können.

Betrach-

Betrachten wir demnach ganz im Allgemeinen die deutsche Souverainität und Süzerainität: so finden wir, daß sie sich zwar überall durch dieselben Aeußerungen der Hoheit und Machtvollkommenheit zu erkennen geben sollte, daß sie aber sehr oft durch auswärtige Einflüsse größerer Potenzen fast unscheinbar gemacht wird. Gleichsam zum Ersatz für solches unverdiente Mißgeschick ist sie in Ansehung des literarischen Handelswesens allezeit in dem Grade bedeutend, in welchem, nach den gewöhnlichen Vorurtheilen, ein Souverain, der ein kleines Gebiet besitzt, als unbedeutend zu erscheinen pflegt.

Je kleiner ein solches Gebiet ist, und je mehr man es nur nach Tagwerken, und nicht nach Quadratmeilen schätzen sollte, desto mehr befindet es sich in der sehr glücklichen Lage, entweder nur ein ganz kleines oder gar kein literarisches Erzeugungsvermögen zu besitzen; es ist ein literarischer Kastrat, den die Singfähigkeit verleitet, Liebeslieder vorzutragen.

Dieses Unvermögen verhindert nämlich nicht, sondern erweckt vielmehr das Verlangen, das bereitwillig zu vervielfältigen, was in befreundeten Nachbarstaaten hervorgebracht worden ist; dazu sind die kleinsten Staaten darum so fähig, weil ja die kleinsten Zeit- und Ort-Räume zur Vervielfältigung mechanischer und technischer Thätigkeit so geschickt, als die Erfinder derselben selten und vereinzelt sind.

Solchen Vortheil ihrer Kleinheit zu benutzen, müssen sie sich berufen erachten, während nicht nur die größten Staaten, sondern sogar ganze Welttheile geduldig und unterwürfig den Gang der Geisteswelt abwarten

müssen, dem gemäß die Vorsehung, nach bis jetzt unenträthselten Regeln, seltene, mehr in Jahrtausende, als in Jahrhunderte vertheilte, Glückszeiten erscheinen läßt, in denen große schöpferische Geister entstehen, und noch seltnere Glücksstunden bewilliget, in welchen deren Werke gelingen, und in denen die Mitwelt gefällig genug ist, an denselben Antheil zu nehmen, und sich gefallen zu lassen, daß sie mehr von ihnen in Bewegung gesetzt wird, als diese von ihr.

Gerade um solchen weltbewegenden Geistern, von denen in dem Einen Jahrhunderte nur diesem, in dem andern nur jenem Volke einige zu Theil werden — gleichsam als sey dies eine Belehrung, daß Eins das Andere weder entbehren könne, noch zu entbehren vermeinen solle —; gerade um solcher Geister unmittelbarem Einflusse gleichsam auszuweichen, ist nöthig, daß man die, der literarischen Welt angehörige, mechanische und technische Thätigkeit über die geistige emporhebe.

Dies kann aber auf keine Weise so gelingend geschehen, als durch Beförderung des Nachdrucks; und diesem kann wiederum auf keine bessere Art zu Ehren und Würden verholfen werden, als wenn auf unsern Vorschlag gehört, und wenn daher Einer oder einige literarische Barbaresken-Staaten in Deutschland von den kleinsten Souverains gestiftet werden.

Aufruf.

Was anders, als eine solche Stiftung, kann uns befreien von jenem unerträglichen Partheigeschrei, das

wir vernehmen für und wider den ehrlichen Buchhandel, für und wider den bescholtenen Nachdruck?

Laßt demnach, wir können diese Ermahnung nicht oft genug wiederholen, die rasche That entscheiden, die dem Erfolge langsamer Berathschlagungen zuvoreilt!

Was richtet ihr an den Wiener Kongreß theure Bittschriften, die zu eurer Verspottung von dem Nachdruck in wohlfeilen Ausgaben dargeboten werden? Was wartet ihr auf die zögernden Beschlüsse der Weisheit? Hört und stillt das Partheigeschrei, welches ja nichts will, als eine endliche und öffentlich ausgesprochene Entscheidung der Frage: „Ob der, bisher bloß im Dunkeln schleichende, Nachdruck an das Tageslicht hervorzurufen, oder ob er auf ewig in die Dunkelheit, deren Ausgeburt er ist, zurückzuweisen, und mithin zu verwerfen sey?"

Hört hin! Hört hin! Auf der Einen Seite schreien die Widersacher des Nachdrucks, und besonders die, keinen Augenblick ihres Eigenthums sichern, Buchhändler: „Erlöset uns doch endlich aus dem unerträglichen Zustande, in dem wir uns befinden, und erklärt den Nachdruck für ehrlich oder für unehrlich!" Auf der andern Seite schreien die Nachdrucker: „Sprecht lieber unser Vernichtungs-Urtheil aus, als daß ihr uns heimlich und abwechselnd sowohl duldet, als verwerft, ungeachtet wir ja nur Wohlfeilheit, nach der ihr immer verlangt, verschaffen wollen; weswegen wir euch auch auf eine großmüthige Weise so viele unscheinbare und wohlfeile Exemplare von allen Büchern und sogar von jener Anklageschrift, die dem Wiener Kongreß gegen uns selber über-

geben worden ist, und noch dazu mit geschenkten Anmerkungen darreichen!"

Wenn es, um dem Getümmel solcher Partheisucht zu entgehen, auf eine kühne That ankommt: so fragen wir, welche That kühner und kecker genannt werden könne, als die, durch welche einer, von dem Andrang vielfältiger, großer Weltbegebenheiten verzögerten, Entscheidung vorgegriffen wird?

Darauf aufmerksam zu machen, ist und muß auch deswegen unsere Absicht seyn, weil in der neuern Zeit die Menschen sich so arteten, daß man ihrer Lenksamkeit gerade dann am meisten gewärtig seyn konnte, wenn man, die Anführung und Anhörung vieler Gründe ersparend, sie hinzureißen und gleichsam willenlos zu machen wußte durch das Verstricken in unwiderrufliche Begebenheiten.

Ins Einzelne gehende Erörterungen.

Das Recht, solche Verstrickungen zu verhängen, ist demnach in jener Souverainität enthalten, die so vielmal in Deutschland vorhanden, als es in demselben groß- und kleine Regenten giebt, und die dem Grafen von Varel eben so gut, als dem Kaiser von Oesterreich; den Fürsten von der Lippe und von Reuß eben so gut, als den Königen von Preußen und von Sachsen; den Fürsten von Isenburg und Lichtenstein eben so gut, als dem König von Hannover und dem Churfürsten von Hessen; den Fürsten von Hohenzollern eben so gut, als den Königen von Baiern und von Würtemberg; den Fürsten

von der Leyen eben so gut, als den Großherzogen von Baden und Hessen; den freien Städten Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt eben so gut, als den Herzogen und Fürsten von Nassau, von Meklenburg und Holstein; und den Fürsten von Waldeck und Schwarzburg eben so gut, als den Herzogen von Sachsen und von Anhalt u. s. w. zustehet.

Dieser Souverainität gemäß, hat jeder deutsche Regent das Recht, Bücher heimlich oder öffentlich zu verbieten, oder zu erlauben; Bücherprivilegien zu ertheilen oder zu verweigern; die Anordnung von Censuranstalten vorzunehmen oder zu unterlassen; den Nachdruck zu verwehren oder zu genehmigen; und — den weiten Kreis dieser willkührlichen Befugniß bald erweiternd, bald verengernd — in jedem Augenblick dies zu thun und jenes zu unterlassen, je nachdem das Eine oder das Andere von Zeit und Umständen, von dem Verlangen nach eigenem Vortheil oder von der Furcht vor Schaden geboten wird.

Es ist mithin jeder Einzelne deutsche Souverain sowohl befugt, als nach eigener Herzenslust im Stande, auf den, durch den Nachdruck veranlaßten, Noth- und Hülfsruf der literarischen Welt zu hören, und sie aus dem peinigenden Zustande, über den sie ein Klaggeschrei anstimmt, durch Ertheilung von Gesetzen zu erlösen, die den Nachdruck ganz verbieten oder allgemein erlauben.

Fortsetzung.

Wenn nun eine Weise erfunden werden könnte, der gemäß man beides auf Einmal (wenigstens scheinbar)

zu thun, nämlich ein Gebot und Verbot des Nachdrucks zu vereinigen vermöchte: so würde die Anwendung derselben unstreitig als die Aeußerung einer Großmuth angesehen werden müssen, und gewiß Lobredner finden oder wenigstens verdienen, weil sie eben Anfangs den Wünschen aller Partheien zu entsprechen scheinen und diese so lange zum Schweigen bringen würde, bis sie in der That eine Herrschaft über dieselben und noch dazu ein einträgliches Besteuerungsrecht verschafft hätte.

Diese glückliche Manier müßte besonders von denen bewundert werden, die politische Kühnheit und Schlauigkeit zu begreifen und zu würdigen wissen.

Die Großmuth, von welcher wir hier sprechen, würde, dem ersten Anscheine nach, der öffentlichen Meinung huldigen, von welcher mit moralischem Unwillen der Nachdruck für ein schändliches Gewerbe erklärt und verworfen wird, und zu der man sich (mit Ausnahme der — im Verhältniß zu den ehrlichen Bücherverlegern — wenigen Nachdrucker und deren Vertheidiger) allgemein bekennt.

Wer die öffentliche Meinung — was immer nur auf kurze Zeit gelingen kann — täuschen will, muß ihr scheinbar beipflichten; und wem es gelingt, sie zu täuschen, der scheint für einige Augenblicke sie zu besiegen.

Nähere Entwickelung des literarischen Plans und der Parallele.

Nach dem offenen Bekenntnisse zu solchen Grundsätzen versuchen wir nun, klar zu machen, wie bei Stif-

tung eines literarischen Barbaresken-Staates verfahren werden muß.

Jeder deutsche Souverain, welcher so großmüthig ist, als wir wünschen — jeden halten wir aber für großmüthig, der unsere Vorschläge befolgt — müßte und würde die Einleitung zu solcher Stiftung dergestalt machen, daß er auf der einen Seite schützende Privilegien gegen den Nachdruck anbieten, und ihn mithin verwerfen; auf der andern Seite aber dessen unbedingte Erlaubniß nicht mit Worten, sondern bloß durch die That, und zwar in Rücksicht Aller aussprechen müßte, die sich nicht um seine Privilegien bewerben würden.

Dies scheint uns die glückliche Weise zu seyn, durch welche, ohne großes Aufsehen zu erregen, eine Ehrlichsprechung und eine Erlaubniß alles Nachdrucks erfolgen kann, mithin nicht nur dessen, der zeither bloß in Rücksicht ausländischer Bücher heimlich statt fand, sondern eines erweiterten. Dadurch würde zugleich beurkundet, daß der bisherige beschränkte Nachdruck geduldet worden, weil im Grunde aller für rechtmäßig zu erachten sey. Nun würde jeder Bürger die Befugniß erhalten, die Werke seines eigenen Mitbürgers nachzudrucken, es möchte nun dieser durch Quadratmeilen oder bloß durch Straßen von ihm getrennt seyn, dergestalt, daß z. B. in Leipzig ein, auf dem neuen Neumarkte wohnender, Buchhändler der Nachdrucker von seinem Nachbarn werden dürfte, dessen Niederlagen sich auf dem alten Neumarkte befinden.

Durch diese neue Anordnung würde eine Kaperei und Freibeuterei aller literarischen Handelswaaren legiti-

mirt, und zugleich die Aehnlichkeit eines literarischen Barbaresken-Staates mit den afrikanischen Korsaren-Staaten in das gehörige Licht gestellt.

Die Gebieter der letztern sagen zu ihren Unterthanen: „Ihr dürft so viele Schiffe, als ihr wollt, bewaffnen, um euch der unbewaffneten Handelsfahrzeuge, die ihr auf den Meeren antreffen werdet, zu bemächtigen; und wir nehmen bloß diejenigen davon aus, welche Staaten angehören, denen wir gegen eure Freibeuterei ausnahmsweise unsern Schutz oder Privilegien verleihen, sobald uns deren Regenten die jährlichen Geschenke zur gehörigen Zeit entrichten, wegen welcher wir euch eben gebieten, die Kaperei ihrer Handelsschiffe zu unterlassen. Sollten sie den Tribut ihrer Geschenke nicht gehörig abführen: so wollen wir unsere Privilegien als aufgehoben ansehen und euch sofort davon benachrichtigen, um euch in den Stand zu setzen, das euch zustehende Freibeuterrecht ungehindert wieder auszuüben.“

Den Korsaren-Oberhäuptern ähnlich, würde der Regent eines literarischen Barbaresken-Staates an seine Unterthanen auf eine geräuschlose Weise die Aufforderung gelangen lassen, Buchdruckerpressen, so viel sie wollten, in Bewegung zu setzen, und Alles nachdrucken zu lassen, was dem, gern wohlfeil einkaufenden Publikum angenehm, und wodurch, neben solchem Gewinn des letztern, der erwartete eigene gesichert seyn möchte. Einer solchen Aufforderung würde die Bestimmung und Bedingung beizufügen seyn, daß man sich während einer gewissen Zeit des Nachdrucks solcher Bücher enthalten müßte, deren — außerdem vogelfreie — Verfasser oder

Verleger ein Privilegium, und dadurch das Recht erwerben würde, dieselben eine Zeitlang allein und ohne Furcht vor nachdruckerischer Kaperei verkaufen zu dürfen.

Durch solche Andeutungen würde jeder Gesetzgeber zu erkennen geben, daß er dem Nachdruck eben so abhold, als man ihm, der öffentlichen Meinung gemäß, abgeneigt seyn müsse, und als er zugleich bereitwillig sey, seine souveraine Machtvollkommenheit anzuwenden zur Schutzertheilung gegen denselben, die er durch Privilegien für jedes Buch und einem Jeden, der sich gebührend darum bewerben würde, dergestalt verleihen wolle, daß dadurch die natürliche und ursprüngliche Freiheit der Nachdruckerpressen nicht aufgehoben werde; die daher jedesmal wieder statt finden solle, wenn die Zeit verlaufen, während welcher dem Schriftsteller oder Buchhändler ein privilegirter Bücherverlag ausnahmsweise vergönnet werde.

Betrachtungen über den Zustand der kleinen Staaten.

In einem Zeitpunkte, in welchem es der Staatsbedürfnisse so viele giebt, als der Kriegszerstörungen, und als durch Abnahme der Industrie und Verminderung des Handels die Einkünfte unsicher werden; in einem solchen Zeitpunkte ist täglich darauf zu sinnen, wie man, unter hundert alten und neuen Namen, durch direkte uud indirekte Kriegs- und andere Steuern, durch gezwungene und freiwillige Anlehen, und durch Erweckung und Unterhaltung einer abentheuerlichen Lotterie- und Lotto-

spielsucht, die Einnahmen vermehren könne, weil diese Vermehrung als ein Zeichen des Staatsreichthums, für Staatsreichthum die Größe des Staatsschatzes, l tztere aber als ein Beweis des Volksglücks angesehen wird. In einem Zeitpunkte, in welchem eine gerechte Vorliebe für große Staaten dadurch bewährt wird, daß sich diesen durch Anwendung oder drohendes Vorhalten großer Kriegsmacht sichere Mittel darbieten, die, zu den Staatslasten geforderten, Beiträge einzutreiben und überhaupt die Gebote der Nothwendigkeit mit kühnem Muthe verkündigen zu lassen; in einem solchen Zeitpunkte sind die kleinern und unmächtigern Staaten, die zuweilen schmachten und darben müssen, sehr zu bedauern, weil sie eben, ihrer Unmacht wegen, von ihren Unterthanen nie ohne furchtsame und beunruhigende Besorglichkeit das Nöthige fordern dürfen, ungeachtet man gerade von ihnen, wenn sie in die großen Weltbegebenheiten verwickelt werden, minder eine Zustimmung, als große Opfer verlangt. In solchen Zeitpunkten müssen sie und Alle, die an ihnen Antheil nehmen, für sie neue und nachhaltige Hülfsquellen zu entdecken suchen. Gelingt dies: so muß man um desto mehr erfreuet seyn, je mehr man die Staatswirthschaft bloß von der einträglichen Seite betrachtet, vermeinend, daß dies der rechte Gesichts- und Lichtpunkt, und daß das Wohl der Staaten auf dem guten und einträglichen Effekt begründet sey, den diese oder jene Besteuerungs-Manier zur Ausführung von Zwecken gewähre, der keine öffentliche Berathschlagung vorausgegangen und die keiner öffentlichen Rechenschaft oder Beurtheilung unterworfen ist. Bevor

wir nun ferner darzuthun versuchen, daß unser wohlmeinender Plan einer Wünschelruthe gleichet, die auf verborgene Geldquellen einschlägt, wollen wir dessen Innerstes gleichsam auf einmal aufschließen, indem wir andeuten, wie, unserer Meinung nach, die Konstitution eines literarischen Barbaresken-Staates beschaffen seyn müsse.

Findet diese Andeutung, wie wir zuversichtlich hoffen, Beifall: so werden die nachfolgenden Nutzens-Erörterungen desto mehr den gewünschten Eindruck, besonders aber unsere wohlmeinende Vorsorge für die kleinen Staaten einleuchtend machen.

Ideen zur Entwerfung einer literarischen Barbaresken-Konstitution. Erster Theil.

Im Eingange der erwähnten Konstitution könnte und müßte man anführen, daß sie ertheilt werde, um theils die Geistesbildung zu befördern, theils eine gebührende Gewerbefreiheit, und eben deswegen eine, durch unterlassene Störung des Nachdrucks belebte, Thätigkeit der Buchdruckerpressen hervorzubringen; wobei jedoch der Vortheil der Schriftsteller, diese möchten nun ihre Werke selbst herausgeben oder durch Buchhändler verlegen lassen, wohl erwogen werden solle.

Nach solcher Einleitung würde die Konstitutions-Urkunde auf eine natürliche Weise in zwei Theile zerfallen müssen.

In dem Ersten würde für das Wohl der Schriftsteller und Verleger zu sorgen und daher zu verordnen

seyn, daß beide, im Fall sie gebührend darum nachsuchten, Privilegien auf 4, 5, 6 und 8 ꝛc. Jahre empfangen, und dadurch für einen solchen Zeitraum ein unverletzliches Eigenthum dessen erlangen sollten, was sie theils selbst hervorbringen, theils an den Tag fördern, d. i. was sie theils schreiben, theils durch den Druck vervielfältigen würden. Es müßte, um bei Erfüllung dieser Zusicherung nicht allzuleichtsinnig zu Werke zu gehen, gefordert werden, daß jeder, welcher sich um ein solches Privilegium bewerben würde, Umstände anführen und beweisen müßte, wodurch nicht nur die Rechtmäßigkeit seines Gesuchs an und für sich, sondern auch in Rücksicht des Zeitraums dargethan würde, für welchen er privilegirt zu werden Anspruch macht.

Der, welchem alle diese Nachweisungen gehörig gelängen, würde für eine kürzere oder längere Reihe von Jahren die ausschließende Befugniß erlangen, nicht nur sein eigenes Buch allein verkaufen, sondern auch verhindern zu dürfen, theils daß es ohne seine Erlaubniß innerhalb des privilegirenden Staates nachgedruckt, theils daß in diesem ein, außerhalb desselben gemachter, Nachdruck verkauft werde.

Für den Uebertretungsfall dieses Zwillingsverbots müßte verordnet werden, daß alle nachgedruckte Exemplare konfiscirt, und dem privilegirten Verleger oder Schriftsteller zugeeignet, auch müßte, wenn der Eine oder der Andere darum nachsuchen sollte, der Nachdrucker verurtheilet werden, ihm für jedes Exemplar, das er verkauft haben würde, den Ladenpreis der rechtmäßigen Ausgabe zu bezahlen; so wie beiden auch die konfiscirten

Exemplare ihrer auswärts nachgedruckten Schriften ausgehändiget werden müßten.

Wenn, nach solchen großmüthigen Bewilligungen, Schriftsteller und Verleger verabsäumen würden, sich um ein Privilegium zu bewerben; oder wenn sie darum nachsuchen, aber unvermögend seyn würden, Umstände anzuführen und gehörig darzuthun, welche die Privilegien-Ertheilung sowohl im Allgemeinen, als in Rücksicht ihrer als rathsam erscheinen lassen; oder wenn sie, nach glücklicher Erlangung derselben, etwa die nöthigen Klagen wegen erlittener Beeinträchtigung nicht anstellen, oder die angestellten nicht gehörig begründen, und wenn sie die erforderlichen juristischen und förmlichen Beweise, z. B. über jedes verkaufte Exemplar eines ausländischen Nachdrucks u. s. w., nicht aufbringen würden: so würden sie dieses alles bloß sich selber zuzuschreiben haben, weil sie ja durch unsere Konstitution zu der Ermächtigung gelangen würden, auf dem Wege Rechtens — den sie freilich nie würden verlassen dürfen — zur ungestörten Ausübung der, ihnen bewilligten, Befugnisse zu gelangen, und sich eines, auf mehrere Jahre vergönnten, Eigenthumrechtes zu erfreuen.

Alle diese Gerechtsame sind ihnen aber natürlicher Weise nur in so fern einzuräumen, als eine höhere Rücksicht nicht vernachlässiget, sondern vielmehr das ganze Literaturwesen untergeordnet wird den Anstrengungen zur Aufrechthaltung der Gewerbefreiheit.

Wir sollten nun eigentlich sogleich den Zweiten Theil unsers Konstitutions-Planes vorlegen, welcher das Grundprinzip der bürgerlichen Geldwelt unter dem Titel dieser

Gewerbefreiheit eben so geltend zu machen sucht, wie in dem ersten die Gerechtsamen aufgezählt werden mußten, mit denen, ausnahmsweise und durch Gnaden-Aeußerungen, Schriftsteller und Verleger zu beglücken sind; wir glauben aber um die Erlaubniß bitten zu dürfen, daß diese Vorlegung noch einige Zeit auszusetzen uns vergönnet sey.

Erste Episode. Vorschlag zu einem Ober-Censur-Collegium.

Wir müssen (weil unsere fernern Andeutungen dadurch an Verständlichkeit gewinnen werden) vor allen Dingen die Nothwendigkeit anführen und darauf dringen, daß eine Behörde gestiftet werde, ungefähr der ähnlich, welche in der neuesten Zeit in Frankreich zwar von der kaiserlichen Regierung erfunden, aber von der nachfolgenden königlichen freudig beibehalten wurde, und die den Namen eines Direktoriums des Buchhandels und der Buchdruckerei hatte. Diesen allgemeinen Namen könnte man ihr auch in deutschen Staaten geben, wenn man nicht vorziehen wollte, sie eine Censurbehörde oder Ober-Censurkollegium u. s. w. zu nennen, wenn auch diese Benennungen etwas Widriges an sich haben möchten.

Ohne Vorwissen und Erlaubniß eines solchen Kollegiums dürfte nichts gedruckt werden. Dies zu gebieten, wäre durchaus nöthig, um theils die ertheilten Bücherprivilegien aufrecht zu erhalten, theils deren zu große Vervielfältigung und zu weite Ausdehnung zu verhindern,

und durch beide Maaßregeln die literarische Betriebsamkeit zu befördern.

In Rücksicht eines jeden Buchs, zu dessen Erscheinen eine Erlaubniß ertheilt worden wäre, würde wegen des Nachdrucks kein Klagerecht statt finden dürfen, weil das Bücherwesen-Direktorium für jeden eigenen — nie zu vermuthenden — Fehler verantwortlich seyn, und daher Alle gegen Anklagen und gegen Entschädigungs-Ansprüche vertreten müßte, die unter seinem Schutz etwas gedruckt und verlegt hätten.

Zweite Episode. Richtiger Begriff der Gewerbefreiheit.

Weil dies geschehen müßte, um den höchsten Zweck unserer Anstalt, Aufrechthaltung der Gewerbefreiheit, zu erreichen: so scheint uns sehr nöthig, den eigentlichen Begriff der letztern auf immer festzustellen.

Sobald von ihr die Rede seyn soll, muß sehr wohl beherziget werden, daß bloß auf eine solche gesehen werden müsse, welche der größten Anzahl der Menschen zuträglich und erwünscht ist. Dies ist aber die technische oder die mechanische; und sie ist es in demselben Grade, in welchem sie durch Hand- oder Taglöhner-Arbeit bewirkt werden kann.

Unter den Millionen Menschen giebt es nur sehr wenige, die, mit oder ohne Geschick, Geisteswerke hervorzubringen suchen, und noch wenigere, die es vermögen. Wenn auch diese auf einige Gewerbefreiheit

Anspruch zu machen hätten, so kann es doch nie zweifelhaft seyn, daß ihre Wünsche den Gesammt-Ansprüchen Derer nachstehen müssen, die in der großen technischen oder tagelöhnerischen Gewerbewelt leben. Wollte man diesen gerechten Ansprüchen ausweichen: so müßte man, als wäre eine neue Sache zu bezeichnen, ein neues Wort erfinden, nämlich das der Geistes-Gewerbefreiheit. Um Wort und Sache zu rechtfertigen, würde man leichtlich zu dem Wunsch verleitet werden, daß zur Sicherung beider der Nachdruck ganz vertilget werde.

Auf einen solchen Wunsch kann und darf aber nicht geachtet werden, weil es ja unbillig und ungerecht wäre, nicht immer den Vortheil der größern Menschenzahl zu berücksichtigen, und nicht immer die Ansprüche der geringern stillschweigend zurückzuweisen.

Wir müssen dies anführen als eine zwar überflüssige, aber vernunftmäßige Begründung eines Herkommens, das, eigentlich wie jedes andere, sich bloß auf sich selber zu berufen hat und zu verlassen braucht, und welches so oder so seyn darf, weil es einmal vorhanden, und so oder so beschaffen ist.

Dem herkömmlichen Sach-, Sprach- und Ideengebrauche ist es nämlich angemessen, bei Erwähnung der Gewerbefreiheit bloß an eine handwerkerische, nicht aber an eine geistige zu denken. Daher bringt es diese herkömmliche Ordnung der Dinge mit sich, daß die letztere der ersten, daß die des Philosophen, des Dichters u. s. w. der des Schreibers, des Druckers u. s. w., und — um ein einzelnes niedriges Beispiel anzuführen — daß die des Kochbuchschreibers der des Mundkochs nach-

nachgestellt werden und nachstehen muß. Eben darum muß auch der geistloseste und schlechteste, d. i. der bloß handarbeitende, und noch dazu durch die öffentliche Meinung gebrandmarkte Verleger, der Nachdrucker, für bedeutender gehalten werden, als der geistreichere und ehrliche Buchhändler, welcher, auf seine Gefahr, das Manuscript nicht nur beurtheilt, sondern auch bezahlt.

Dies ist die Ursache, wegen welcher der Nachdruck immer als ein wesentlicher Bestandtheil jener Gewerbefreiheit angesehen werden muß, welche einzelne Deutsche Staaten bisher zwar auch nach ihrem besten Vermögen zu unterstützen suchten; die wir aber noch mehr, als es bisher geschehen, empor zu heben, bemühet sind.

Zweiter Theil der Konstitution, mit nöthigen Erläuterungen.

Zu dem Ende schlagen wir vor, daß der zweite und wesentlichste Theil einer literarischen Barbaresken-Constitution ungefähr Folgendes enthalten möchte:

Bücherprivilegien dürfen einzig und allein vor dem Beginn eines ganzen Werks, und bevor noch ein einzelner Band desselben in den Buchhandel gebracht worden ist, ertheilt, und müssen, jedem Buche nicht etwa nur Einmal, sondern auch jedem einzelnen Theile desselben vorgedruckt werden.

Durch dieses Statut könnte man für die willkürliche Thätigkeit aller Druckerpressen sorgen, und gleichsam zu einem eisernen Gut der nachdruckerischen Gewerbefrei-

heit auf immer die Bücher aller Länder und Sprachen erklären, die aus der vergangenen Ewigkeit (a parte ante) vorhanden und bis zu dem Zeitpunkte an das Licht getreten sind, in dem irgend ein Staat unsere Constitutions-Ideen sich zuzueignen und in Anwendung zu bringen geneigt seyn möchte *).

Um diese unveräußerliche Domäne ganz unverletzlich zu machen, müßte ferner verordnet werden, daß die Dauer eines jeden Privilegiums von dem Ausstellungstage desselben anzuberechnen sey, wenn auch das Werk, für das es bewilliget würde, aus vielen Bänden bestehen sollte.

Dadurch würde dem Nachdruck die Aussicht verschafft, seine Thätigkeit auch solchen Büchern zu widmen, die zwar mit einem Privilegium beglückt werden, aber zu ihrem gänzlichen Erscheinen einen längeren Zeitraum nöthig haben, als der ist, für welchen privilegirt werden darf. Wenn z. B. ein Werk, wie Göthe's „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben," für würdig befunden werden sollte, mit einem, sechs Jahre gültigen Pri-

---

*) Wir wollen annehmen, es sey dies in irgend einem Deutschen Staate, z. B. in Würtemberg, am 25 Februar 1815 geschehen: so ist, zum Vortheil der Gewerbefreiheit, dem Nachdruck die ungeheure Menge von Büchern vorbehalten, die, wenn wir lediglich auf die christliche Zeitrechnung Rücksicht nehmen, in 1815 Jahren, Einem Monat und 25 Tagen erschienen sind; auf einen Privilegien-Empfang dürften dagegen nur die Schriften Anspruch machen, welche man vom 25 Februar an bis jetzo (den 25 Mai 1815) an das Tageslicht gelangen zu lassen versucht hätte.

vilegium ausgestattet zu werden: so ist wahrscheinlich, daß diese Jahre verlaufen würden, bevor die begierige Welt mit aller gewünschten Dichtung und Wahrheit erfreuet, d. i. bevor die letzten Theile erschienen seyn würden; zumal da eine große Anzahl derselben eben so, wie dem edlen Dichter noch eine lange Reihe von Lebensjahren zu wünschen ist, die aber erst zurückgelegt werden müssen, ehe sie gelegentlich beschrieben werden können.

Durch solche Anordnungen gewinnt der Nachdruck die willkommene und wohlthätige Aussicht, daß er, noch vor Vollendung eines großen und allgemein interessirenden Werks, in die Laufbahn mit dem ersten Verleger, wetteifernd, eintreten, und daß er dann das widerwillig Versäumte sehr leicht nachholen, und alle älteren und alle neu erscheinenden Theile eines bedeutenden Buchs auf einmal liefern, mithin dem Verlangen aller jener Käufer entsprechen könne, welche die Betriebsamkeit und Gewerbefreiheit zu befördern suchen, indem sie lediglich nachgedruckte Bücher kaufen, und daher die Anschaffung jeder Schrift freudig und willig so lange verschieben, bis sie ihnen von dem emsigen Ameisenvolk der Nachdrucker dargeboten wird.

Um die Bemühungen der letztern — wir kehren zur Andeutung unserer Konstitutions-Ideen zurück — gebührend zu unterstützen, müßte ferner vorgeschrieben werden, daß jedes Bücherprivilegium nur für eine Einzige Ausgabe eines Werks, daher für eine unveränderte neue Auflage desselben nicht mehr gültig seyn, und auch nicht mehr bewilliget, so wie durch dasselbe weder eine Uebersetzung, noch eine Umarbeitung, noch die Verfer-

tigung eines Auszugs *) verhindert werden könne. Nach Ablauf der Zeit eines Privilegiums müßte ferner nur dann ein neues für vier, sechs oder mehrere Jahre, auf gebührendes Nachsuchen und nach Befund der Umstände, ertheilt werden, wenn sich ergeben würde, daß die neue Auflage wesentlich verändert sey. Dabei müßte zugleich ausdrücklich erklärt werden, daß die ursprünglichen Gerechtsame des Nachdrucks in Rücksicht jeder frühern Auflage, deren Privilegium aufgehört habe, eben so aufrecht erhalten werden sollten, als sie vorhanden seyen in Ansehung der früher herausgekommenen, unprivilegirten Werke und Theile derselben, und in Rücksicht jedes neuen Buchs, für das ein Privilegium entweder nicht erlangt oder nicht bewilliget werde.

Würden die, bisher vorgeschlagenen, Verordnungen ertheilt: so würde, mittelst des Nachdrucks, die Buchdruckerei einen großen Vorzug vor der Schriftstellerei gewinnen, weil dem Verfasser seines Buchs über dieses nur dann ein vier- oder sechsjähriges Eigenthumsrecht eingeräumt würde, wenn er im Stande wäre, sich ein Privilegium zu verschaffen und dafür ein Honorarium auszugeben, anstatt eines einzunehmen. Würde er nicht privilegirt: so wäre er verpflichtet, jede Schrift, so wie er sie erscheinen ließe, zu einem Gegenstand unbeschränkter Gewerbefreiheit für die Nachdrucker zu machen.

---

*) Es ist z. B. ein Auszug, wenn man aus Jean Paul's Werken hier und da die Extrablätter wegläßt.

Rekapitulation, und fortgesetzte Nutzens-Nachweisung.

Dies würden ungefähr die Grundzüge einer Konstitution seyn, nach welcher ein literarischer Barbaresken-Staat organisirt werden müßte. Ob wir sie wohl nur im Allgemeinen angegeben haben: so haben wir sie doch auch in die einzelnen Verzweigungen verfolget, um den Nutzen einleuchtend zu machen, den sie besonders für einige der kleinsten Deutschen Staaten haben könnte, welche entschlossen genug wären, allen andern zuvorzueilen und sich zu Barbaresken-Staaten zu konstituiren.

Dazu sind nämlich die kleinsten deswegen am fähigsten, weil sie sich eben (wie wir schon gesagt haben) ihrer Kleinheit wegen, nicht im Besitz einer eigenen Literatur befinden: wie dies z. B. der Fall ist mit der souveränen Herrschaft Varel oder mit den souveränen Fürstenthümern Leyen und Lichtenstein, und Hohenzollern. Solchen souveränen Staaten kann nichts nachgedruckt werden; sie sind aber im Stande, Alles nachdrucken zu lassen.

Begeben sie sich nun in wenigen einzelnen Fällen dieses Rechts, indem sie mit weiser Vorsicht einzelne Privilegien bewilligen: so werden sie für diese Aufopferung reichlich entschädiget. Denn nicht nur ihre eigenen Unterthanen, sondern auch die Bürger aller übrigen Deutschen Staaten werden sich um ihre Privilegien bewerben und dafür mit Freuden die festgesetzten Gebühren entrichten. Möglicherweise kann sich dadurch der kleine, wie der große Staat, der Summe nach, dieselben Ein-

künfte verschaffen. Diese Summe aber z. B. von 10,000 oder 20,000 Rthlrn. u. s. w. erscheint, und ist, für den Ersten, wenn sie als ein neuer Zusatz zu geringerer Einnahme gefüget wird, eine größere, als für den Zweiten, für den sie eine unscheinbare Vermehrung großer Einkünfte ausmacht.

Es mag uns vergönnet seyn, ins Einzelne zu gehen, weil wir hoffen, dadurch unsere Meinung am anschaulichsten zu machen. Wir wollen annehmen, daß jeder Deutsche Staat nach der Größe seiner Volksmenge und nach den Quadratmeilen, die er besitzet, auch in der literarischen Welt bedeutsam zu seyn vermöge, weil er ja eine, im Verhältniß zu beiden stehende, Anzahl von Schriftstellern und Bücherverlegern, d. i. von unternehmenden, geistig- und technisch-thätigen, literarischen Menschen hervorzubringen vermag, die auf Gewerbefreiheit Anspruch machen.

Daher sind Oesterreich und Preußen, auf unsere Vorschläge zu hören, weniger im Stande, als Baiern und Hannover; und beide weniger, als Sachsen und Würtemberg; und Würtemberg weniger, als Baden u. s. w. Wir könnten, und es möchte sich sogar — weil man in historischen Sachen fast nie zu weitläuftig seyn kann — gebühren, diese Induktion noch weiter durch alle Abstufungen der Macht- und Ländergröße und des damit verbundenen literarischen Erzeugungsvermögens fortzuführen, und immer mit dem kleinern den noch kleineren Staat zu vergleichen: und eine solche Darstellung würde wenigstens für den, welcher sie zu geben versucht, sehr viel Reizendes und Erquickliches haben; aber wir wollen

diesem entsagen, und bloß aus der ganzen Reihe der Deutschen Staaten einige der kleinsten herausheben, um beispielsweise zu bemerken, daß der souveräne Fürst von der Leyen, dessen Länder im Herzen des Großherzogthums Baden liegen, und daß die souveränen Fürsten von Hohenzollern, deren Gebiet von dem Königreiche Würtemberg umschlossen wird, gerade um dieser Lage und um ihrer übrigen Verhältnisse willen, am fähigsten seyn würden, unsere Ideen zur Ausführung zu bringen.

Wir wissen nicht, ob den Regierungen der beiden kleinen Staaten der gehörige Sinn für die Aufrechthaltung der literarischen Gewerbefreiheit beiwohnt; wir wissen nicht, ob sie sich auch nur die Mühe geben werden, unsern Plan zu berücksichtigen und zu prüfen: aber wir sind gewiß, daß — mögen sie nun dies thun oder unterlassen — sie uns vergeben werden, von uns beispielsweise angeführt worden zu seyn. Denn sie werden — wie jedermann — von unsern wohlmeinenden Gesinnungen und guten Absichten überzeugt seyn, weil man ja nur — was wir jeden Leser zu thun bitten — einen Blick auf die Landkarte werfen darf, um zu sehen, in welcher überaus glücklichen Lage sich z. B. die Souveräne von Hohenzollern in Beziehung auf Würtemberg, und dadurch auf ganz Deutschland und auf die ganze literarische und kultivirte Welt befinden, und wie sie (viel besser als Würtemberg) gleichsam aus dem Mittelpunkte heraus nach allen Radien wirksam seyn und dafür sorgen können, die literarische Gewerbefreiheit durch Beförderung des Nachdrucks aufrecht zu erhalten.

Wollten die Souveräne von der Leyen und von

Hohenzollern recht klar an den Tag legen, daß sie nicht Ungnade gegen uns hegen wegen unserer unschuldigen Berufung auf ihre so glücklichen, als zur Ausführung unsers Plans ganz gemachten, Verhältnisse; wollten sie zu erkennen geben, daß der von uns gewünschte Ueberblick der Landkarte uns hinlänglich rechtfertige: so würden sie dies Alles am besten thun können, wenn es ihnen beliebte, uns die Bestallung eines Generaldirectors des Buchhandels oder eines Obercensur-Commissarius oder des Präsidenten eines Obercensur-Collegiums ausfertigen zu lassen, oder uns überhaupt durch Verleihung irgend eines selbsterwählten Titels zu beglücken, und uns in eine verdiente, und mit erklecklichen Einkünften verknüpfte, Thätigkeit zu versetzen. Sie würden durch die Erfahrung, welche sie machen könnten, wenn sie uns im Voraus Beweise des Zutrauens gegeben hätten, gewiß einsehen lernen, daß wir vermögend sind, für ihren Vortheil sogar noch mehr zu sorgen, als es sich ziemt, selbstrühmend, öffentlich an den Tag zu legen bei der Ankündigung unsers Projekts. Wir sprechen daher auch von uns — das anmaßende Ich vermeidend — in der Vielzahl, weil wir dadurch an einem glücklichen Herkommen Theil nehmen, mittelst dessen sich das Einzelwesen sowohl hinter eine große Menge zu verbergen, als durch eine vorgebliche Einstimmung derselben hervorzuheben sucht.

Fortsetzung.

Wir fahren nun fort, ins Einzelne gehende Erläuterungen mitzutheilen, um die Behauptung, die nicht oft

genug wiederholt werden kann, zu bewähren: daß zwar alle Deutsche Staaten, die großen wie die kleinen, zur Ertheilung literarischer Barbaresken-Constitutionen berufen sind, jedoch nur die kleinsten sich dazu auserwählt erachten können.

In der Gewerbewelt, für deren Freiheit wir ja kämpfen, beweisen Zahlen mehr, als Gedanken und Worte. Eine algebraische Beweiskraft müssen besonders Zahlen da haben, wo es auf einen Gewinn ankommt, der minder in Gedanken bestehet, als in dem Geldertrag, den sie einbringen; wo mithin gleichsam das Facit einer Buchstabenrechnung aufgefunden und in Zahlen ausgedrückt wird.

Dies geschieht aber — Wiederholungen sind hier keine — wenn das Drucken und Nachdrucken eines Buchs, damit die Gewerbefreiheit blühe, einen größern Werth hat, als die Schrift und deren rechtloser Verfasser: — denn dieser ist, wenn er, Mitleid verdienend, da steht, und sein fertiges Manuscript in der Hand hält — bevor er ein Privilegium und dadurch Eigenthumsrechte gewinnt — rechtlos; weil eben der Handarbeit des Nachdrucks der Vorrang vor aller geistigen und technischen Thätigkeit dergestalt eingeräumt wird, daß sie allein sich angestammter, unverletzlicher, und keiner fremden Verleihung bedürftiger, Rechte zu erfreuen hat.

Weil darum, wie wir angeführt haben, alle Bücher der Vorwelt zu seinen Domänen geschlagen werden müssen: so wollen wir nun die einträgliche Wichtigkeit derselben recht anschaulich machen, und uns daher auf einige der letzten Jahre aus der ganzen langen Vergangenheit berufen.

Im Jahre 1798 wurden in Deutschland 3900; 1799 wurden 3826; 1800 — 3969; dann 1801 — 4045; 1802 sogar 4707; und 1803 endlich 4280, mithin in sechs Jahren 24655 Bücher verlegt. Nimmt man nun an, daß von jedem Tausend nur funfzig des gewinnreichen Nachdrucks werth sind: so lieferte für denselben der angeführte Zeitraum von sechs Jahren wenigstens 1225 Schriften. Dies kann zum Maaßstabe dienen, mittelst dessen das ermessen werden kann, was der Nachdruck in Rücksicht der ganzen Vergangenheit zu thun ermächtiget ist. Dadurch wird aber auch sonnenklar, daß allen Gewinn, der aus solcher Ermächtigung und Berechtigung hervorgehen muß, seinen Ländern gerade der kleinste Souverän ausschließend bloß dadurch zuwenden kann, daß er zur Anlegung hinreichender Nachdrucksanstalten ermuntert.

Sind diese einmal vorhanden: so ist auch das Recht gesichert zur Ertheilung seiner Bücherprivilegien, die ja zu einer Bestätigung und Ermunterung der Gewerbefreiheit und zu einer Vermehrung der Staatseinkünfte, mittelst einer directen Besteuerung eigener und fremder Unterthanen, bestimmt sind. Hierbei sind noch nicht die indirecten Einnahmen in Erwägung gezogen, welche man durch Hegung der Nachdrucker verschaffen kann, und die in dem bestehen, was die letztern theils für ihre Gewerbefreiheit, theils wegen ihrer übrigen bürgerlichen Verhältnisse entrichten müssen.

Wenn wir nun — um die Einträglichkeit der Privilegien-Ertheilung ferner nachzuweisen — auf die angeführten Zahlen zurückblicken, und denselben gemäß an-

nehmen, daß im Anfang jährlich funfzig Privilegien für neue Bücher ertheilt werden können, deren jedem wir im Durchschnitt eine Dauer von acht Jahren beilegen wollen: so kann man hoffen, daß, wenn einmal die Sache während dieser Jahre im Gang gewesen seyn wird, für neue Bücher oder für veränderte Auflagen jährlich zwei bis vierhundert Privilegien-Ertheilungen Statt finden können.

Wenn aber auch dies mehr zu hoffen, als gewiß seyn sollte: so ist doch unstreitig, daß in jedem Jahre wenigstens funfzig Privilegien zu vergeben, und daß nach den ersten acht Jahren die höchste Zahl der Bücher, die der natürlichen Thätigkeit der Nachdruckerpressen entzogen sind, auf einmal nie mehr betragen könne, als 400; während die Zahl derer, welche der Gewerbefreiheit als Domänen auf immer zufallen, unaufhörlich zunimmt, und sich (den Zuwachs durch die unprivilegirten Bücher nicht gerechnet) in jedem Jahre wenigstens um funfzig solche vermehrt, die zuvor mit Privilegien versehen waren. Dabei hat ein literarischer Barbaresken-Staat nicht nöthig, dafür zu sorgen oder auch nur zu wünschen, daß von seinen Unterthanen ein Buch geschrieben werde, sondern kann ruhig abwarten, daß nicht nur dies in andern Staaten geschehe, sondern daß auch in diesen der erste Abdruck der Schriften besorgt werde, durch den eben den Nachdruckereien der Lebens- und Gewerbestoff dargeboten wird.

Dadurch tritt ein literarischer Korsaren-Staat mit einem Afrikanischen Barbaresken-Staat auf eine überraschende Weise in eine glückliche Parallele, wodurch beider Aehnlichkeit oder Gleichheit beurkundet wird.

Denn wie der Erste sich die literarischen Erzeugnisse aller Länder, Völker und Zeiten zueignen, und wie er, ohne eine eigene Literatur zu besitzen, einen literarischen Staat vorstellen kann: so weiß auch der Zweite alle Handelswaaren an sich zu bringen und einen Handelsstaat zu machen, indem er Waaren auf den Markt bringt, die er weder selbst verfertiget, noch erkauft, sondern durch Kaperei erbeutet hat.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei; und Erweis, daß nicht Alle, sondern nur Einige der Geschwindesten, kapern dürfen.

Da jeder Staat die Politik als einen wesentlichen und Haupttheil seiner Bestimmung ansehen muß, wenn er seine Grenzen und seine Rechte behaupten oder erweitern will, und wenn er wünscht, daß seine Lage nicht schlechter, als die seiner Nachbarn seyn, oder daß sie auf deren Kosten verbessert werden möchte: so gebührt sich, daß wir, außer dem bisher schon Angedeuteten, noch Einiges von der besondern Politik beibringen, die ein literärischer Barbaresken-Staat auszuüben hat.

Freilich sollten wir dies nur jedem Staatsmanne ins Ohr sagen, und jeder Deutschen Regierung, wie ein Arkanum gegen Vorauszahlung, ins Geheim überliefern; wir wollen aber dennoch unsere Belehrungen öffentlich und uneigennützig ertheilen, in der Hoffnung, daß dies vielleicht die beste Manier sey, unsern verdienstlichen Bemühungen eine Anerkenntniß, wenigstens von Seiten

derer zu verschaffen, welche durch die politische Geschwindigkeit ihres Thuns jedes nachfolgende langsamere entweder unnöthig oder unmöglich machen.

Ein Deutsches Sprüchwort sagt: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Dies ist bei der Stiftung einiger Nachdrucker-Staaten wohl zu beherzigen. Die nämlich, welche unbedenklich von unsern Vorschlägen schnellen Gebrauch machen, bewirken um so mehr, daß die fleißigen Nachdrucker bei ihnen bleiben oder ihnen zuziehen, je weniger bisher der Nachdruck seiner Existenz ganz sicher, sondern nur hier und da durch heimliche Dulduug vorhanden war. Die, welche ihm daher die gebührende Gewerbefreiheit ganz, unbedingt und öffentlich verleihen, werden dadurch zu einem glücklichen Besitzstand gelangen, und durch diesen alle andere Staaten von der Erlangung desselben abhalten. So muß es auch seyn. Wer zuerst zugreift, muß machen, daß die, welche später es thun wollen, nichts mehr finden, wonach sie greifen können.

Dies haben auch die Afrikanischen Raubstaaten durch ihr Beispiel dargethan. Sie sind allen sogenannten kultivirten Staaten zuvorgekommen, und haben sich — wie wir dargethan haben — in völkerrechtlichen Besitz der Befugniß gesetzt, Seekaperei in Friedenszeiten zu treiben. Dadurch ist es ihnen auf eine natürliche Weise gelungen, alle andere Seestaaten von einem Rechte auszuschließen, worauf sie wohl auch Anspruch machen könnten, und wonach sie vielleicht auch ein Gelüsten haben möchten.

Wollten nämlich alle, oder auch nur die Seestaaten, welche an dem Mittelländischen Meere liegen, dieses Recht

in Ausübung bringen: so würden Alle aufhören müssen, zu kapern und zu rauben, weil Alle aufhören müßten, Seehandlung zu treiben. Wenn daher die wenigen Afrikanischen Korsarenstaaten bestehen und ihre völkerrechtliche Existenz behaupten sollen: so ist durchaus nöthig, daß es neben ihnen Seehandlung treibende Völker gebe, die der Seeräuberei entsagen, und die ihre Handelsschiffe unbewaffnet in Friedenszeiten eben so als eine Beute für die bewaffneten Korsaren auf die Meere hinaussenden, als es unter den christlichen, der Barbarei abholden Völkern in Kriegszeiten geschieht, wo gegen friedliche Handelsfahrzeuge, die keine Kriegsgewalt auszuüben begehren und vermögen, letztere angewendet werden darf.

Auf gleiche Weise, wie in der allgemeinen Handelswelt, verhält es sich in der literarischen. Wollten sich alle Buchhändler zu Nachdruckern oder Verlegern von nachgedruckten Schriften aufwerfen: so würde es keinen Verlag neuer Schriften, und zuletzt keinen Handel mit gedruckten Büchern geben können.

Eben so, wenn alle Deutsche Souveräne literarische Barbaresken-Staaten errichten wollten: so würden sie die wenigen Einzelnen unmöglich machen, deren Stiftung wir vorschlagen. Gerade wie es unter den Seestaaten nur wenige Korsaren giebt, und wie man in einen guten Karpfenteich, um dessen Insassen heilsame und die Schmackhaftigkeit ihres Fleisches befördernde Bewegung zu verschaffen, einige wenige räuberische Hechte setzen darf, aber ja nicht zu viele und zu große, weil beide den Teich leer und alles Fischen unmöglich machen würden: so muß es auch unter den literarischen Staaten nur

einige geben, die den Nachdruck ausüben lassen, und die sich deswegen zu Korsaren-Staaten umgestalten dürfen.

Wollten dies Alle thun: so würde — um die Sache von einer andern Seite zu betrachten — der wohlthätige Nachdruck am Ende auch deswegen nicht mehr möglich seyn, weil gute, desselben würdige, Werke nicht mehr, sondern nur mittelmäßige und schlechte verlegt werden könnten.

Eine Nation, die aufhört, nach der eigenen Hervorbringung und nach dem Besitz der besten Bücher zu streben, kann sich nur einige Zeit lang an schlechtern erfreuen, und muß bald genug dahin kommen, nach gar keinen zu verlangen; weswegen eben die allgemeine Ausübung der Barbaresken-Gerechtsame eine allgemeine Barbarei hervorbringen würde.

Wir wollen dies noch auf eine andere Weise zu erläutern suchen. Da zu jenen Gerechtsamen die Ertheilung von Bücherprivilegien gehört, oder da diese Verleihung eines der wichtigsten literarischen Korsaren-, Hoheits- und Reservatrechte ist; und da in Deutschland, nach dem gegenwärtigen Besitzstande, mehr als dreißig souveräne Staaten vorhanden sind: so müßte, wenn alle diese Staaten die Barbaresken-Rechte in Ausübung bringen wollten, jeder Verleger eines guten Buchs sich von jedem Souverän ein besonderes Privilegium ertheilen, und sodann unserm Constitutions-Entwurf gemäß einem jeden einzelnen Bande eines jeden Werks ein nicht unbedeutendes Büchlein von einigen und dreißig wohl erworbenen und theuer bezahlten, Privilegien vordrucken lassen,

um dadurch in dem glücklichen Deutschlande den glücklichen Nachdruck auszupariren.

Dieses würde unstreitig für die Betriebsamkeit sehr ersprießlich und wohlthätig seyn, weil eine bedeutende Anzahl von Buchdruckerpressen in stete Thätigkeit gesetzt werden müßte, zu dem Abdruck der Privilegien-Bibel oder des neutestamentlichen Kanons der Buchhändlerwelt, der jedem Buche vorgesetzt, und zwar bezahlt werden müßte, aber eben so wenig gelesen werden würde, als vor der Reformation die heilige Schrift.

Freilich würde dabei zu befürchten seyn, daß die guten Deutschen Bücher durch die Erwerbung und durch den Abdruck so vieler Privilegien (wozu noch Schweizerische von 22 Kantonen, Ostpreußische, Siebenbürgische, Russische, und aller Staaten nöthig wären, in denen Deutsches Volk lebt und Deutsche Drukkerpressen sich bewegen) allerdings sehr vertheuert werden möchten; mithin in Zeiten zunehmender Verarmung und Sinnlichkeit kaum mehr verkauft, daher auch nicht mehr verlegt werden könnten. Man müßte daher ordentlich darauf ausgehen, nur mittelmäßige Bücher erscheinen zu lassen, bei denen eine Bewerbung um Privilegien nicht nöthig wäre. Eine solche bescheidene und muthlose Selber-Beschränkung der Bestrebungen würde wahrscheinlich dahin führen, daß man unfähig würde, gute Bücher zu schreiben. Geschähe dieses: so würde sich vielleicht auch alle Leselust allmählich und zwar in dem Grade verlieren, in welchem man sich befleißigen müßte, die Menschen nach und nach zu entkultiviren, und zu machen, daß sie lediglich Vergnügen, zuerst an mittelmäßigen,

mäßigen, und zuletzt an den schlechtesten Büchern fänden. Während dieses umgekehrten Bildungs-, oder während dieses Entbildungs-Prozesses, würde leichtlich alles Verlangen nach Büchern vergehen. Aengstliche Gemüther könnten durch das Ausspinnen solcher Vorstellungen veranlaßt werden, zu befürchten, daß unter solchen Umständen ein allmähliches Versiechen des Buchhandels, wie des Privilegien-Ertheilens, möglich sey. Um sie zu beruhigen, machen wir eben unsere weitläuftige Deduction, und scheuen weder nöthige noch unnöthige Wiederholungen; — denn wer von irgend einer Sache recht eingenommen ist, und für sie recht einzunehmen sucht, vermag sich nicht ohne Wiederholungen zu behelfen, als müßte er das Sprichwort bewähren, welches sagt: „Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund (in jedem Augenblick) über."

Fortsetzung. Schlußbetrachtung und Ermahnung.

Wir thun alles dieses — keinen Vorwurf scheuend, sondern jedem durch eigenes Bekenntniß zuvorkommend — um recht anschaulich zu machen, theils daß es literarische Barbaresken-Staaten geben müsse, theils daß die Ausübung der souveränen Machtvollkommenheit, der es zustehet, Bücherprivilegien zu ertheilen und Nachdrucker zu hegen, nicht möglich sey, wenn Alle ihrer theilhaftig werden wollen, weil hier, wie überall, wenn Alle Alles haben wollen, Keiner Etwas besitzen kann.

Es kann und darf also unter den deutschen Staaten nicht viele, sondern nur zwei oder drei geben, die

sich zu literarischen Barbaresken-Staaten aufwerfen dürfen.

Welche sollen aber dies seyn?

Daß die kleinsten und bedürftigsten dazu am fähigsten sind, glauben wir erwiesen zu haben.

Weil nun aber keinem Regenten anzusinnen ist, der Lust an seinen Souveränitätsrechten und an deren Ausübung, oder dem innigen Bewußtseyn seiner Machtvollkommenheit, zu entsagen: so hielten wir uns für verpflichtet, wie wir gethan haben, bemerklich zu machen, daß die schlaue Politik allein Rath zu schaffen vermag. Diese — im Glück gegenwärtig, im Unglück abwesend — tritt mit ihrer hülfreichen Vermittelung ein, wenn sie Einige zur kühnen und raschen That antreibt, während die Andern ihr ebenfalls zu huldigen meinen, wenn sie zaudern, berathschlagen und bedenklich in Rücksicht dessen sind, was zu thun oder zu lassen ist.

Nur die Ersten können zu glücklichen Stiftern der nöthigen Nachdrucker-Kolonieen werden, und, wenn ihnen dieses gelungen ist, die betriebsamen Männer, die in denselben gehegt werden, gegen das Literaturwesen jedes benachbarten Staates loslassen, so oft sie wollen. Diese Nachbarn wird man dadurch in beständiger Furcht erhalten; und diese Furcht wird eben alle Buchhändler bestimmen, einen, wenn auch noch so kurzen, Schutz zu suchen, d. i. sich um Privilegien zu bewerben. Dies werden sie mit Freuden bei den Potentaten zweier oder dreier literarischen Korsaren-Staaten thun; auch bereitwillig dafür die abgefoderten Gebühren entrichten, weil sie ja dadurch der Noth und Obliegenheit entgehen, von

mehr als dreißig deutschen Regenten Privilegien zu erflehen.

Glücklich, und dreimal glücklich sind demnach die, welche zuerst zugreifen; weil ja die Besitzenden immer für glücklich gepriesen werden! (beati possidentes.)

Kauft in der Zeit, sagt ein Sprichwort, so habt ihr in der Noth; und man kann hinzufügen: „handelt in der Zeit, so beugt ihr der Noth vor!"

Bietet daher schnell, und zuerst, Schutz dem Nachdruck an, so erzwingt ihr ihm Schutz und Sicherheit; auch verschafft ihr ihm fortdauernden Anlaß zur Betriebsamkeit, und befördert dadurch die Gewerbefreiheit! Euer Ruhm wird seyn, wie eure Thaten!

Ueber europäisches Gleichgewicht und Universal-Monarchie.

Bei einiger Bekanntschaft mit dem Geiste und den Begebenheiten früherer Jahrhunderte, gelangt man leicht zu der Entdeckung: daß die Idee des Gleichgewichts der politischen Macht nicht immer die Haupt-Idee der europäischen Kabinette gewesen sey. Das ganze Mittelalter hindurch wußte man nichts von einem solchen Gleichgewicht. Während dieses Zeitraums wurden alle europäischen Kriege, wo nicht geradezu für Bürgerkriege, doch für gottlos gehalten; und diesen Charakter behielten sie, so lange der Pabst, in der Eigenschaft eines allgemeinen Vaters der Christenheit, Schiedsrichter für alle europäische Angelegenheiten war, und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darauf drang, daß der Krieg nur in sofern zu rechtfertigen sey, als er sich auf das Ausland, d. h. auf außereuropäische, oder nicht christliche Reiche beziehe. Nicht als ob deswegen in Europa alle Kriege unterblieben wären; allein sie waren von keiner Dauer, und gewannen nie den Charakter der Erbitterung.

Jene Vorstellung, durch welche die Päbste eine so große Macht ausübten, war noch um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts vorherrschend; und lieset man die Briefe Pius des Zweiten an den Kaiser Friedrich den Dritten, so muß man eingestehen, daß die Politik sich in jenen Zeiten um ganz andere Gegenstände

drehete, wie gegenwärtig. Es kam nämlich darauf an, den deutschen Kaiser für einen Krieg gegen die Türken zu gewinnen, die, nachdem sie schon seit längerer Zeit in Europa eingebrochen waren, endlich durch die Eroberung von Konstantinopel festen Fuß gefaßt hatten. Welcher Vorstellungen nun bedient sich Pius, um den deutschen Kaiser für seine Wünsche zu gewinnen? Er sagt: „Du „wendest ein, daß Deine eigenen Angelegenheiten Dich „viel zu sehr beschäftigen, als daß Du an auswärtigen „Kriegen Theil nehmen könntest. Ich gebe dies zu, und „bekenne nebenher, daß Deine Sache die gerechteste von „der Welt ist. Aber dennoch ist es gerechter, für Chri„stum zu kämpfen. Weit dringender ist die Vertheidi„gung des Erbes Christi, als die des Deinigen. Denn „das Deinige kann verloren gehen, und Du bist noch „immer gerettet; geht aber auch das Erbe Christi verlo„ren — was ich auf keine Weise glaube — so kann von „dem Deinigen nicht länger die Rede seyn. Denke also „auf die allgemeine Gefahr, und ziehe das Größere dem „Kleineren vor." Wo ist hier irgend eine Spur von Gleichgewicht der politischen Macht? —

Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß diese durchaus kosmokratische Idee schon gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts empor kam. Frankreich hatte in dieser Zeit noch nicht alle großen Vasallen-Domänen mit sich vereinigt. Wenigstens fehlte es noch an Bretagne; und diese Provinz war wegen ihrer Küstenlage und der großen Mittel, welche sie für Handel und Schiffahrt in sich schloß, von der größten Wichtigkeit für England. An und für sich war es unstreitig ein thörichtes Unter-

nehmen, die Vereinigung von Bretagne mit Frankreich verhindern zu wollen; denn es gehörte dazu. Indeß schien in jenen Zeiten, wie in den unsrigen, Vieles möglich, was nicht natürlich war. Auf dem französischen Throne saß, nach Ludwigs des Eilften Tode, Carl der Achte; ein wahrer Unhold seiner körperlichen Gestalt nach. Den vollkommensten Gegensatz von ihm bildete der, damals zu einem römischen König erwählte, Erzherzog von Oesterreich, Maximilian; ein Prinz von ungemeiner Lebhaftigkeit und Schönheit. Schon in einer früheren Periode war es ihm durch diese Eigenschaften gelungen, die Burgundische Erbschaft durch seine Vermählung mit der Prinzessin Maria, Tochter des letzten Herzogs von Burgund, an sein Haus zu bringen. Jetzt, seit einigen Jahren Wittwer, bewarb er sich um die Hand der Prinzessin Anna von Bretagne; und indem die Bretagner in ihrer bisherigen Unabhängigkeit von Frankreich fortdauern wollten, erhielt er keine abschlägige Antwort. Schon war die Vermählung durch Procuration vollzogen, als man am französischen Hofe die Nachtheile zu berechnen begann, welche mit einer so förmlichen Trennung der Provinz Bretagne von Frankreich unauflöslich verbunden waren. Der Verlust von Burgund war verschmerzt worden; den Verlust von Bretagne glaubte man niemals verschmerzen zu können. Es wurde also abwechselnd List und Gewalt gebraucht, die Vermählung Maximilians mit Anna von Bretagne rückgängig zu machen. Das Werk gelang durch kühne Hinwegsetzung über die Vorschriften der Kirche; und Carl der Achte ward der Gemahl der Erbin des Herzogs Franz. Um so aufge-

brachter aber war Maximilian über den Gegenstreich, den der französische Hof ihm gespielt hatte. Auf einem zu Coblenz gehaltenen Reichstage stellte er den deutschen Fürsten das ihm widerfahrne Unrecht vor, alles anwendend, sie zu einem Krieg gegen Frankreich zu bestimmen. Dies gelang ihm zwar nicht; indeß fand er Unterstützung in einem Gesandten Heinrichs des Siebenten, Königs von England, der auf diesem Reichstage zu demselben Zwecke erschienen war. Die Gründe des Letzteren waren keinesweges von der Verletzung des canonischen Rechts hergenommen, welche sich Frankreich hatte zu Schulden kommen lassen. Er sagte vielmehr: „Die deutschen Fürsten möchten bedenken, welchen Zuwachs von Macht Frankreich durch die Erwerbung von Bretagne bekomme, da die letzten Herzoge, ohne sonderliche Beschwerden für ihre Unterthanen, sechs bis achtmalhunderttausend Goldgülden erhoben hätten, und Frankreich, durch Auflagen auf Salz und andere Bedürfnisse, diese Einkünfte leicht bis zu einer Million vermehren könnte. In Bretagne gäbe es bis auf 10,000 Seeleute, und zuweilen fänden sich bis auf 300 große Schiffe in einem einzigen Hafen versammlet. Die Zahl der Schiffe könne auf 1000 berechnet werden; und da Bretagne alles zum Schiffbau Nothwendige im Ueberfluß hervorbringe: so sey nichts Geringeres zu befürchten, als daß die Franzosen sich zu Herren des Meeres erheben würden. Thue man ihnen nun nicht bei Zeiten Einhalt: so werde man sie, nach und nach, England, Flandern und die ihnen am nächsten liegenden Rheinländer, durch ein aus List und Gewalt zusammengesetztes System, sich unterwerfen sehen."

Wer entdeckt in dieser Rede nicht die ganze Theorie des europäischen Gleichgewichts, so wie sie in der Folge entwickelt worden ist, gleichsam in nuce? Dieser Engländer, man kann es mit Wahrheit sagen, hat allen englischen Botschaftern späterer Zeit die Argumente geliefert, deren sie sich zu bedienen pflegen.

Aber noch immer war das Wort: „Gleichgewicht der politischen Macht,“ nicht ausgesprochen. Dies geschah nicht eher, als in den Kriegen, welche Franz der Erste, König von Frankreich, mit Carl dem Fünften führte. Die Eifersucht war erwacht, und la balance égale war der Ausdruck, dessen man sich im sechzehnten Jahrhunderte bediente, als derselbe Fürst zugleich Herzog von den Niederlanden, König von Spanien, König beider Sicilien und Sardiniens, und deutscher Kaiser war; jene großen Erwerbungen, welche Spanien unter ihm in Amerika machte, gar nicht in Anschlag gebracht. Bekanntlich erreichte Franz der Erste seinen Zweck so wenig, daß er die Macht, gegen welche er ankämpfte, nur vermehrte und unwiderstehlicher machte. Hierdurch gerieth die Idee des Gleichgewichts der politischen Macht ein wenig in Verfall. Die bürgerlichen Kriege Frankreichs stellten sie noch mehr in Schatten, indem, während dieser Periode, weder Philipp der Zweite, noch Elisabeth von England, etwas über Frankreich vermochten. Dem dreißigjährigen Kriege war es aufbehalten, sie wieder ins Leben zu rufen, dadurch, daß Frankreich und Schweden sich mit Erfolg vereinigten, um das Haus Oesterreich an Erwerbung der Souveränetät von Deutschland zu verhindern. Als der eigentliche Gründer des po-

litischen Gleichgewichts aber, wird Wilhelm der Dritte von England betrachtet; und, was sich nicht läugnen läßt, ist, daß sich diese Idee seit dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts in ungeschwächter Kraft erhalten hat. Hiervon giebt es keinen auffallenderen Beweis, als den, daß die Verbündeten des Jahres 1813 erklärten: „sie wollten einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht, ihre Völker künftig vor den zahllosen Leiden bewahre, welche in den letzten zwanzig Jahren auf Europa gelastet hätten.“

Die Idee des Gleichgewichts der politischen Macht ist also wenigstens seit drei Jahrhunderten die leitende Idee der europäischen Politik.

Allein, was hat es auf sich mit dieser Idee? wodurch rechtfertigt sie sich? worauf beruht ihre Realität?

Eins ist klar; nämlich, daß alles Gleichgewicht ein Wägen voraussetzt. Zum Wägen selbst aber ist, nach aller Erfahrung, dreierlei erforderlich: nämlich erstlich, eine Wage, womit man wägt, zweitens, Massen, welche gewogen werden, drittens, ein Verstand, der das Geschäft des Abwägens verrichtet, um das Gleichgewicht hervorzubringen. Ohne Wage kann nichts gewogen werden, ohne Massen fehlt es an Gegenständen des Abwägens, ohne einen die Wage leitenden Verstand kann kein Gleichgewicht entstehen. Diese drei Dinge gehören also zu einander, und wer sie trennen wollte, würde zum Voraus auf alles Gleichgewicht Verzicht leisten müssen.

Dies nun angewendet auf das europäische Gleichgewicht, bieten sich folgende Fragen dar: Wodurch wird die Wage gebildet? was wird auf dieser Wage gewogen? und wer verrichtet das Geschäft des Wägens? Jede dieser drei Fragen setzt in gleiche Verlegenheit. Selbst wenn man von der ersten und der dritten gänzlich abstrahirt, und mit seinen Nachforschungen nur bei dem Objekte des Wägens stehen bleibt, geräth man in ein Labyrinth, aus welchem man sich nicht wieder herausfinden kann. Wenn nämlich die Frage aufgeworfen wird: was denn eigentlich gewogen werde? so giebt es keine andere Antwort, als: die Macht. Diese Antwort aber führt zu der zweiten Frage: was denn die Macht sey? und indem man hierauf keine andere Antwort geben kann, als: „eine Vereinigung von vielen Einzelkräften:“ so geräth man sogleich in den leeren Raum; denn nun entsteht sogleich eine Untersuchung über das Wesen der Kraft, und diese Untersuchung ist, wie die über das Wesen der Gottheit, nie beendigt worden. Als Elemente der Macht führt man an: den Gebiets-Umfang, die Bevölkerung, das Verhältniß von beiden, die jährlichen Einkünfte eines Staats. Aber obgleich nichts dagegen eingewendet werden kann, daß dies wirklich Elemente der Macht sind, so muß doch auf der anderen Seite auch eingestanden werden: daß diese Elemente nicht die Macht selbst sind, daß diese auf der Vereinigung der Elemente zu einem Ganzen beruht, daß dieses Ganze nur durch den Geist geschaffen werden kann, daß dieser aber etwas ist, das sich nicht wägen läßt. Es ist mehr als einmal der Fall gewesen, daß große Reiche sich sehr schwach gezeigt ha-

ben. Eben so oft haben sich kleine Staaten als sehr stark gezeigt. Nicht selten sind alle Nationalverhältnisse durch die Dazwischenkunft eines einzigen Mannes verändert worden, der die schwache Seite dieser Verhältnisse studirt hatte, und sie zu seinem ausschließenden Vortheile zu benutzen entschlossen war. Wie wenig aber reden alle diese unumstößlichen Erfahrungen der Gleichgewichts-Lehre das Wort! Wie auffallend ist die Wahrheit auf Seiten Derer, welche behaupten, in der sittlichen Welt gebe es kein Gleichgewicht, sondern nur Gährung, Kraft und Gegenkraft in ewigem Streite mit einander, mit einem Worte, ein Fallen und ein Steigen, welches zwar nach bestimmten Gesetzen erfolge, doch nicht nach solchen, deren sich der menschliche Verstand anders bemächtigen könne, als durch die bloße Betrachtung!

Hiernach aber würde das politische Gleichgewicht nicht eine Idee seyn, die sich auf irgend eine Realität stützte, wohl aber eine Chimäre, wie so viele frühere, durch welche die Welt am Gängelbande geführt worden.

Die einsichtsvollsten Anhänger der Gleichgewichts-Lehre sind hiermit einverstanden; nur meinen sie, die Sache lasse sich noch von einer anderen Seite auffassen. Nicht von Gleichgewicht im strengsten Sinne des Worts sey die Rede, sondern von einem S y s t e m v o n G e g e n g e w i c h t e n o d e r G e g e n k r ä f t e n. Das Wesen der Mächte bestehe ja gerade darin, daß sie sich im Zustande der Bewegung, des aufgehobenen Gleichgewichts, des Kampfes befänden; und wenn dem auch nicht so wäre, so würde sich kein Mittel erdenken lassen, Gleichgewicht zwischen einer Macht und allen übrigen, oder zwischen ei-

ner Macht und jeder von den übrigen festzustellen. Gegengewicht und Gegenkraft sey dagegen in Beziehung auf Mächte so wenig eine Absurdität, daß sich schwerlich noch ein anderes Mittel ersinnen lasse, den Staaten Europa's ihr Daseyn, ihre Unabhängigkeit, ihre Integrität zu erhalten. Wenn also unter den Mächten Europa's sich die eine oder die andere ungebührlich erhebe, wenn diese Macht zu einer Präpotenz zu gelangen drohe, vermöge welcher sie sich das Recht anmaße, den übrigen Gesetze vorzuschreiben, kurz, wenn eine Universal-Monarchie, dieser Tod aller Staatseigenthümlichkeit, im Anzuge sey: dann sey das System der Gegenkräfte da, um ein solches Unglück abzuwenden; dann komme es auf Bündnisse gegen den allgemeinen Feind, und durch dieselben auf Rettung der Nationalität an. „Und," fügt man hinzu, „nichts ist der Natur der Dinge angemessener, als dieses System der Gegengewichte, oder Gegenkräfte. Es ist nämlich das einzige denkbare Mittel, um in das Verhältniß der Staaten zu einander diejenige Stätigkeit zu bringen, welcher jede einzelne Vereinigung, Staat genannt, ihr Gedeihen verdankt. Gesetze ohne eine Macht, welche die Vollziehung derselben sichert, sind, nach dem allgemeinen Eingeständnisse, eine nichtswürdige Gaukelei, über welche sich Jeder leicht hinwegsetzt. So wie nun jede einzelne Gesellschaft, um in sich selbst zur Ruhe zu gelangen, einer Regierung bedarf, welche nicht bloß den allgemeinen Willen hervorbringe, sondern auch zur Befolgung desselben nöthige: eben so bedürfen auch die Staaten, als moralische Personen, zur Erhaltung ihrer Verhältnisse untereinander, nicht

bloß jener Verabredungen, die man Traktaten nennt, sondern auch einer Macht, diese Traktaten in Erfüllung zu bringen. Da aber in Beziehung auf sie an keine allgemeine Regierung zu denken ist, die ihnen gebiete: so ist das System der Gegengewichte oder Gegenkräfte das einzige Hülfsmittel, dadurch nämlich, daß durch dieses System dem Störer der allgemeinen Ruhe so viel Widerstand angekündigt wird, daß er sich genöthigt sieht, seinem Verlangen zu entsagen. Von Gleichgewicht würde nie die Rede gewesen seyn, wenn man Ursache und Wirkung nicht mit einander verwechselt hätte. Der Zustand des Friedens ist als Gleichgewicht gedacht, dieser Zustand aber ist immer nur die Folge des rastlos wirksamen Systems der Gegenkräfte, vermöge dessen man nicht aufhört, sich zu beobachten, zu beargwöhnen, und, wenn es aufs Aeußerste kommen sollte — zu bekämpfen. Was gleiches Interesse hat, verbindet sich mit einander; und indem die Kraft allenthalben auf Gegenkraft trifft, wird sie, wo nicht in Schranken gehalten, was nicht immer möglich ist, aber doch zuletzt dahin zurückgeführt, indem es nicht fehlen kann, daß selbst die vorwiegende Macht, wenn sie der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen inne wird, zu ermüden und das Bedürfniß der Ruhe und des Friedens zu fühlen beginne."

Es läßt sich nicht läugnen, daß durch diese Erläuterung einiges Licht in die dunkle Gleichgewichts-Lehre gebracht wird. Indeß bleiben doch noch einige Punkte übrig, welche aufgehellt seyn wollen. Der erste liegt darin, daß man von einem System der Gegenkräfte redet; da nämlich jedes System nicht bloß eine Anordnung

von Theilen, sondern in derselben auch einen Anordner und Erhalter voraussetzt: so entsteht die Frage: wer die europäische oder außereuropäische Macht sey, welche sich mit der Leitung dieses Systems befaßt? Der zweite ist von keiner geringeren Erheblichkeit; denn ist die eben aufgeworfene Frage beantwortet, so bietet sich die zweite dar: wodurch rechtfertigt sich die, das System der Gegenkräfte leitende, Macht vor dem Vorwurf, den man ihr machen könnte, die Universal-Monarchie zu seyn, gegen welche sie anzukämpfen vorgiebt?

Was die erste Frage betrifft: wer die das System der gegenwirkenden Kräfte leitende Macht sey? so muß zunächst bemerkt werden, daß man sich vergeblich bemühen würde, sie auf dem Continente von Europa zu finden. Europa besteht zwar aus vielen großen und kleinen Staaten; allein keiner von allen kann jemals dahin gelangen, Europa's Kräfte zu leiten, so fern dies Gegenkräfte sind. Nichts bliebe einem solchen Staate übrig, als die Gegenkräfte entweder auf dem Wege der Güte für sich zu gewinnen, oder sie auf dem Wege der Gewalt sich unterzuordnen; in dem einen wie in dem anderen Falle aber würde dieser Staat nicht als der Leiter, sondern als der Zerstörer des Systems der Gegenkräfte da stehen, und alles gegen sich aufbringen. Nur ein einziger Fall ist denkbar, wo eine europäische Continentalmacht die Leitung der europäischen Gegenkräfte übernehmen kann: nämlich wenn das Objekt des Unternehmens außerhalb Europa liegt. Ein solcher Fall ist wirklich vorhanden gewesen in den Zeiten des Mittelalters, wo es darauf ankam, einen bedeutenden Theil von Asien zu er-

obern, um das heilige Grab von fremder Herrschaft zu befreien; und wer die Kreuzzüge in ihrem wahren Wesen auffassen will, der darf nicht vergessen, daß der Antrieb dazu von den Päpsten, d. h. von Monarchen gegeben werden mußte, die ihren Wohnsitz auf dem Continente hatten. Abstrahirt von einem solchen Falle, kann es in Europa nur Partheien geben, die sich gegenseitig bekämpfen; und da von den europäischen Reichen keines so groß, oder vielmehr so mächtig ist, daß es, auf die Dauer, allen übrigen widerstehen könnte, so ist auch keine Furcht ungegründeter, als die einer Universal-Monarchie in dem gewöhnlichen Sinne dieses Worts. Sie kann immer nur zum Schein und auf eine sehr kurze Zeit zum Vorschein kommen, da die Natur selbst dafür gesorgt hat, daß sie von keiner Dauer seyn kann: nämlich durch die Construktion des europäischen Bodens, welche die Vertheidigung der National-Unabhängigkeit so sehr erleichtert. Daher denn die Erscheinung, daß es unter den größeren Mächten von Europa keine giebt, die nicht eine Zeitlang präponderirt hätte, weil die Kräfte, welche sich ihr entgegenstellten, besiegt werden konnten; zugleich aber keine, welche nicht sehr bald in die ihr von der Natur angewiesenen Schranken zurückgetreten wäre. Im Großen gleicht Europa einem Schachbrette, auf welchem Parthieen gewonnen und verloren werden; aber so wenig auf einem Schachbrette das Spiel sich durch sich selbst vollzieht, eben so wenig ist dies auch der Fall mit dem Kampfe der Kräfte und Gegenkräfte in Europa. Unstreitig spielt in demselben die Freiheit neben der Nothwendigkeit eine bedeutende Rolle; aber da Europa ein-

mal ein System von Gegenkräften ist, so können die eifrigsten Anhänger dieses Systems nicht läugnen, daß es nicht rein durch sich selbst bestehe, was schon der bloße Begriff eines Systemes mit sich bringt.

Wenn wir nun aber die das System der Gegenkräfte leitende Macht außerhalb des festen Landes von Europa aufsuchen müssen: wo werden wir sie sicherer antreffen, als in England, das, vermöge seiner Lage, den unschätzbaren Vortheil hat, unberührt bleiben zu können von den meisten Wirkungen, die es durch seine Leitung hervorbringt, übrigens aber mit Europa hinlänglich verflochten ist, um niemals in Verlegenheit zu seyn, wenn es darauf ankommt, neue Bewegungen zu veranlassen, neue Kämpfe einzuleiten? Daß Größbritannien diese leitende Macht wirklich sey, geht hervor: einmal aus den Eingeständnissen aller europäischen Mächte, die, wenn sie auch, vermöge eines sehr natürlichen Stolzes, England keine Art von Suprematie oder Oberherrlichkeit einräumen, dennoch kein Bedenken tragen, die Mitwirkung Englands zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts als nothwendig einzugestehen; zweitens aus den Erklärungen der Engländer selbst, welche seit einem Jahrhundert (eigentlich seit Wilhelms des Dritten Zeit) nicht aufgehört haben, ihren Premier-Minister den Aufputzer der politischen Wage (the trimmer of the political balance) zu nennen. Geht man nun auf die Begebenheiten des abgewichenen Jahrhunderts zurück: so macht man sehr leicht die Entdeckung, daß es dem brittischen Cabinet nie schwer geworden ist, gegen Frankreich so viel Kräfte in Bewegung zu setzen, als es für gut befand, um das System

der

der Gegengewichte zur Ausübung zu bringen. Man muß indeß nicht glauben, daß das, was im abgewichenen Jahrhunderte geschehen ist, auf einem nothwendigen Verhältnisse zwischen Frankreich und England beruhe. Allerdings ist Frankreich so gelegen, daß England von dieser Macht das Meiste für sich zu befürchten hat; da aber diese Furcht nur in so fern gegründet ist, als Frankreich präponderirt: so entscheidet dieser Umstand unendlich mehr, als die bloße Lage, und von dem Augenblick an, wo es in Europa eine Macht giebt, welche Frankreich vorwiegt, richtet England die Kraft der europäischen Bündnisse gegen diese Macht, mit eben der Entschlossenheit, wie bisher gegen Frankreich. Dies nicht anerkennend, und voll Ungeduld über sein Schicksal, hat Frankreich in den letzten Zeiten einen Versuch gemacht, das System der gegenwirkenden Kräfte in Europa umzustürzen. Wie dieser Versuch im Jahre 1814 abgelaufen ist, das wissen wir Alle; aber minder bekannt sind die Ursachen, weshalb er gerade so ablaufen mußte. Die Politik des französischen Kaisers war nämlich die umgekehrte von der, welche sie hätte seyn sollen, und Napoleon Buonaparte's Hauptfehler bestand darin, daß er die Defensive, auf welche er sich hätte beschränken sollen, in die entschlossenste Offensive verwandelte. Um England Abbruch zu thun, mußte er vor allen Dingen jeder Versuchung widerstehen, die ihn zu einer Vergrößerung Frankreichs verleiten konnte, und selbst nach den allerglänzendsten Siegen den Zustand des Besitzthums gar nicht verändern; denn hierin lag das einzige Mittel, den gegen Frankreich verbündeten Continental-Mächten die Ueberzeugung zu gewähren, daß

Frankreich nicht auf Eroberung ausgehe. Da nun Napoleon hiervon gerade das Gegentheil that, und das Ziel seiner Wünsche durch Mittel zu erreichen strebte, die ihm von demselben mit jedem Jahre immer weiter entfernen mußten: so war es wohl kein Wunder, daß er so endigte, wie er 1814 geendigt hat. Im Grunde that er gerade das, was England allein wünschen konnte, um noch länger im Besitze des Vorrechts, das europäische Gegengewichts-System zu leiten, bleiben zu können; und indem er so handelte, verstieß er gegen die erste Regel einer gesunden Politik, „nie das zu thun, was dem Interesse des Feindes, als solchen, gemäß ist." Der Kampf beginnt jetzt von neuem. Wie er ausfallen werde, ist, im Großen genommen, gar nicht problematisch, vorausgesetzt nur, daß Napoleon sich während seines Exils auf Elba nicht wirklich bekehrt hat: d. h. von allen den Irrthümern genesen ist, die bisher sein und Europa's Geschick gemacht haben. Auf seine Versicherung kann dies eben so wenig geglaubt werden, als auf die irgend eines anderen Sterblichen; die Sache selbst aber würde keinem Zweifel mehr unterworfen seyn, wenn er, nach glücklichen Erfolgen, zeigte, daß es ihm um keine Eroberungen zu thun sey *). Sein Föderativ-

---

*) Man verstehe mich nicht unrecht. Ich raisonnire nach einer Voraussetzung, welche nicht die meinige ist. In Wahrheit, was hätte man wohl für Ursache zu glauben, daß Napoleon Buonaparte, während seines Aufenthalts auf der Insel Elba, anderen Sinnes geworden wäre, oder seine grundfalsche Ansicht von dem Wesen Europa's, das zuletzt nur historisch begriffen werden kann, abgelegt hätte? Gesetzt aber auch, es wäre wirklich eine

System war eine dem Wesen Europa's durchaus widersprechende Idee; eine Idee, die sich nur in dem Kopfe eines Mannes entwickeln konnte, der Europa gar nicht kannte, und eben deswegen von dem durchaus falschen Grundsatz ausging: „die Politik durch den Krieg bestimmen zu wollen." Jede Rückkehr zu dieser Idee, mag sie von ihm oder von irgend einem Andern herrühren, kann nur dieselben Folgen haben, welche wir bereits kennen. Denn, noch einmal, Europa ist von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß keine europäische Macht, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, die Leiterin des Systems der Gegenkräfte werden kann. Dies System kann, wie jedes frühere, von Europa weichen, und einem anderen Platz machen; allein so lange es wirksam ist, wird es nur von England aus in Thätigkeit gesetzt werden können; und wer, um dieses zu

---

Veränderung dieser Art in ihm vorgegangen: würde der Geist des französischen Militärs, das ihn zurückgerufen hat und dessen Werkzeug er geworden ist, ihm wohl erlauben, von seinem früheren Verfahren abzuweichen? Wir müssen uns also darauf gefaßt machen, daß er die alte Bahn von neuem zu betreten versuchen wird. Weit aber kann er auf derselben nicht vorschreiten: einmal, weil Europa seinen Vortheil kennen gelernt hat; zweitens, weil durch den Frieden von Paris nicht für Frankreich, wohl aber für sein Unternehmen solche Vortheile verloren gegangen sind, die sich nicht auf der Stelle ersezen lassen. In politischen Dingen ist nichts schwieriger, als zum zweiten Male anzufangen, weil für das Gelingen so viel von der öffentlichen Meinung abhängt; und ein besonnenerer Mann, wie Buonaparte, hätte ganz unstreitig dem Abenteuer entsagt, sich zum zweiten Male aus dem Umkreis in den Mittelpunkt zu stürzen, um Kaiser der Franzosen und Stifter einer neuen Dynastie zu werden.

verhindern, an der Spitze von 500,000 Mann, sey es von Frankreich nach Rußland, oder (was in sich eben so möglich ist) von Rußland nach Frankreich marschirt, kann mit der größten Sicherheit darauf rechnen, daß er nicht ans Ziel gelangen wird.

Hiernach also ist England der Leiter des Systems der Gegengewichte mit einer so entschiedenen Nothwendigkeit, daß dies System gar nicht existiren könnte, wenn England nicht der Leiter wäre.

In wiefern aber ist eben dieses England der **Universal-Monarch** von Europa?

Ehe wir diese Frage beantworten können, müssen wir uns in eine kurze Untersuchung über das Wesen der Universal-Monarchie einlassen, welches nur allzu allgemein verkannt wird; und um zu erfahren, was die Universal-Monarchie ist, müssen wir vor allen Dingen ausmitteln, was sie **nicht** ist.

Ist in Beziehung auf Europa die Rede von Universal-Monarchie: so denkt man dabei an ein Verschwinden aller National-Eigenthümlichkeit, hervorgebracht durch die überwiegende Macht einer einzelnen Nation, deren Interesse es mit sich bringt, sich alle übrigen zu assimiliren. Man untersucht nicht, in wiefern dies möglich ist, oder nicht; aber man setzt die Möglichkeit voraus, und indem man vorläufig den Untergang jener Mannichfaltigkeit bejammert, welche Europa in seinen Sitten, Gesetzen und Verfassungen darbietet, glaubt man die Wahrheit um so mehr auf seiner Seite zu haben, weil man diese Mannichfaltigkeit als die Hauptursache aller der Vorzüge betrachtet, welche Europa vor anderen

Welttheilen hat. Im Wesentlichen stützt man also die Universal-Monarchie auf den größeren Territorial-Besitz, ohne zu bedenken: daß hieraus zwar eine größere Monarchie, aber nie eine Universal-Monarchie hervorgehen kann; daß das alte Römer-Reich, trotz seines Umfanges, nie eine Universal-Monarchie genannt worden ist; daß Rußland und China (beide größer als Europa) nie diese Benennung erhalten haben; daß es endlich Reiche giebt, die, bei einem eben so großen Umfange, bloße Accessoria von europäischen Reichen sind. Hierin nun liegt der Hauptirrthum verborgen. Territorium und Universal-Monarchie haben nichts mit einander gemein; und die Päbste des Mittelalters waren deswegen nicht weniger die Universal-Monarchen von Europa, weil sie nur mit dem Kirchenstaate, d. h. mit einem kleinen Territorium, ausgestattet waren. Der körperliche Umfang eines Staats entscheidet, durch das Verhältniß desselben zur Bevölkerung, über die Monarchie, als eine Art der Verfassung, die zuletzt eine nothwendige Grundlage haben will; aber weder Umfang noch Bevölkerung entscheiden über die Universal-Monarchie. Und so wäre denn ausgemittelt, was die Universal-Monarchie **nicht** ist.

Muß nun angegeben werden, was sie ist: so läßt sich ihr Wesen nur dahin bestimmen, daß man sagt: sie sey diejenige Monarchie (oder Regierung schlechtweg), welche über die übrigen Monarchieen (oder Regierungen schlechtweg) eine impulsirende Kraft ausübt, d. h. sie in ihrem Thun oder Lassen bestimmt. Ich erkläre mich näher.

So wie es in jedem Staate von größerem Umfange

eine allgemeine Regierung giebt, welche über die besonderen Regierungen der Provinzen, Städte u. s. w. wacht: eben so kann es auch für einen ganzen Welttheil eine allgemeine Regierung geben, welche die Regierungen der einzelnen Staaten dieses Welttheils kontrollirt. Da nun, wo so etwas wirklich Statt findet, giebt es eine Universal-Monarchie, die an und für sich niemals eine andere Bestimmung haben kann, als die Individualität der ihr untergeordneten Regierungen zu beschützen, so, daß sie durch die Zerstörung derselben, und alles dessen was damit zusammenhängt, ihrer Bestimmung schnurstracks entgegen handeln würde. Der hergebrachte Begriff von Universal-Monarchie ist also grundfalsch; denn sie zerstört keine Art von Eigenthümlichkeit, sondern hält und trägt jede derselben mit eben der Sorgfalt, womit sie sich selbst bewahrt, und ist folglich diejenige Institution, wodurch verhindert wird, daß Staaten nicht in dem sogenannten Naturzustande leben, in welchem sie sich nothwendig bekämpfen und niemals zu irgend einer Ruhe gelangen. Diejenigen haben demnach ganz Unrecht, welche die Voraussetzung machen, daß Staaten, als solche, ganz allgemein in diesem sogenannten Naturzustande leben. In Europa wenigstens ist dies nicht der Fall; und daß es nicht der Fall ist, wird gerade durch das Daseyn der Universal-Monarchie bewirkt, welche die Staaten dieses Welttheils vor den Zerstörungen bewahrt, die aus der allzu starken Divergenz der Interessen hervorgehen würden. Vielleicht muß man die Kleinheit des von den europäischen Nationen bewohnten Welttheils als die Hauptursache dieser Erscheinung ansehen. Wie

dem aber auch seyn möge; so ist so viel gewiß, daß gerade wie jede Regierung die Erhaltung der Gesellschaft zu ihrem Zwecke machen muß, eben so der Zweck der Universal-Regierung die Erhaltung der Regierungen sey. Verkennt eine Universal-Monarchie diese ihre Bestimmung, und benutzt sie die ihr zu Gebot stehende Macht zu ihrem ausschließenden Vortheil: so ist dies eine Sache für sich, die mit dem Wesen der Universal-Monarchie in keiner Verbindung steht, und höchstens den Fehler der gerade bestehenden ausmacht.

So viel über das Wesen der Universal-Monarchie.

Soll nun bewiesen werden, daß England der Sitz der gegenwärtigen europäischen Universal-Monarchie sey: so ist nach allem, was bereits über das System der Gegengewichte oder Gegenkräfte bemerkt worden, der Beweis mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden.

Ist nämlich England der Leiter dieses Systems — und wer könnte daran wol zweifeln? — so ist es auch der europäische Universal-Monarch.

Diese Argumentation kann nur für Diejenigen auffallend seyn, welche sich das System der Gegenkräfte immer als ein Abwendungsmittel der europäischen Universal-Monarchie gedacht haben, während es in sich weiter nichts ist, als das Mittel, wodurch die Universal-Monarchie die allzu große Ausdehnung einzelner Reiche verhindert. System der Gegenkräfte und Universal-Monarchie bekämpfen sich nicht, sondern verhalten sich zu einander, wie Werkzeug und Kunst. Man erschrecke nur nicht vor dem bloßen Worte, und die Wahrheit ist bald gefunden.

Bei der Universal-Monarchie kommt es auf zweierlei an: nämlich erstlich auf die Hervorbringung derjenigen politischen Idee, bei welcher alle Staaten eines gegebenen Welttheils ihre Rechnung finden, d. h. eine Aussicht auf Fortdauer gewinnen; zweitens auf eine solche Handhabung dieser Idee, welche den Erwartungen entspricht. Was nun die Idee selbst betrifft: so ist sie, gegenwärtig, in dem allgemein angenommenen System der Gegengewichte oder Gegenkräfte gegeben; eine Idee, bei welcher sich alle Mächte wohl befinden, die einzige ausgenommen, an welcher sie praktisch geübt, oder erprobt wird. Die Handhabung dieser Idee anlangend, so kommt freilich sehr viel darauf an, ob sie mehr in dem Geiste des Wohlwollens und der Liebe, oder in dem der Feindseligkeit und der Selbstsucht geschieht.

Gewiß, auch die Universal-Monarchie kann in Despotismus ausarten, und sobald dies der Fall wird, pflegt man sich von ihr abzuwenden. Wer kennt das Schicksal, das die Päbste als Universal-Monarchen gehabt haben, nicht wenigstens im Großen? England würde die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht eben so sehr mißbrauchen, wie die Päbste die Idee Gott gemißbraucht haben, wenn es dieselbe nur zur Beschützung seiner privativen Seerechte und zur Centralisation des Handels benutzte, oder, mit anderen Worten, wenn es das System der Gegenkräfte nur anwendete, um die Nationen Europa's immer gegen einander und vom Meere ab zu wenden.

Dies nun ist der Punkt, auf welchen die Continen-

tal-Regierungen ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit richten müssen, wenn sie nicht die Opfer eines Systems werden wollen, von welchem mehrere bisher geglaubt haben mögen, es sey nur zu ihrer Beschützung vorhanden gewesen.

Dies ist — genau genommen — nicht der Fall gewesen; dies kann auch nicht der Fall werden, weil so, wie jede einzelne Regierung für das Geschäft, welches sie in der Gesellschaft und wesentlich für dieselbe verrichtet, remunerirt seyn will, eben so auch die allgemeine Regierung nach Entschädigung für den Antrieb trachtet, den sie dem Staaten-Vereine giebt. Alles kommt dabei auf den Grad von Mäßigung an, den man in die Sache bringt. In wie fern freilich England diese Mäßigung zeige: dies auszumitteln, ist nicht leicht. Läugnen läßt sich indeß nicht, daß England von der Leitung des Systems der Gegenkräfte in Europa sehr wesentliche Vortheile gezogen hat. Wo ist der Staat, der sich, seit einem Jahrhunderte, so vergrößert hätte, wie England? Man mache nicht geltend, daß es diese Vergrößerungen nur außer Europa gefunden habe; denn in einer höheren Ansicht der Dinge verschwindet der Unterschied zwischen Europa und den übrigen Welttheilen. Die Frage ist: ob es diese Vergrößerungen nicht der Leitung des Systems der Gegenkräfte verdankt, und wie viel Abbruch den übrigen europäischen Nationen dadurch geschieht?

Unstreitig übertreibt man die Bereitwilligkeit, England als eine Macht zu betrachten, die der Erhaltung des europäischen Staaten-Systemes die größten Opfer darbringet; diese Opfer sind immer nur scheinbar,

immer nur Capitalien, auf gute Zinsen angelegt; denn bei jedem Friedensschlusse hat sich noch immer gezeigt, daß England nicht den Kürzeren gezogen hat. Man kann England indeß große Vortheile gönnen, wofern es nur auf dem Wege seiner inneren Entwickelung nicht dahin gelangt, den Krieg in Europa zu seiner Erhaltung zu bedürfen, was in sich selbst keine Absurdität ist, da alle Handelsstaaten, nach und nach, dahin gelangt sind, den Krieg als zweites Element der Selbsterhaltung und Fortdauer betrachten zu müssen. Sollte es mit England so weit kommen, oder vielmehr, sollte dieser Punkt der Entwickelung in England bereits erreicht seyn durch ein zu weit getriebenes Anleihe-System, welches nur durch naturwidrige Mittel aufrecht erhalten werden kann: so würde Europa durch das System der Gegenkräfte sehr unglücklich werden; denn alsdann könnte es sich nur in unaufhörlichen Kriegen zerfleischen, die es zuletzt auf einen bejammernswürdigen Punkt von Schwäche führen würden. Europa würde in der That um so unglücklicher werden, weil in dem System der Gegenkräfte sich nichts schwerer ausmitteln läßt, als wer den Antrieb giebt, und wer ihn empfängt, wenn gleich im Allgemeinen entschieden ist, daß er nur, sey es direkt oder indirekt, von dem Leiter dieses Systems herrühren könne. Denn von eigentlichem Zwange oder Gewalt ist nie die Rede, selbst dann nicht, wenn diese auf eine unverkennbare Weise gebraucht sind; die Kunst besteht darin, solche Umstände herbeizuführen, denen auch die Abgeneigtesten nicht widerstehen können.

Wann und wie es jemals zu einer Opposition ge-

gen den Mißbrauch des Systems der Gegenkräfte von Seiten des Leiters derselben kommen werde: dies mag dahin gestellt bleiben. Indeß haben wir das Beispiel einer ähnlichen Opposition, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gegen die theokratische Universal-Monarchie ausbrach; und dieses Beispiel zeigt, daß man wegen der Zukunft von Europa außer Sorge seyn darf. Die Fortdauer seiner Getheiltheit in verschiedene Staaten hängt keinesweges von der Fortdauer seines gegenwärtigen Verhältnisses zu England ab; denn jene war vor diesem da, und ist allzu sehr in der physischen Beschaffenheit des von den Europäern bewohnten Welttheils gegründet, als daß ihr Verschwinden als leicht betrachtet werden könnte. So wie nun die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht sich darstellte, sobald jene andere Idee, welche die Päbste, als erste Administratoren Europa's handhabten, verbraucht und abgenutzt war: eben so wird, wenn über kurz oder lang dasselbe Schicksal das System der Gegenkräfte treffen sollte, eine neue Idee, welche die Grundlage der europäischen Universal-Regierung abgeben kann, nicht ausbleiben. Selbst wenn man bescheiden genug ist, sie nicht errathen zu wollen, kann und darf man behaupten: „daß irgend ein gemeinschaftliches Band Europa umschlingen werde, um (worauf es dabei lediglich ankommt) die Staaten dieses Erdtheils in irgend einer Absonderung zu erhalten, sollte es auch nicht gerade die seyn, welche wir gegenwärtig kennen.“ Es könnte aber wohl eine Zeit kommen, wo unsere Nachkommen auf das System der Gegenkräfte ungefähr eben so zurückblicken, wie

wir gegenwärtig auf die Erscheinungen des Mittelalters. Auf jeden Fall ist die Vereinigung des See-Rechts mit dem Land-Rechte das einzige Mittel, um zu einem vollständigen Völker-Rechte zu gelangen; und dieser Gedanke ist von einer solchen Beschaffenheit, daß man ihm zwar für einen Augenblick entsagen, aber nicht für immer darauf Verzicht leisten kann.

Bruchstücke aus einem historisch-medizinischen Berichte über die Armeen, welche 1813 bis 14 an der Niederelbe gefochten haben.

I.

Den 12 März 1813 verließ der französische General Carra de St. Cyr das rechte Elbufer an der Spitze von 2000 Mann, theils aus Furcht vor einer Wiederholung des am 20 Febr. zu Hamburg entstandenen Volksaufstandes, theils wegen der Annäherung des damals Obersten von Tettenborn.

Der Vice-König von Italien, welchem Napoleon den Oberbefehl über alle jenseits der Elbe befindlichen, die Vorhut der großen Armee ausmachenden, Truppen übertragen hatte, ertheilte nach einem Monat (16 April) dem Marschall Davoust, Prinzen von Eckmühl, den Oberbefehl über die 32ste Militär-Division, d. h. über die drei hanseatischen Departements, welche ihn schon in einer früheren Periode, als einen harten und unerbittlich-strengen Mann kennen gelernt hatten. Unterdeß war Hamburg von den Truppen unter Tettenborn besetzt worden, und eine hanseatische Legion, unterstützt von England, hatte sich zu bilden angefangen.

Den 11 Mai, also innerhalb des Zeitraums, welcher zwischen den Schlachten bei Groß-Görschen und bei Bauzen verfloß, gab Napoleon dem Marschall Da-

voust den Befehl, Hamburg mit den Truppen des ersten Armee-Corps und der 32sten Militär-Division zu besetzen, und der Stadt eine Contribution von 48 Millionen Franken aufzulegen. Doch die anbefohlne Wiederbesitznahme verzögerte sich auf der einen Seite durch den Widerstand, welchen die Hamburger in ihrer Verbindung mit Tettenborn leisteten, auf der andern durch die Politik des dänischen Hofes, welcher der französischen Allianz nur gegen große Vortheile entsagen wollte, während die Dänen selbst die größte Bereitwilligkeit hatten, sich an die Befreier Europa's anzuschließen. Als endlich der dänische Gesandte unverrichteter Sache von London zurückkam, verließen die dänischen Truppen, welche sich für einen Augenblick an die hanseatische Legion angeschlossen hatten, Hamburg auf der Stelle. Schwedische traten an ihren Platz; doch nur für einen Augenblick, indem der General von Döbbeln, der sich zur Unterstützung der Hamburger bereden ließ, von dem Kronprinzen Johann zurückberufen, und für seine Uebereilung sogar bestraft wurde. Vielleicht bedurfte es nur eines kurzen Widerstandes, um Hamburg und das nördliche Deutschland vor dem Unglück zu bewahren, das sich in der Folge so zerstörend über beide ergoß. Doch die Hanseaten waren des Widerstandes um so unfähiger, als Dänemark sich aufs Neue für Frankreich erklärt hatte; und den 31 Mai zog Davoust unter dem Schutze der dänischen Truppen in Hamburg ein, und blieb daselbst, weil Napoleon die Feinheit hatte, in dem am 4 Juni zu Neumark in Schlesien abgeschlossenen Waffenstillstands-Vertrage zu stipuliren, daß an der Niederelbe die Verhältnisse so bleiben

sollten, wie sie in der Nacht vom 8 Juni um 12 Uhr seyn würden. Unstreitig war er um die Zeit, wo der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, von den Vorgängen an der Niederelbe schon auf das Vollständigste unterrichtet. Vermöge der List, welche er hier anwendete, blieb Hamburg vom 1 Juni an von französischen Truppen besetzt; und indem Lübeck, eingeschreckt durch den Ausgang der Schlachten bei Groß-Görschen und bei Bautzen, sich aufs Neue dem Sieger unterwarf, von welchem es sich so eben losgerissen hatte, wurde das, was man in diesen Zeiten die Integrität des französischen Reichs nannte, noch einmal gerettet, und das ganze Herzogthum Lauenburg, nebst den angrenzenden Landstrichen, mit französischen Truppen besetzt. Die Hanseaten schlossen sich an die Schweden an, deren Kronprinz der Retter Deutschlands zu werden versprach.

Den Oberbefehl über das 1ste Armee-Corps erhielt bald darauf General Vandamme, der, nachdem er sich zu Bremen durch seine Grausamkeit ausgezeichnet hatte, die Elbe herauf nach dem Dessauischen ging, wo er bis gegen den Ablauf des Waffenstillstandes verweilte. Bekanntlich wandte er sich mit seinem Armee-Corps nach Dresden, und von da, um nach Böhmen vorzudringen, nach Königstein; doch ohne Erfolg, weil er in eben dem Augenblick, wo er über die Russen, unter dem General Ostermann, obzusiegen gedachte, geschlagen und gänzlich vernichtet wurde: eine Folge der Vorgänge bei Dresden, die durch seinen Marsch nach Böhmen zur Entscheidung gebracht werden sollten.

Davoust blieb unterdeß an der Spitze der Truppen

von der 32sten Militär-Division. Er hatte den Auftrag, das 13te Armee-Corps (das seinige) zu organisiren. Zu diesem Endzweck wurden ihm Truppen aller Art zugesendet: Cohorten, Neu-Conscribirte, Ueberreste von Regimentern, die in Spanien vernichtet waren, eine Anzahl von Offizieren. Er verstärkte diese durch Anwerbung von Ausreißern, durch Kriegsgefangne, durch Mauthsoldaten, sogar durch Beamte der untersten Klasse, und brachte auf diese Weise eine Armee zusammen, deren innerer Werth unstreitig nicht sehr groß, deren Zahl aber desto bedeutender war. Rechnet man nämlich alles zusammen, was, von dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten an, zu dieser Armee gehörte: so ergiebt sich ein Total von 52,736 Mann *).

Diese Armee war freilich in keinem Augenblick vereinigt und gleichzeitig in Thätigkeit; aber Davoust hatte auch den Oberbefehl über die dänische Hülfsmacht, welche, Anfangs 13,000 stark, nach und nach auf 20,000 Mann gebracht wurde. Sein Heer war also stark genug, den ganzen Norden von Deutschland zu überschwemmen; und daß

*) Von diesen wurden, nach der Uebergabe von Hamburg an die Russen, 24,478 Mann nach Frankreich mit 90 Stück Geschütz zurückgesendet. Schon vor der Uebergabe wurden, in Gemäßheit der Pariser Convention, 790 Holländer und 365 Polen entlassen. In den Hospitälern von Naumburg blieben, mit Einschluß der Wiedergenesenen, Krankenwärter u. s. w. 5000. Zehntausend wurden in Hamburg begraben, und 1500 vor der völligen Räumung auf Schiffen nach Frankreich gesendet. Das Wallmodensche Corps machte bis zum 1 Dec. 5000, das Benningsche Corps 4600 zu Gefangenen. Vierhundert gingen zu den Verbündeten über.

daß dies nicht geschehen ist, gehört zu den räthselhaftesten Erscheinungen der letzten Jahre. Das Corps des Grafen Wallmoden war beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten nicht über 8000 Mann stark, und bestand aus Individuen der allerverschiedensten Nationen und Völkerstämme, als da sind: Russen, Schweden, Preußen, Engländer, Schottländer, Hannoveraner, Mecklenburger, Anhalter und Hanseaten. Wie leicht war es, diese Schaar über den Haufen zu werfen und nach allen Richtungen hin vorzudringen! Gleichwohl hielt sich Davoust in den bestimmtesten Schranken, sey es, weil die Befehle des französischen Kaisers dies erheischten, sey es, weil er durch seine eigene Furcht gezügelt wurde; denn nichts ängstigte ihn so sehr, als der Gedanke, den Krieg in dem Lichte einer National-Angelegenheit betrachten zu müssen. Er eröffnete seinen Feldzug mit einem Angriff auf die Freiwilligen unter Lützow, welche bei Lauenburg einige Schanzen vertheidigten. So gering ihre Anzahl war: so widerstanden sie doch mit einem herrlichen Muthe; und als sie sich den 18 Aug. mit Uebermacht angegriffen sahen, zogen sie sich zwar zurück, jedoch ohne einen wesentlichen Verlust, indem es den beiden Bataillonen, welche sie erdrücken sollten, nicht einmal gelang, eine Kanone zu erobern. Unstreitig hatte der Kronprinz von Schweden mit richtiger Beurtheilung des Marschalls Davoust den ebengenannten Freiwilligen die Niederelbe zum Kriegsschauplatz angewiesen; denn, obwohl er sie für sich selbst hätte benutzen können: so schickte er sie doch gegen Davoust, weil er wußte, wie sehr dieser Mar-

schall durch alles beunruhigt wurde, was aus dem hergebrachten Geleise wich.

Nach der Verdrängung der Lützower aus ihren Verschanzungen bei Lauenburg, ging Davoust bei Boizenburg und Vellahn an den daselbst unter dem General Grafen von Wallmoden versammelten 7000 Mann vorüber, ohne sie ernsthaft anzugreifen; und bezog hierauf ein festes Lager zwischen den Seen bei Schwerin, in welchem er stehen blieb, bis seine Kundschafter ihm die Nachricht brachten, daß in Perleberg und Havelberg 900 Wagen versammelt wären, unstreitig zum Transport der Armee des Kronprinzen von Schweden, welche gegen ihn im Anzuge sey. Wirklich war eine solche Versammlung befohlen worden, aber nicht zu dem angegebenen Zwecke, sondern um die französischen Generale an der Oberelbe irre zu führen. Es geschah nämlich um die Zeit der Schlacht bei Dennewitz, und die wahre Absicht des Kronprinzen von Schweden konnte keine andere seyn, als den Herzog von Reggio, oder den an seiner Stelle kommandirenden General, zu einem zweiten Versuch gegen Berlin zu verleiten, nachdem durch die Niederlagen an der Katzbach und bei Culm der Muth der französischen Truppen bereits mächtig erschüttert war, und etwas Außerordentliches geschehen mußte, um denselben wieder aufzurichten. Davoust, welcher dies nicht beurtheilen konnte, und nichts so sehr fürchtete, als einen Angriff von der Ueberzahl, zog sich sogleich aus seinem Lager bei den Schweriner Seen mit seiner ganzen Ar-

mee von Franzosen und Dänen hinter die in lauter Morästen fließende Stecknitz, und verschanzte sich daselbst zum Ueberfluß; denn da die Stecknitz auf keine Weise zu passiren war, so fehlte es ihm nicht an Sicherheit. —

In dieser Stellung behauptete er sich mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß man ihm den Spottnamen des Eremiten im Ratzeburger See gab. Es wäre gar nicht unmöglich gewesen, nach Stralsund vorzugehen und den Verbündeten die Waffen und Munitionstransporte abzuschneiden, welche sie aus England erhielten; es wäre eben so wenig unmöglich gewesen, im Rücken des Kronprinzen von Schweden eine Diversion zu machen, welche den um Dresden versammelten Franzosen Erleichterung gegeben hätte: allein Davoust wich nicht von der Stelle, weil er seinem Glück mißtraute; und als die Freiwilligen im Wallmodenschen Corps anfingen, das französische Reich auf dem linken Elbufer zu beunruhigen, und Davoust den General Pecheux gegen sie absendete, hatte er die Kränkung, diesen General geschlagen zurückkommen zu sehen. Unmittelbar darauf kommandirte der französische Marschall in eigener Person gegen den preußischen Major von Petersdorf, und fand sich in allen seinen Bewegungen von den Lützowern und der hanseatischen Reiterei gehemmt; so sehr hatte sich Alles in diesem Kriege umgekehrt. Graf Wallmoden, seit mehr als 20 Jahren gewohnt, an der Spitze der leichten Reiterei zu operiren, zeigte die Besonnenheit und Kälte eines Heerführers, indem er durch die unter seinen Befehlen

stehenden Generale Tettenborn, Dörenberg, Ahrenschildt und Vegesak die Armee des Marschalls Davoust aufhielt, bis alle günstige Zeitpunkte für dieselbe dahin waren, und sie sich, ohne es geahnet zu haben, vereinzelt und umringt fand.

Dies geschah nach der Schlacht bei Leipzig, sobald der Kronprinz von Schweden bis nach Hannover vorgegangen war, und sich von dort aus unerwartet nach der Niederelbe gewendet hatte, um den Krieg mit Dänemark zur Entscheidung zu bringen. Kaum von der Ankunft des Kronprinzen unterrichtet, zog sich Davoust auf das rechte Elbufer zurück, um Hamburg, es koste was es wolle, zu beschützen. Der Kronprinz, welcher, als französischer General, gelernt hatte, die Unterhandlung neben dem Kriege zu benutzen, glaubte, den Marschall Davoust zu einem Rückzug nach Frankreich unter gewissen Bedingungen bewegen zu können. Zu diesem Endzweck schickte er einen gewissen Carl Sieveking an den Marschall ab. Da sich aber Sieveking nicht getraute, in dem Hauptquartier des Marschalls zu erscheinen, aus Furcht, von ihm gemißhandelt zu werden: so wurde, unter der Vermittelung eines Altonaer Bankiers, der General-Einnehmer Meyer, welcher das Vertrauen Davoust's besaß, zur Uebernahme dieser schwierigen Unterhandlung bewogen. Die Idee des Kronprinzen war, dem französischen Marschall einen ehrenvollen Abzug zu bewilligen, und zwar so, daß er, ohne irgend eine Verbindlichkeit in Hinsicht der Verbündeten zu übernehmen,

über Holland nach Frankreich zurückgehen sollte. Dabei erhielt der Unterhändler die Erlaubniß, dem Marschall auf der einen Seite das Schicksal des Marschalls St. Cyr in Dresden, auf der anderen Seite die Abneigung Sr. königlichen Hoheit vor jeder Vergießung französischen Bluts, zuletzt sogar die Vortheile darzustellen, welche aus einem solchen Uebereinkommen für Frankreich entstehen würden. Diese waren allerdings von einer so großen Bedeutung, daß man glauben muß, der Kronprinz von Schweden würde minder freigebig gewesen seyn, wenn er die Lage der Verbündeten in dem Augenblick der Unterhandlung gekannt hätte, vorzüglich ihre Lage in Holland, durch welches Davoust nicht ziehen konnte, ohne den Begebenheiten eine ganz andere Richtung zu geben. Den 19 Nov. kam Meyer in dem Hauptquartier des Marschalls Davoust an, den er besser gelaunt fand, als er es erwartet hatte. Es hielt daher nicht schwer, dem Marschall die Capitulation vorzuschlagen, welche der Kronprinz zu Stande zu bringen wünschte. Doch Davoust, ohne sich gegen das Mißliche seiner Lage zu verblenden, ja selbst ohne an die Fortdauer des Bündnisses mit Dänemark zu glauben, verwarf alle ihm gemachten Vorschläge mit einer Entschlossenheit, welche der von ihm hinzugefügten Versicherung, daß er sich unter den Trümmern von Hamburg begraben wolle, unbedingten Glauben verschaffte.

Als Carl Johann die Gewißheit hatte, daß er auf dem Wege der Unterhandlung nichts ausrichten werde,

ging er über die Elbe, trennte den Marschall Davoust von den Dänen, und ging zunächst auf Lübeck los. Die Dänen verließen diese Stadt vertragmäßig, und von dem Grafen von Wallmoden und dem Kronprinzen zugleich verfolgt, hatten sie, nachdem ein Drittel ihrer Armee theils an Krankheiten gestorben, theils gefangen genommen und zerstreut war, die größte Mühe, in das nicht hinlänglich verproviantirte Rendsburg zu kommen. Ein schleuniger Friede war die Folge dieser Ereignisse.

Von den Dänen geschieden, und auf die Vertheidigung von Hamburg und Harburg beschränkt, verlor der Marschall Davoust keinen Augenblick, die prächtigen Umgebungen Hamburgs zu zerstören, sämmtliche Dörfer im Umkreise dieser Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und mit grausamer Energie alles anzuwenden, was dazu beitragen konnte, die Befestigung Hamburgs zu vollenden, und seine Armee vor künftigem Mangel zu sichern. Welchen mächtigen Vorschub er durch diese, Anfangs freiwillige Einkerkerung einer der schönsten und dem Kaiser Napoleon ergebensten Armeen der allgemeinen Sache leistete, und welches Elend dagegen er über die Hamburger und ihre Nachbarn brachte, das hat der Lauf der Begebenheiten gezeigt. Merkwürdig war es, daß die letzten Waffenthaten des Krieges, der um die Freiheit Europa's geführt wurde, unter der Leitung eines Generals geschehen mußten, der bei Pultusk, Eilau, Heilsberg, Tarutino und Leipzig die frühesten und — man kann es mit Wahrheit sagen — die stärksten Im-

pulse zu den Niederlagen der französischen Armee gegeben hatte. Wir bezeichnen hier den General Bennigsen, dem die Einschließung und Eroberung Hamburgs übertragen war, und der an der Niederelbe zu einer Zeit erschien, wo der Kronprinz von Schweden, mit den Dänen beschäftigt, einen Frieden zu Stande zu bringen strebte, welcher die ganze skandinavische Halbinsel unter dem Zepter der Gustave vereinigen sollte. Nie waren zwei Generale sich in Grundsätzen und Gesinnungen so ungleich, als Davoust und Bennigsen. Wie jener mitten unter den wüthigsten Zerstörungen die Erhaltung eines Fantoms suchte — wir meinen die Integrität des französischen Reichs innerhalb solcher Gränzen, welche aller Nationalität Hohn sprachen: so enthielt dieser sich selbst der erlaubten Zerstörungen, um die Uebel des Krieges nicht zu vermehren, wobei er standhaft darauf rechnete, daß Hamburgs Schicksal nicht an dem Ausfluß der Elbe, wohl aber an den Ufern der Seine entschieden werden würde. Und wie es für Davoust ein Gegenstand der Prahlerei war, zu sagen, er kenne keine andere Religion, als die dem Kaiser Napoleon zu dienen: so ehrte Bennigsen, nach dem Muster seines Kaisers, in der Menschheit ein Ideal, das nur zum Wohlthun auffordern kann. Hierdurch wurden zwar die Leiden der Hamburger verlängert, welche gewissermaßen die Märtyrer des Continental-Systems wurden; allein vielleicht war dies sehr nothwendig, wenn die Entscheidung des großen Prozesses schneller erfolgen sollte. Die Leiden der Hamburger, während der Einschließung ihrer Stadt

durch die russischen Truppen, sind von anderen Federn geschildert worden, und eine solche Schilderung soll hier nicht wiederholt werden. Dagegen sey es erlaubt, über die Natur der Krankheiten zu reden, welche in den letzten Jahren so viele hinrafften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Kraft und Gegenkraft, Wirkung und Gegenwirkung, dies ist die allgemeine Quelle, aus welcher alle Erscheinungen sowohl der physischen als der moralischen Welt hergeleitet werden müssen; dies das allgemeine Naturgesetz, von welchem wir uns nicht lossagen können, wir mögen es anfangen, wie wir wollen. Was folgt daraus? Dies, daß wir uns ihm willig unterwerfen sollten. Allein so eifersüchtig ist der Mensch auf seine Freiheit, daß er alles haßt, was diese beschränken will. So lange er die Nothwendigkeit der Gegenkraft noch nicht begriffen hat, arbeitet er nur auf ihre Vernichtung hin, selten erwägend, daß er gerade dadurch ihr Leben vermehrt; und so geschieht es, daß Aergerniß kommen muß, damit des Menschen Sohn erhöhet, d. h. damit eine große Idee ins Leben gerufen werde.

Luther und Zwingli erklärten sich gleichzeitig gegen die Indulgenzen, wodurch die Päbste ihre Kasse zu

füllen pflegten. Wie entscheidend auch dieser Schritt dadurch werden mochte, daß ein sehr großer Theil der europäischen Menschheit ein lebhaftes Interesse hatte, sein Geld nicht länger für baare Täuschungen hinzugeben: so behandelte doch Leo der Zehnte seine Gegner Anfangs mit einer Gleichgültigkeit, als ob seine Sache durch nichts zu erschüttern wäre. Unstreitig berechnete sich dieser Pabst nicht, was durch Verfassungen möglich wurde, wie die von Deutschland und von der Schweiz waren. Wie dem auch seyn mochte: er kam zur Besinnung, sobald er des Ausfalls inne wurde, den er in seiner Einnahme litt. Durch eine auf Luthern geschleuderte Bannbulle hoffte er ein begangenes Versehen wieder gut zu machen. Doch die Empörung gegen die päbstliche Autorität war bereits so allgemein geworden, daß Luther, emporgetragen von der öffentlichen Meinung, es wagen durfte, die Bulle des Pabstes nebst dem ganzen kanonischen Rechte in Gegenwart von einer Menge von Doctoren und Studenten, welche er zu dieser Feierlichkeit eingeladen hatte, auf dem Markte zu verbrennen. Von jetzt war die Axt an die Wurzel gelegt; es galt Entscheidung. Luthers kühner Schritt, sehr bald durch ganz Europa vernommen, setzte zwar in Erstaunen; da aber beinahe alle Nationen, von längerer Zeit her, auf die Abschüttelung eines lästigen Joches vorbereitet waren: so ging das Erstaunen nur allzu leicht in Schaam über, und nach kurzer Zeit fand man unbegreiflich, wie man die Wahrheit jener Lehre, welche die Mönchsgelübde, das Primat des Pabstes und die kirchliche Hierarchie nebst manchen Glaubenslehren bekämpfte, nicht längst empfun=

den hätte. Es ging damit, wie mit dem Ei des Columbus.

Wie frischer Lebensathem ging der Protestantismus gegen die theokratische Universal-Monarchie durch die europäische Welt, als er ganz unerwartet seinen Gegner in einem Orden fand, der das Problem lösen wollte, Etwas rückgängig zu machen, das, durch mehrere Jahrhunderte vorbereitet, als der Ausdruck des Culturgrades betrachtet werden mußte. Dies war der Jesuiten-Orden. Ein Mönch hatte das Zeichen zum Abfalle von dem Pabste gegeben; ein spanischer Edelmann faßte den kühnen Gedanken, die Einheit des Hirten und der Heerde zurückzuführen. Ignaz Loyola, in der Provinz Guipuscoa geboren, am Hofe Ferdinands des Fünften erzogen, bei der Vertheidigung von Pamplona am Fuße verwundet, erhitzt während einer langwierigen Cur seine Einbildungskraft durch die Lebensgeschichte der Heiligen, faßt den Entschluß, selbst ein Heiliger zu werden, macht sich vorläufig zum Ritter der h. Jungfrau, irrt, sobald er genesen ist, in Spanien wie ein Wahnsinniger umher, geht dann, um Heiden zu bekehren, nach Palästina, wird von unerwarteten Hindernissen nach seinem Vaterlande zurückgeschleudert, bekommt Händel mit der Inquisition, begiebt sich nach Paris, um in seinen Studien das Versäumte nachzuholen, und wird hier der Stifter des Ordens von der Gesellschaft Jesu, indem er Freunde findet, die seinen Enthusiasmus zugleich theilen und mäßigen. Er stellt sich hierauf dem Pabste vor, der, von den neuen Ideen zur Rettung der theokratischen Universal-Monarchie bezaubert, treuherzig ausruft: „Hier ist

Gottes Finger!" Ich sage treuherzig; denn Paul der Dritte glaubte offenbar, Gott sey nur um seinetwillen da.

Sämmtliche Mönchsorden hatten um die Zeit, wo dies geschah, als Stützen der Theokratie, ihren Werth verloren. Ihr allgemeiner Charakter war die Contemplation. Mit diesem aber paßten sie nicht länger für eine Welt, welche, aufgeregt in allen ihren Theilen, lieber handeln als beschauen wollte; für eine Welt, mit welcher es dahin gekommen war, daß sich das ora ganz von selbst hinter das labora stellte. Der neue Orden mußte eben deswegen der Contemplation entsagen, und einen Charakter annehmen, durch welchen er, so viel als immer möglich, den Gegensatz von allen Mönchsorden bildete, ohne gleichwohl auf die Vortheile zu verzichten, welche der individuellen Kraft aus der Association zufließen. Allgemeine Verbreitung in der Gesellschaft bei möglich-größter Sammlung als Orden: dies ward die Hauptformel für seinen Organismus, der vielleicht der vollkommenste war, den je ein Orden gehabt hat. Als Orden selbst war er ein Sammelplatz für jede Art des Talents; und indem er zugleich das Lehramt, das Predigtamt und den Beichtstuhl umfaßte, geschah dies in der bestimmten Absicht, sich alle Geister unterzuordnen, und so seine Bestimmung (die Feststellung der päbstlichen Autorität gegen alle feindliche Angriffe) mit einer Art von Nothwendigkeit zu erfüllen.

Mit ungemeiner Schnelligkeit verbreitete sich der neue Orden in allen Staaten Europa's, die nordischen allein ausgenommen. Von dem Pabste und von dem

Hause Oesterreich gleich sehr begünstigt, trieb er Wurzeln selbst da, wo man sich ungern mit ihm befaßte; wie dies in Frankreich der Fall war, wo die gallikanische Kirche sich nicht mit Unrecht von ihm bedroht glaubte. Bewundernswürdig waren die Talente, die er gleich Anfangs entwickelte; und die Achtung, welche er einflößte, wurde nicht wenig vermehrt durch die Verdienste, welche er sich um die Ausbildung der Jugend erwarb. Selbst vornehme Personen ließen sich in ihn aufnehmen, oder thaten sonst was in ihren Kräften stand, sein Interesse zu fördern, durch nichts so sehr gereizt, als durch die kalte Zurückhaltung, womit der Orden in allen seinen Unternehmungen zu Werke ging. Nie kämpfte er von Stirn zu Stirn; durch diese Art des Angriffs und der Vertheidigung würden die Gemüther nur noch mehr erhitzt worden seyn, was gar nicht seinem Vortheil entsprach. Seine Waffen, lange eben so unsichtbar wie seine Absichten, waren es vorzüglich für Diejenigen, die sich aus reiner Liebe zur Wahrheit in den Protestantismus geworfen hatten, d. h. ohne zu fragen, in welchem Verhältnisse der Katholicismus zu dem Pabstthum stehe, und wie viel von der Fortdauer des letzteren für die Welt abhange.

Einem solchen Gegner gegenüber schien die Sache des Protestantismus verloren zu seyn. Dennoch wurde sie gerettet, nicht etwa durch künstliche Mittel, sondern durch den Umstand, daß sie in dem Geiste des Jahrhunderts gegründet war. Vergeblich bildet man sich ein, eine gegebene Entwickelung dadurch beherrschen zu können, daß man sie theilt; dies kann immer nur damit

endigen, daß man in ihr untergeht. Als Gegner des Protestantismus verschmäheten die Jesuiten bald selbst die grausamsten Mittel nicht, um zu ihrem Endzweck zu gelangen; vergeblich, weil sie etwas wollten, was dem Genius einer Welt widerstrebte, welche immer mehr empfand, daß das Kirchenthum über seine natürlichen Schranken hinausgegangen war und im Geistlichen nur das Weltliche vertheidigte. Was man auch von dem Werthe bloßer Ideen im Allgemeinen halten mag: so wird man zuletzt doch immer die Entdeckung machen, daß die gemeinnützigere und edlere sich durcharbeitet durch alle die Hindernisse, welche der Eigennutz ihr entgegenstellt. Wäre Luther nicht von dem Gedanken ausgegangen, die Religion in das Kirchenthum zurückzuführen, und hätten nicht alle seine Anhänger diesen Gedanken festgehalten, selbst ohne den Unterschied der Religion vom Kirchenthum zu fassen: so würde die Reformation das vergänglichste Werk von der Welt gewesen seyn. Und hätte Loyola einen anderen Zweck gehabt, als den Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum aufs Neue zu beseitigen und in den Hintergrund zu stellen, um die Herrschaft des Pabstes zu verewigen: so würde sich alles unter seine Fahne gestellt haben. Beide betrachteten das Christenthum aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten; Luther mehr aus dem eines Metaphysikers, den es um Wahrheit zu thun ist, Loyola mehr aus dem eines Politikers, der die erhabensten Lehren zu etwas Besonderem benutzen will. Der Unterschied zwischen beiden Männern würde noch mehr ins Auge springen, wenn man sich die Mühe geben wollte, den Unterschied des

Cultus der alten von dem der neuen Welt nachzuweisen.

So viel vorläufig über einen Orden, der zwei Jahrhunderte hindurch die größten Wirkungen hervorbrachte, ohne dadurch noch etwas mehr leisten zu können, als — die Feststellung des Protestantismus.

Zwei Tendenzen gingen durch das sechzehnte Jahrhundert, und hielten in mannichfaltiger Durchkreuzung bis nach der Mitte des 17ten vor. Die eine war die kirchliche, die andere die politische. Europa, unfähig ohne Universal-Monarchie zu existiren, sofern unter Universal-Monarchie nichts anderes verstanden werden kann, als jene allgemeine Regierung, welche die verschiedenen Staaten dieses Erdtheils in Einheit und Harmonie erhält — Europa konnte nicht eher zu irgend einer Ruhe gelangen, als bis die theokratische Universal-Monarchie durch eine andere ersetzt war. Man darf also den so eben bezeichneten Zeitraum als denjenigen betrachten, in welchem die neue Universal-Monarchie gesucht worden sey.

Nichts aber that der alten so viel Vorschub, als die Nothwendigkeit, worin sich das Haus Oesterreich in Spanien und in Deutschland befand, für die mannichfaltigen und in sich selbst so verschiedenen Staaten, die seinem Zepter untergeben waren, ein gemeinschaftliches Band zu erhalten. Da in diesen Staaten an keine Einheit der Verfassungen, Gesetze und Sitten zu denken war: so wollten die Regenten jenes Hauses wenigstens

die Einheit des Kirchenthumes retten. Hieraus nun erklären sich manche Erscheinungen, welche sonst unerklärbar bleiben würden. Bei aller Achtung, welche Carl der Fünfte für den Katholicismus hegte, wurde Rom unter Clemens dem Siebenten geplündert; und obgleich Philipp II Scheiterhaufen über Scheiterhaufen in den Niederlanden bauen ließ, um den Protestantismus zu vertilgen: so gestattete er doch, daß Rom von dem Herzoge von Alba besetzt und Paul dem Vierten viel Gewalt angethan wurde. Nicht blinde Unterwerfung unter den Willen der Päbste war es, was das Verfahren dieser Monarchen bestimmte, wohl aber die Vorstellung, welche sie von ihrem eigenen Vortheil in der Lage hatten, worin sie sich einmal befanden. Wie eine gute Verfassung es mit sich bringt, daß das Kirchenthum nichts weiter sey, als eine Institution nicht zur Beherrschung, wohl aber zur Durchdringung des politischen Systems: dies war ein Gedanke, der, im sechzehnten Jahrhunderte, die Köpfe um so weniger beschäftigte, je schlechter man begriffen hatte, daß die Autorität der Päbste nur so lange vorhalten konnte, als sie im Stande waren, den Antrieb zu außer-europäischen Kriegen zu geben, und daß die Opposition gegen die Fortdauer dieser Autorität nichts weiter sey, als die Einleitung zu einer neuen Universal-Monarchie. Weil aber auch die Regenten des Hauses Oesterreich über diesen Punkt im Irrthume waren: so konnten sie sich sogar einbilden, es sey an ihnen, den allgemeinen Antrieb für Europa zu geben: eine Einbildung, welche um so ungegründeter war, da zu dem Wesen der Universal-Monarchie unter andern auch das

gehört, daß sie den allzu großen Umfang der Reiche hintertreibt, und eine bloße Territorial-Macht (wie die des Hauses Oesterreich war) für gar keine hält. Dies ist das, was man zu allen Zeiten verkannt hat; zugleich aber vielleicht auch das, was der wahren Universal-Monarchie Daseyn giebt und erhält. Man will sie nicht; und doch kann man ihrer nicht entbehren. So lange die Päbste die Universal-Monarchen von Europa waren, betrachtete Niemand sie in diesem Lichte; und als ihre große Rolle ausgespielt war, und eine neue Universal-Monarchie an die Stelle der theokratischen trat, verblendete man sich auch gegen diese, niemals erwägend, daß das, wogegen man unter der Benennung von Universal-Monarchie ankämpft — ich meine den größeren Territorial-Umfang des einen oder des anderen Reichs — immer nur dann zum Vorschein tritt, wenn die Wirksamkeit der wahren Universal-Monarchie nachläßt.

Die Verlegenheit, worin sich die deutschen Fürsten während des sechzehnten und eines großen Theils des siebzehnten Jahrhunderts befanden, gehen vielleicht über alle Beschreibung hinaus. Deutschland, getheilt in seinem Cultus, war nicht weniger getheilt in seinen Gemüthern, die, eben weil das Kirchenthum zu einer Sache des Gewissens geworden war, nur feindlich einander gegenüber stehen konnten. Der größte Theil der weltlichen Fürsten hatte sich für die Reformation erklärt. Nur der Kaiser, die geistlichen Kurfürsten, und einige wenige dem kaiserlichen Hause sehr nahe verwandte Fürstenhäuser waren dem alten Cultus getreu geblieben. Die Lage der geistlichen Kurfürsten war durch das nähere Verhältniß

zu dem Pabste eine ganz eigenthümliche geworden, die sich mit keiner Sicherheit vertrug. „Wir sitzen, sagte der Kurfürst Gebhard von Cöln im Jahre 1562 zu dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Helfenstein, wir sitzen zwischen zwei Wassern, von welchen das eine warm, das andere kalt ist; greifen wir in das warme, so verbrennen wir uns; bei dem kalten aber laufen wir Gefahr zu erfrieren." Er wollte sagen: „zeigen wir uns als deutsche Patrioten: so ziehen wir uns den Unwillen des römischen Hofes zu; und wollen wir nach den Grundsätzen dieses Hofes handeln: so bringen wir die Nation gegen uns auf, und laufen sogar Gefahr, in den Strudel der Reformation gezogen zu werden." Wie groß die Antipathieen aber auch in Deutschland seyn mochten: so gab das Bedürfniß der Einheit doch noch den Ausschlag. Alle Fürsten fühlten nämlich, daß sie durch eine Trennung vom Kaiser ihre Existenz aufs Spiel setzten, vorzüglich fürchteten dies die kleineren; und so geschah es, daß sie, als es eine Anerkennung Ferdinands des Ersten als Kaisers galt, sich darüber vereinigten: „daß keiner von ihnen den anderen wegen der Religion auf künftigen Wahl- und Krönungstagen, oder auch sonst, ausschließen und unfähig achten, oder daß sie sonst keinen Unwillen gegen einander hegen, sondern sich vielmehr alles Guten für einander befleißigen wollten." Einem solchen Vorsatz zufolge, hätte es nie zu einem dreißigjährigen Kriege kommen sollen; und doch war dieser, wie wir weiter unten sehen werden, unvermeidlich bei der Entgegengesetztheit der sogenannten Religionspartheien.

In einem großen, das gesammte Europa umfassenden Sinne wurde im sechzehnten Jahrhunderte nichts gedacht: ein sehr glücklicher Umstand für die Päbste, welche eben deswegen alle ihre Ansprüche festhielten, und von Zeit zu Zeit gegen die Fürsten noch mit einer Keckheit auftraten, deren man sie nicht fähig gehalten hätte. Es scheint, als habe sich der menschliche Geist nicht sogleich von dem Kirchlichen loswinden können, um das Politische abgesondert zu erfassen und zu bearbeiten. Hierüber folgende Bemerkung.

Seitdem es schriftliche Denkmähler giebt, hat jedes Zeitalter in den Werken seiner vorzüglichsten Autoren die Maaßstäbe zurückgelassen, an welchen man den höchsten Grad seiner Aufklärung wieder zu finden im Stande ist. Unter den Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts aber ist Nicolaus Macchiavell unstreitig der vorzüglichste. Es ist indeß hier nicht die Rede von seinen historischen Schriften, die, wie vortrefflich sie auch im Uebrigen seyn mögen, nicht dazu geeignet sind, ihn, um mich so auszudrücken, zum Höhenmesser seines Jahrhunderts zu erheben; es ist vielmehr die Rede von seinem Fürsten und von seinen Commentaren über den Titus Livius; zwei Werke politischen Inhalts, welche Aufschluß geben über das Maaß von Staatsweisheit, das man als das Erbtheil des sechzehnten Jahrhunderts betrachten kann. Wollte man den Macchiavell nur nach dem einen oder nach dem anderen dieser Werke beurtheilen: so würde man ihm Unrecht thun; denn gerade darauf beruhte die Vorzüglichkeit seines Geistes, daß er das Mangelhafte der Monarchie, wie der Republik,

durchschauete, wiewohl er nicht im Stande war, sich zu dem Gedanken einer Vereinigung von beiden zu erheben. Was er über die eine und die andere dieser beiden Regierungsformen bemerkt, ist von so ausgezeichneter Richtigkeit, daß diejenigen, die ihr sittliches Gefühl dadurch verletzt hielten, doch, sobald es zum Handeln kam, nur seinen Vorschriften folgen konnten. Er selbst antwortete auf den Vorwurf, daß er (in seinem Fürsten) die Tyrannen gelehrt habe, wie sie sich behaupten könnten: „Allerdings habe ich dies gethan; aber ich habe in meinen Commentaren auch die Völker gelehrt, wie sie sich von Tyrannen befreien sollen.“ Ueberall aber sah er nur die Alternative des Leidens oder des Thuns, überall nur Ambos und Hammer; und da es ihm vorzüglicher schien, Hammer zu seyn, als Ambos, so lehrte er nur die Kunst, sich zu dem ersteren zu machen, nicht ahnend, daß dies eine eitle Kunst ist, wenn einmal alle Menschen den Beruf fühlen, Hammer zu seyn oder zu werden. Nichts verstand Machiavell von der Kunst des Vermittelns in politischen Dingen; und weil er nicht begriff, wie gerade das Kirchenthum es war, was sowohl die Monarchieen als die Republiken in ihrer Unvollkommenheit erhielt und in ihrer Vereinigung verhinderte: so konnten seine Werke hinterher die Köpfe nur beschäftigen, nicht belehren. Nicht mit Unrecht hat man ihn einen Heiden genannt; aber er war nicht dadurch ein Heide, daß er sich über das Kirchenthum hinausgeschwungen hatte und das Pabstthum, trotz einem Protestanten, in seiner Blöße sah; er war es vielmehr dadurch, daß er nur in Extremen lebte, und nichts in sich trug von dem, wodurch

diese allein vermittelt werden können: ein Gebrechen, das er mit allen seinen Zeitgenossen gemein hatte, sehr Wenige ausgenommen, die, weil sie keinen Lärm machten, in keine Betrachtung gezogen wurden. So wie der Fürst und die Commentare über den Titus Livius noch jetzt vor uns liegen, müssen wir sie betrachten wie leise Ahnungen eines besseren Gesellschaftszustandes durch bessere organische Gesetze, und dem Macchiavell, als dem Urheber dieser Ahnungen, alle die Achtung schenken, die ihm gebührt; — vielleicht sogar noch etwas mehr als Ersatz für alle die Kränkungen, die seinen Manen dadurch zu Theil wurden, daß man ein ausgezeichnet hinterlistiges Betragen noch bis auf den heutigen Tag durch Macchiavellismus bezeichnet, und so einen grundehrlichen Wahrheitsforscher zu einem Schurken stempelt.

So viel über einen der vorzüglichsten Köpfe des sechzehnten Jahrhunderts.

Der ausgezeichnetste Mann dieses Zeitalters ist und bleibt Martin Luther. Mit sehr viel scheinbarer Rohheit verband er ein durchdringendes Genie, welches sich durch nichts irre machen ließ. Seinem ganzen Verfahren nach, muß man urtheilen, daß unter seinen Zeitgenossen Niemand den Zusammenhang, worin die kirchliche Lehre mit der kirchlichen Macht stand, besser durchschaut habe, als er. Sollte das Pabstthum gestürzt werden, so mußte dem Sturze eine Lossagung von den nichtchristlichen Dogmen der katholischen Kirche vorangehen, besonders aber alles das über den Haufen geworfen werden,

was auf bloßer Tradition beruhete; dies hieß den Nerv durchschneiden und das ganze Verhältniß der Kirche zum Staat verändern. Und dies bewirkte Luther durch eine kühne Kritik, welche auf nichts weiter Rücksicht nahm, als auf die Wahrheit.

Als der große Riß in das politische Gebäude von Europa zu Stande gebracht war, fühlte man sehr bald, daß man mit demselben nicht fortdauern könnte; und weil man nicht wußte, wodurch das Pabstthum als allgemeine Regierung ersetzt werden könne: so dachte man auf Mittel, es von neuem zu befestigen, wiewohl so, daß es mit dem Geiste des Jahrhunderts in Harmonie träte. Von solcher Art waren die Bemühungen Ferdinands, welcher sich einbildete, daß die Welt mit sich selbst versöhnt seyn würde, wenn der Pabst sich nur entschließen könnte, die Priesterehe und den Kelch beim Abendmahle zu gestatten. Aehnliche Gedanken mochten alle Diejenigen haben, welche in den Erscheinungen ihrer Zeit nichts weiter sahen, als das, was die Oberfläche der Gemüther darbot. Die Päbste waren indeß allzu richtige Beurtheiler ihres Verhältnisses zu dem gesammten Europa, als daß sie hätten zu einer Nachgiebigkeit verführt werden können, welche sich mit ihrem Verderben geendigt haben würde.

Wenn in früheren Zeiten das Beispiel Frankreichs auf Deutschland zurückgewirkt hatte, um eine Reformation in Gang zu bringen: so wirkte gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Beispiel Deutschlands eben so mächtig auf Frankreich zurück. Vorzüglich geschah dies nach dem Tode Heinrichs des Zweiten, unter der Regie-

tung seines schwachen Nachfolgers Franz des Zweiten, wo der Kampf der zurückgesetzten Prinzen des Hauses mit den Guisen den Ideen der Reformatoren Thor und Thür öffnete. Schon sprach man von einem National-Concilium, das, wenn es hätte zu Stande kommen können, dem Pabstthum auf einmal den Garaus gemacht haben würde. Die Guisen wirkten dieser Idee entgegen, und Pius der Vierte, welcher wohl einsah, daß keine Zeit zu verlieren sey, eröffnete, so schnell als möglich, das General-Concilium zu Trident, durch welches der ganze Kampf der Theokratie und Kosmokratie beigelegt werden sollte. Je weniger dies Concilium leistete, desto sicherer brach in Frankreich jener Bürgerkrieg aus, den man den Religionskrieg nennt. Die Wendungen desselben sind bekannt, müssen wenigstens in diesem Zusammenhange als bekannt vorausgesetzt werden. Eigentlich beabsichtigten die Guisen nichts weiter, als eine Verdrängung der Bourbons, die, als Prinzen von Geblüt, nach dem Absterben des Zweigs der Valois ein Näherrecht auf den französischen Thron hatten, aber als Fürsten, welche in einer früheren Periode vom Pabste beleidigt worden waren, zu den Protestanten Frankreichs gehörten. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs war, vermöge der großen Mehrheit der französischen Katholiken, auf Seiten der Guisen. Eine Zeitlang schmeichelte sich Catharina de Medicis, beide Partheien ins Gleichgewicht gestellt zu haben; doch dies war ein sehr vorübergehender Wahn. Durch das Edict vom Januar 1562, welches den Protestanten die freie Ausübung ihres Gottesdienstes in den Vorstädten erlaubte, wurde das Signal zu

den Ermordungen von Vassy gegeben. Von jetzt an kein Stillstand in dem Partheikampfe. Die Bartholomäus-Nacht, in welcher Carl der Neunte selbst den Oberbefehl führte, ist eine von den grausenvollen Erscheinungen, die man nur dann begreift, wenn man weiß, wie leicht es ist, die Herzen der Könige für entscheidende Maaßregeln zu gewinnen. Auf der andern Seite beweiset die sogenannte Bluthochzeit, wie wenig durch Grausamkeit ausgerichtet wird, wenn es darauf ankömmt, den Geist eines Jahrhunderts zu unterdrücken; denn schon vier Jahre nach derselben sah Heinrich der Dritte sich genöthigt, den Calvinisten neue Vortheile zuzugestehen. Hierdurch aufgebracht, trugen die Guisen, nach dem Tode des Herzogs von Alenzon, einzigen Bruders Heinrichs des Dritten, kein Bedenken, in ein förmliches Bündniß mit Spanien zu treten. Es würde um die Erbfolgegesetze des französischen Reichs geschehen gewesen seyn, wenn Heinrich der Dritte sich nicht entschlossen hätte, die Guisen auf dem Reichstag zu Blois ermorden zu lassen. Die Vermischung des Politischen und des Kirchlichen war in diesen Zeiten fürchterlich. Kein volles Jahr nach der Ermordung der Guisen wurde Heinrich der Dritte, dieser letzte Sprößling des Hauses Valois, von einem Dominikaner, Namens Clement, ermordet. Von jetzt an traten zwar die Bourbons in die Rechte des Hauses Valois; um sie aber genießen zu können, mußte Heinrich der Vierte, nach langem Kampfe, sich zur Entsagung des Calvinismus bequemen: so groß waren die Schwierigkeiten, welche ein französischer König

des

des sechzehnten Jahrhunderts fand, sein Interesse von dem des Pabstes zu trennen.

Ganz im Stillen rettete Heinrich der Vierte seinen Protestantismus. Frankreich bedurfte eines anhaltenden Friedens nach einem so erschöpfenden Bürgerkriege. Diesen Frieden gab ihm Heinrich der Vierte; doch bereitete er, während desselben, alles vor, was dazu beitragen konnte, die europäische Welt in eine andere Bahn zu führen, als die, worin sie sich bisher bewegt hatte. Heinrichs Lieblingsgedanke war der einer europäischen Republik, die er eine christliche nannte. Er dachte sich alle Staaten dieses Erdtheils als in Einheit und Frieden gehalten — nicht durch einen Pabst in Verbindung mit einer römischen Curie, wohl aber durch einen General-Congreß aller europäischen Staaten, der, nach dem Vorbilde der Amphiktyonen Griechenlands, fortdauernd in Senatsform versammelt wäre, um über hervorgehende Angelegenheiten zu berathschlagen, widerstrebende Interessen auszugleichen, Streitigkeiten beizulegen, und alle Staats- und Kirchensachen Europa's zu erledigen. Seinen Wohnsitz sollte dieser Congreß in Europa's Mitte aufschlagen, er selbst aber aus 66 Mitgliedern bestehen, welche alle drei Jahr erneuert werden sollten. Wie unvollkommen auch die Idee eines solchen General-Congresses seyn möge: so zeigt sie doch, daß Heinrich der Vierte das Wesen und die Nothwendigkeit einer europäischen Universal-Monarchie begriffen hatte. Die Hinfälligkeit der theokratischen unterlag keinem Zweifel; sollte sie aber ohne Bedauern untergehen, so mußte sie ersetzt werden. Dahin nun wollte Heinrich der Vierte wirken.

Zweck und Mittel waren gegeben; und schon wollte sich Heinrich in Bewegung setzen, als Ravaillac's Messer seinen Lebensfaden zerschnitt und einen großen Entwurf in der Geburt erstickte. Unstreitig war das Messer von den Jesuiten geschliffen, welche, von Heinrichs Vorhaben unterrichtet, sich selbst, die spanische Monarchie, und das Pabstthum retten zu müssen glaubten. Sie retteten es wirklich, wiewohl nur auf kurze Zeit; denn, so wie unmittelbar nach dem Abschlusse des Concordats zwischen Franz I und Leo X, in Deutschland die Reformation ausgebrochen war: eben so brach, nach Heinrichs des IV. Ermordung, der dreißigjährige Krieg aus, durch welchen nicht wenig von dem, was Heinrich beabsichtigt hatte, geleistet, und die neue Universal-Monarchie, wiewohl nicht in der Gestalt eines europäischen Congresses, herbeigeführt wurde.

Es ist oben im Vorbeigehn bemerkt worden, daß durch das Tridentinische Concilium nichts geleistet worden sey für den Zweck, um dessentwillen es zusammenberufen wurde. Im Grunde war es eine bloße Spiegelfechterei, welche Pius der Vierte veranstaltet hatte, um der Welt glaublich zu machen, er fürchte keine noch so strenge Untersuchung der theokratischen Herrschaftsrechte. Nichts unterstützte ihn dabei so sehr, als die Gutmüthigkeit Ferdinands des Ersten, welcher aufrichtig wünschte, daß die Allgemeinheit des Kirchenthums wiederhergestellt werden möchte, zugleich aber nicht begriff, warum dies unmöglich war. Pius, um zu seinem Endzweck zu gelangen,

bediente sich des Kunstgriffs, nur italiänische und spanische Geistliche auf das Concilium zu senden; denn diese hatten denselben Vortheil mit ihm gemein. Auf diese Weise ward bewirkt, daß weder die Lehre noch die Sitten verändert wurden; kein Wunder: denn, wenn man einmal von dem Grundsatze ausging, daß die Hierarchie im Großen dieselbe bleiben sollte, so mußte man sich auch die Fortdauer alles Dessen gefallen lassen, was sie hielt und wodurch sie gehalten wurde. Man drehete sich auf eine unverantwortliche Weise in demselben Zirkel herum, indem man, um eine Reform zu Stande zu bringen, gerade Diejenigen wählte, die das entscheidendste Interesse hatten, keine Reform zu Stande kommen zu lassen. Was damals geschah, ist seitdem sehr oft wiederholt worden, indem man zu Staatsreformationen gerade Diejenigen gewählt hat, deren bloßes Daseyn die Fortdauer der Staatsgebrechen in sich schließt.

Wenn aber das tridentinische Concilium nichts leistete für den Zweck, um dessentwillen es zusammen berufen war: so wurde durch dasselbe auch nichts zur Verbesserung der Weltverhältnisse des Pabstes gewirkt. Die Resultate der Reformation dauerten nicht nur fort, sondern verstärkten sich sogar. Vor der Reformation gehörte kein Staat sich selbst, wohl aber dem Kirchenstaate an, dessen Chef sich den Oberlehnsherrn von Europa nannte. Diese Idee war durch Luthern zerstört worden. Zwar neigte sich der deutsche Kaiser noch immer nach dem Kirchenstaate in der Voraussetzung hin, daß das kirchliche Gesetz und das göttliche eins und dasselbe wären; aber unter den Fürsten des Reichs gab es nach

und nach eine Unzahl, welche, diese Voraussetzung nicht theilend, nach einem höheren Maaße von Freiheit strebte, und sich wegen der Benennung von Ketzern dadurch rächte, daß sie den ehemals heiligen Vater einen Antichristen nannte. Ihre Unterthanen, hierin mit ihnen einverstanden, schätzten sich glücklich, dem Kirchenstaate nicht länger, weder auf eine directe noch auf eine indirecte Weise, contribuabel zu seyn. Durch das Verschwinden der Ordensgeistlichkeit wurde das Staatsvermögen vermehrt; durch den Ausfall der Prälaten in den Ständeversammlungen wuchs die Macht der Fürsten auf dem Wege der größern Freiheit. Zwei Umstände kamen hinzu, dies alles noch mehr zu entwickeln. Der eine war die allgemeinere Verbreitung des Schießpulvers als Machtmittels; der andere der allmähliche Uebergang der Produktenwirthschaft in eine Geldwirthschaft. Vor der Reformation hatten die Fürsten den größten Theil ihrer Bedürfnisse aus ihren Jagdgehegen, Teichen, Vorwerken, Kammergütern, Brauhäusern u. s. w. bestritten, und Gold und Silber nur zum Einkauf von Waffen, Rüstungen, vorzüglichen Kleidungsstücken, und etwa zum Reisen gebraucht; denn alle waren nur Gutsbesitzer nach vergrößertem Maaßstabe gewesen. Nach der Reformation veränderte sich die Lage der Fürsten vorzüglich durch den Contakt, worin Deutschland durch Carl den Fünften mit Ost- und Westindien gerathen war. Vermehrte Bedürfnisse machten neue Finanz-Systeme nothwendig, und ein ganz neues Band fing an, sich zwischen Fürsten und Völkern zu weben, nämlich das Band der Staatsschulden, welches nicht wenig dazu beitrug, die Gemü-

ther immer mehr von Rom abzuziehen, und das zu begründen, was man in den letzten Zeiten Patriotismus genannt hat: ein Ding, das in frühern Jahrhunderten unstreitig da war, aber in seiner gegenwärtigen Gestalt nur in der überhandnehmenden Kosmokratie erkannt werden konnte.

Wie nachtheilig dies alles für das Pabstthum war, so ließen sich die Päbste in ihren Ansprüchen doch nicht irre machen. Wie Paul der Vierte sich geweigert hatte, Ferdinand den Ersten als deutschen Kaiser anzuerkennen, weil er zum Theil von Ketzern gewählt sey; eben so weigerte sich Pius der Vierte, Maximilian den Zweiten anzuerkennen, wofern dieser sich nicht entschließen wollte, den bei der Wahl untergelaufenen Mängeln durch päbstliche Machtvollkommenheit abzuhelfen, den ihm in Ansehung des Glaubens und des apostolischen Stuhles vorgelegten Eid zu schwören, und endlich einen Gesandten zur Leistung des Gehorsams nach dem Brauche anderer Fürsten nach Rom zu schicken. Es ist im Großen für ein Glück zu achten, daß ein Eigensinn dieser Art Statt findet; denn es trägt in der Regel nicht wenig dazu bei, daß die Pläne der Vorsehung gefördert werden. Die deutschen Kaiser, wie unangenehm ihnen auch der Protestantismus seyn mochte, mußten sich mit ihm aussöhnen, um der Verhältnisse willen, in welche sie als Könige von Ungarn mit den Türken gerathen waren; und es ist kaum zu sagen, wie viel gerade diese Verhältnisse zur Consolidation der von Luther ausgegangenen Umwälzung beigetragen haben. Die nächste Folge davon war, daß die deutschen Kaiser, eben weil sie des Bei-

standes der Fürsten in der Vertheidigung von Ungarn nicht entbehren konnten, gar säuberlich mit diesen umgehen mußten, ob sie gleich dem größten Theile nach Ketzer waren; woraus entstand, daß man sich, mit Hinwegsetzung über alles Kirchenthum, rein politisch anschauen lernte. Nächstdem war die Geldhülfe ketzerischer Unterthanen nicht zu verschmähen, und wenn, wie sich hie und da zeigte, gerade diese ketzerischen Unterthanen, als solche, die durch den Ausfall von sehr viel Festtagen sowohl Zeit als Kraft gewonnen hatten, gerade das Meiste zahlten: so war wohl nichts natürlicher, als daß man der Ketzerei eingestand, sie habe ihr Gutes, wie alles in der Welt. So gingen also die Fugen des alten politischen Systems von Deutschland immer mehr aus einander. Verwittert war der Kütt, der sie bis zum sechzehnten Jahrhunderte zusammen gehalten hatte; und schon standen in der Gesammtheit der protestantischen Fürsten, die geistlichen Churfürsten vereinzelt da. Während eines sehr kurzen Zeitraums (er schloß nur 20 Jahre in sich) hatten sich die Häuser Sachsen, Brandenburg, Pfalz, Braunschweig (wenigstens zum Theil), Mecklenburg, Hessen, Anhalt, Pommern, Wirtemberg, Baden, das Stift Lübeck, die sämmtlichen Reichsgrafen, die meisten Reichsstädte, der ungleich größte Theil der Reichsritterschaft, dem Protestantismus zugewendet. Die katholischen Reichsstände fingen an, in den Schatten zurückzutreten. Schon wußten sie nicht mehr, wie es anzufangen sei, um auf den Reichstagen nicht überstimmt zu werden. Zehn Jahre nach Abschluß des tridentinischen Conciliums versuchte der Churfürst Gebhard das Erzstift Cöln zu re-

formiren: das seltsamste Unternehmen, das gedacht werden konnte! Von den Protestanten verlassen, von dem Pabste gebannt, von dem Kaiser geächtet, sah Gebhard sich genöthigt, das Erzstift fahren zu lassen. Erscheinungen dieser Art waren ganz natürlich in einem Reiche, dessen politisches System mit jedem Tage kraftloser wurde. Wie dies Alles geendigt haben würde, wenn die Jesuiten nicht Entscheidung herbeigeführt hätten, läßt sich nicht sagen: aber gerade sie waren vom Schicksal berufen, den Protestanten zu einer gesetzlichen Existenz zu verhelfen, die ohne ihre Dazwischenkunft unstreitig noch lange ausgeblieben seyn würde. Wir müssen noch einmal auf diesen merkwürdigen Orden zurückkommen.

Wollte man sich in seinem Urtheil über die Jesuiten durch die Lobsprüche, oder durch die Vorwürfe bestimmen lassen, welche diesem Orden während seiner Wirksamkeit gemacht sind: so würde man immer hin- und herschwanken; denn die Summe des Guten, das von ihm ausgegangen ist, dürfte wohl eben so groß seyn, als die des Bösen, das ihnen zur Last gelegt wird. Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu waren mild oder grausam, Engel oder Teufel, je nach den Hindernissen, welche sich der Erfüllung ihrer Bestimmung entgegenstellten. In römisch-katholischen Reichen, wie Neapel und Spanien, oder in den von ihnen selbst angelegten Staaten, wie Paraguay, mögen sie leicht als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts erschienen seyn; da war nichts, was sie hätte verführen können, ihre Zuflucht zu

dem Aeußersten zu nehmen. In solchen Reichen hingegen, wo der Protestantismus entweder schon Wurzeln getrieben hatte, oder sich fest zu stellen drohete, wie in Deutschland und Frankreich, hatten sie alle Bösartigkeit Derer, die in majorem dei gloriam zu handeln glauben, ohne davon etwas mehr zu verstehen, als der Partheigeist gestattet. Will man also gegen die Jesuiten gerecht werden, so muß man sie weniger nach den Handlungen, die von ihnen ausgegangen sind, als nach den Verwickelungen beurtheilen, in welche sie durch ihre Bestimmung geriethen. Diese Bestimmung aber war, wie wir wissen, keine andere, als das Pabstthum gegen alle Angriffe zu beschützen und wieder vorherrschend zu machen.

In der Regel denkt man sich die Jesuiten als ungemeine Köpfe, welche alles ergründet, alles durchdrungen gehabt hätten. Groß war unstreitig die Masse des Wissens, welche in dem ganzen Orden niedergelegt war; aber von dieser Masse verarbeitete jedes einzelne Mitglied des Ordens doch nur einen Theil; und nach dem von ihnen angenommenen Grundsatze: daß die Philosophie eine Dienstmagd der Theologie seyn müsse, hatten sie sich in die Unmöglichkeit versetzt, Eins zu fassen, was für die fortdauernde Wirksamkeit im Leben so äußerst entscheidend ist; ich meine die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts, welche es mit sich bringt, daß auch der gesellschaftliche Zustand nicht immer derselbe bleiben kann. Sie nahmen sich heraus, einen gesellschaftlichen Zustand fixiren zu wollen, der nicht ihr Werk, sondern das von Jahrhunderten war; sie, die selbst von der Zeit heraufgeführt waren,

wollten die Zeit regeln! Darum gingen sie zuletzt unter, nachdem sie geleistet hatten, was in ihren Kräften stand, ohne dem Protestantismus im Mindesten geschadet zu haben.

Wenn man nun in unsern Zeiten geglaubt hat, sie zum Vortheil des Pabstthums aus jener Verbannung, worin sie seit einem halben Jahrhunderte geschmachtet haben, zurückrufen zu können: so hat man sich auf eine ausgezeichnete Weise geirrt. Wo man auch Versuche mit ihnen anstellen mag: so wird sich allenthalben zeigen, daß sie im Ganzen zwar noch die alten sind, daß sie aber weit weniger, als jemals, auszurichten vermögen, und als gegenwirkende Kraft nur dazu beitragen können, die Grablegung des Pabstthums zu beschleunigen. Bei der Unwirksamkeit und dem gänzlichen Verschwinden der Mönchsorden, kann der Pabst freilich nichts Besseres thun, als die Jesuiten wieder herstellen; aber diese Jesuiten können sich ihrer Seits nur dadurch dankbar beweisen, daß sie das Pabstthum verhaßter machen, indem sie den Antagonismus der katholischen und der protestantischen Kirche aufs Neue beleben, und so die politischen Systeme unserer Zeit zu derjenigen Vollkommenheit hinführen, wo sie des Kirchenthums als Ergänzungsmittels entbehren können.

Keime, welche sich seit Jahrhunderten entwickelt haben und mit den edelsten Anlagen des Menschen in Verbindung stehen, unterdrücken oder austilgen zu wollen, wird immer ein vergebliches Unternehmen bleiben. Den

eigentlichen Gegenstand des großes Streites zu fassen, lag schwerlich in dem Vermögen weder des sechzehnten, noch des siebzehnten Jahrhunderts; aber desto heftiger war die Leidenschaft, womit man kämpfte. Eigentlich handelte es sich um die Frage: wer das göttliche Gesetz richtiger auslege, die Protestanten oder die Katholiken? Beantwortet werden konnte diese Frage nur durch Diejenigen, welche weder das Eine noch das Andere waren. Allein solche Köpfe gab es im sechzehnten Jahrhunderte nicht; und wenn es deren auch gegeben hätte: so würden ihre Aussprüche Denen sehr wenig verschlagen haben, die sich einmal herausgenommen hatten, durch die Auslegung des göttlichen Gesetzes eine Herrschaft ausüben zu wollen. Keppler und Tycho de Brahe lebten in der größten Zurückgezogenheit von allen Welthändeln, und fürchteten sich noch vor ihren eigenen Entdeckungen, weil sie begriffen, welchen schlechten Dienst sie den Theologen durch dieselben erzeigten. Kämpfte doch Galilei noch mit allen Denen, welche die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen nur zu ihrem besondern Vortheil benutzen wollten! Einem Newton war es aufbehalten, das göttliche Gesetz in seiner ganzen Würdigkeit darzustellen, und protestantische und katholische Theologen gleich sehr zu beschämen.

Weil man das richtige Verhältniß des Staats zur Kirche nicht auffinden konnte, so waren selbst die Fürsten Theologen, die protestantischen sowohl, als die katholischen. Doch muß man den drei nächsten Nachfolgern Karls des Fünften die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie mit aller Anhänglichkeit an den römisch-katholischen

Cultus eine Mäßigung und selbst eine Duldsamkeit verbanden, die ihnen zur größten Ehre gereicht. Weder über Ferdinand den Ersten, noch über Maximilian den Zweiten, noch über Rudolph den Zweiten vermochten die Jesuiten auch nur das Mindeste; alle diese Kaiser walteten mit Unpartheilichkeit, sei es aus Grundsatz, oder weil sie in dem doppelten Kampf mit den Türken auf der einen, und mit Reichs- und Landständen auf der andern Seite, nicht anders konnten. Rudolph dem Zweiten wird es zum Vorwurf gemacht, daß er allzu nachläßig regiert habe. Allein die Sachen waren dahin gediehen, daß der, welcher den Stand der Dinge verbessern wollte, Gefahr lief, ihn aufs Unheilbarste zu verschlimmern; und Rudolph, der im Umgange mit einem Keppler und Tycho de Brahe sich vielleicht zu einer Höhe erhob, von welcher er mit Mitleid auf das Thun und Treiben der Theologen herabsah, war wegen seiner Impassibilität auch hierdurch gerechtfertigt. Alchymie und Astrologie sind bloße Namen, wenn helle Köpfe an der Spitze stehen; und es verräth Mangel an Urtheil, wenn man es einem Fürsten zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zum Vorwurf machen will, sich mit solchen Wissenschaften befaßt zu haben; denn würde man einem Fürsten unserer Zeit es zum Vorwurf machen, wenn er sich mit Chemie und Astronomie beschäftigte?

Die Jesuiten wurden des Erzhauses Oesterreich nicht eher mächtig, als bis sie die Gemahlin des Erzherzogs Karl, jüngsten Sohnes des Kaisers Ferdinand, dem,

vermöge väterlicher Anordnungen die Herzogthümer Steyer, Kärnthen und Krain zugefallen waren, für sich gewonnen hatten. Diese Fürstin war eine Schwester des Herzogs Wilhelm von Baiern, des eifrigsten Katholiken seiner Zeit. Indem sie nun die kirchlichen Ansichten ihres Bruders theilte, und von den Unruhen der Protestanten, welche ihrem Gemahl in der Blüthe seiner Jahre das Leben gekostet hatten, empört war, traf sie nach dem Tode desselben sogleich Anstalten, ihren ältesten Sohn Ferdinand nach Baiern zu entfernen, damit er in Steyermark keinen Umgang mit Ketzern habe, ja nicht einmal die Schwierigkeiten kennen lernen möge, welche die Behandlung der Protestanten mit sich führte. Alle ihre Wünsche wurden erfüllt. Zu Ingolstadt von Jesuiten erzogen, und durch seinen Oheim mütterlicher Seite in dem Wahn bestärkt, daß Glück und Segen in der Regierung von dem Eifer für die katholische Religion abhange, gelangte der junge Ferdinand zu einer solchen Ansicht der Welt, daß von seiner Nachgiebigkeit gegen das, was man in diesen Zeiten schlechtweg Ketzerei nannte, auch nicht das Mindeste zu erwarten war; und späterhin trug die Verwirrung, welche durch Rudolphs des Zweiten Launen oder Grundsätze in dem Innern der Maximilianisch-österreichischen Linie entstand, nicht wenig dazu bei, ihn in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken: denn diese Verwirrung wurde, wie von den Jesuiten, so von dem Herzog Wilhelm von Baiern, als ein Strafgericht betrachtet, das die göttliche Vorsehung über das Haus Oesterreich wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Protestanten verhängt habe. So wurde der Fürst gebildet, unter

welchem der dreyßigjährige Krieg zum Ausbruch kommen sollte.

Die Partheien standen nach und nach einander so gegenüber, daß die Entscheidung nicht lange ausbleiben konnte. Mehrere protestantische Fürsten, für Heinrichs des Vierten Plane gewonnen, hatten Mühe, sich in Schranken zu halten, als die Nachricht von der Ermordung jenes Königs in Deutschland ankam. Durch Theologen wurde hinterher der Federkrieg unterhalten. Gegenstände des Streites waren der Religionsfriede und der geistliche Vorbehalt. Von jenem behaupteten die Katholiken, er sei etwas interimistisches gewesen, und habe seit dem Schlusse des tridentinischen Conciliums aufgehört. Noch mehr waren die Protestanten durch diesen beunruhigt; denn er bedrohete fortdauernd den Besitzstand der sich seit der Reformation durch Einziehung der Stifts- und Klostergüter gebildet hatte. Von Seiten der Fürsten, wie kirchlich sie auch im Uebrigen gestimmt seyn mochten, kamen Vergrößerungsabsichten ins Spiel. Baiern hatte ein Auge auf die Oberpfalz und die Churwürde; Spanien und Mainz wünschten sich in die Unterpfalz zu theilen; das österreichische Ministerium spekulirte auf die jülichsche Erbschaft. Auch die protestantischen Fürsten waren in dieser Hinsicht wohl nicht ganz rein; wenigstens läßt sich von Churpfalz annehmen, daß es die Verlegenheiten, worin sich das Haus Oesterreich durch den rebellischen Geist der Stände befand, habe benutzen wollen, um Böhmen an sich zu bringen, und jenes Haus von dem Kaiserthron zu verdrängen: eine Lieblingsidee Heinrichs des Vierten von Frankreich. Schon

seit mehreren Jahren hatte man sich gerüstet. Der gegenseitige Verdacht war von einer Zeit zur andern vermehrt worden; durch nichts so sehr, als durch den Mangel an Oeffentlichkeit, welcher dem Argwohn freies Feld ließ. Es gab eine Union, unter welcher man die protestantischen Stände begriff, wiewohl diese nichts weniger als einig waren über den Zweck des Krieges; es gab eine Liga, bestehend aus den geistlichen Churfürsten, dem Herzoge von Baiern, und Oesterreich, die durch gleiches Interesse aufs Engste unter einander verbunden waren. Der jülichsche Erbfolgestreit war beigelegt, und das Schicksal schien mit den Entwürfen der Entschlossensten zu spielen, als, in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Matthias, Böhmen, diese Wiege des Protestantismus, der Schauplatz der ersten Kämpfe wurde, welche den Streit der protestantischen und katholischen Welt der Entscheidung näher führen sollten.

Abgesehen von den Hussiten oder alten Utraquisten, hatte sich die Reformation in Böhmen, Mähren und Schlesien ausnehmend verbreitet; denn sowohl die Lehnsfürsten, als der größte Theil des Adels und der Städte waren evangelisch geworden. Um darüber nicht angefochten zu werden, hatte man die Familien-Unruhen des Hauses Oesterreich während der Regierung Rudolphs des Zweiten benutzt, sich einen sogenannten Majestätsbrief ausfertigen zu lassen. Im Vertrauen nun auf den Inhalt desselben, glaubte man weiter greifen zu können; und hingerissen von dem Geiste der Rebellion, welcher sich aus dem Gefühl der Stärke entwickelt, begann man in den Sprengeln des Abts von Braunau und des Erz-

bischofs von Prag protestantische Kirchen zu erbauen. Die Jesuiten, hierüber aufgebracht, schlugen Lärm. Leicht waren die Majestätsbriefe dahin gedeutet, daß sich die Protestanten in allen ihren Erwartungen betrogen sahen; und da man bei Hofe auf ihre Beschwerden nicht länger eingehen wollte, um nicht den letzten Ueberrest monarchischer Autorität einzubüßen: so kam es, auf die Eingebungen des von dem österreichischen Ministerium beleidigten Grafen Thurn, nur allzubald zu entscheidenden Auftritten. Die Behandlung der kaiserlichen Statthalter Slawata und Martinetz war das Signal zum Kriege. Je mehr die böhmischen Stände sich auf das Aeußerste gefaßt machen mußten, desto entschlossener gingen sie zu Werke. Ihre größte Angelegenheit war, die Wahl Ferdinands des Zweiten zum regierenden Herzog von Oesterreich zu hintertreiben. Es würde ihnen damit gelungen seyn, hätte sich nicht Graf Thurn, der mit einer Heeresmacht vor Wien stand, durch die Niederlage des Grafen von Mansfeld bei Budweis zum Rückzug genöthigt gesehen. Obgleich im Nachtheil, waren die böhmischen Stände doch kühn genug, nach dem am 20. März 1619 erfolgten Tode des Kaisers Matthias den Thron und die Chur von Böhmen für erledigt zu erklären, und nach einigen Scheinvorschlägen den Churfürsten von der Pfalz Friedrich den Fünften (26. August) zum Könige zu erwählen. Dieser nahm die auf ihn gefallene Wahl, im Vertrauen auf den Beistand Englands, Hollands und der Union, an, begab sich nach Böhmen, und ließ sich daselbst krönen, während Ferdinand, zum deutschen Kaiser gewählt, sich mit Baiern und Chursachsen

auf das Innigste verband. In Kraft dieser Verbindung ging der Herzog von Baiern nach Böhmen, schlug (den 8. Nov. 1620) das böhmisch-pfälzische Heer, schnitt den jungen König von der Pfalz ab, und bemächtigte sich des ganzen Königreichs, bis auf den geringen Theil wo Graf Mansfeld sich noch behauptete. Zu gleicher Zeit brachte der Churfürst von Sachsen die Lausitz und Schlesien zum Gehorsam; und während Mähren genöthigt wurde, sich an die kaiserlichen Feldherrn zu ergeben, ließ Bethlen Gabor sich durch Traktate gewinnen. Wohl darf man sagen, daß das Glück etwas Außerordentliches für Ferdinand den Zweiten gethan hatte. Er selbst fühlte dies; und aufgemuntert durch so viel glückliche Erfolge, beschloß er den Sieg nach dem Wunsche seiner Erzieher zu benutzen. Die böhmischen Stände wurden ihrer Privilegien verlustig erklärt, die lutherische Geistlichkeit aus diesem Lande vertrieben, sieben und zwanzig Vornehme hingerichtet, und die vorher vertriebenen Jesuiten zur Rückkehr berechtigt. Hierbei hätte es Ferdinand bewenden lassen können; und hierbei würde er es wirklich haben bewenden lassen, wenn die Jesuiten, voll von dem Gedanken, daß der Protestantismus in Blutströmen ersäuft werden müsse, nicht darauf gedrungen hätten, daß der beleidigte Kaiser den Churfürsten Friedrich, den Fürsten Christian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, und den Grafen Gottfried von Hohenlohe, eigenmächtig in die Acht erklären, und eben so eigenmächtig die Vollziehung der Acht verfügen solle. Baiern und Spanien-Burgund kamen gegen Pfalz, Chursachsen gegen Anhalt und Jägerndorf,

Würz-

Würzburg gegen Hohenlohe. Pfalz und Jägerndorf blieben in den Händen der Vollstrecker kaiserlicher Acht. Deutschlands Verfassung war in ihrem Innersten erschüttert: und hieraus entspann sich jener dreißigjährige Krieg, der, nachdem alle Reichsverhältnisse mehr als einmal waren verändert worden, gegen alle Erwartungen der Jesuiten und der ganzen katholischen Parthei, damit endigte, daß der Protestantismus eine Consistenz gewann, welche vielleicht auf keinem anderen Wege zu erwerben war.

Statt eines überflüssigen Abrisses von dem dreißigjährigen Kriege, dessen Wendungen als bekannt vorausgesetzt werden können, beschränken wir uns in diesen Untersuchungen über die Deutschen auf einige wenige Bemerkungen über dies große politische Drama.

1) Im Großen genommen war der dreißigjährige Krieg nur eine Gegen-Revolution, welche die Jesuiten herbeiführten, nicht sowohl um den Besitzstand zu verändern, als vielmehr um die kirchliche Einheit oder die theokratische Universal-Monarchie wieder herzustellen.

2) Eben deswegen konnte es weder die Absicht Ferdinands des Zweiten, noch die seines Nachfolgers seyn, jenes Protectorat, welches sie als Chefs der österreichischen Monarchie über Deutschland ausübten, in Souveränität zu verwandeln. Diese so oft wiederholte Beschuldigung ist vollkommen ungegründet. Denn wäre sie gegründet, so hätten jene Fürsten ganz unabhängig von dem Rathe der Jesuiten handeln müssen, welche dem

Pabſtthum einen ſchlechten Dienſt geleiſtet haben würden, wenn ſie, auf irgend eine Weiſe, zur Vernichtung der Vielherrſchaft in Deutſchland beigetragen hätten. Ein ſouveräner König oder Kaiſer von Deutſchland wird, ſelbſt gegen ſeinen Willen, zum Proteſtanten; und von dieſem Augenblick an war das ganze Pabſtthum vernichtet.

3) Streng genommen ſind Religionskriege in ſich unmöglich; denn zum Weſen der Religion gehört es, zu beſänftigen, zu vermitteln, den Frieden zu erhalten. Anders verhält es ſich mit dem Kirchenthume. Da dieſes ſeiner Natur nach politiſch iſt: ſo bringt es auch alle Wirkungen hervor, welche von der Politik unzertrennlich ſind. Es iſt demnach kein Wunder, daß der dreißigjährige Krieg, bei welchem alles von dem Gegenſatze des katholiſchen Kirchenthumes zu dem proteſtantiſchen ausging, nach und nach einen rein politiſchen Charakter annahm.

4) Wenn man nun den Urſachen nachdenkt, um derentwillen das Haus Oeſterreich, trotz allen Eingriffen, die es ſich in den Beſitzſtand erlaubte, von dieſem Kriege ſo wenig Vortheil zog, ſo entſcheidet man ſich zuletzt für folgende. Einmal hatte es für den Krieg keine ſo günſtige Lage, wie das Haus Frankreich, deſſen Beſitzungen ſo gelegen waren, daß ſie die der großen Vaſallen durchſchnitten. Zweitens hatte es mit den Ständen ſeines eigenen Domäns zu viel zu ſchaffen, um ſich mit Erfolg vergrößern zu können. Drittens kämpfte es gegen den Geiſt der Zeit; kein geringer Fehler, weil man immer nur in ſofern obzuſiegen hoffen darf, als

man nicht etwas beabsichtigt, was dem Entwickelungsgrade entgegen ist. Viertens gab es unter den Kaisern, deren Existenz in die Periode des dreißigjährigen Krieges fällt, keinen, der im Stande gewesen wäre, die Rolle eines Generals oder auch eines Gesetzgebers zu übernehmen; und indem Ferdinand der Zweite und der Dritte sich genöthigt sahen, den Krieg kaltherzigen oder ehrgeizigen Generalen zu überlassen, war dies das beste Mittel, alles gegen sich aufzubringen. Ohne diese Mängel und Gebrechen hätte Deutschland im siebzehnten Jahrhundert unstreitig sehr wesentliche Fortschritte zu derjenigen Einheit gemacht, welche allein die Unabhängigkeit eines Reiches sicher stellen kann.

5) Frankreichs Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege kann nur als ein Beweis fehlerhafter Politik betrachtet werden; denn wenn Richelieu befürchtete, das Haus Oesterreich möchte zur Souveränität von Deutschland gelangen, so war keine Befürchtung ungegründeter, als diese. Was der Krieg für Wendungen genommen haben würde, wenn Gustav Adolph nicht durch Frankreich in denselben verwickelt worden wäre, läßt sich freilich schwer bestimmen; allein sofern dem französischen Cardinal nur daran gelegen seyn konnte, Deutschlands politische Schwäche in Deutschlands Getheiltheit zu verewigen, würde er seinen Zweck noch weit mehr erreicht haben, wenn er dem Kampfe des Katholicismus mit dem Protestantismus ruhig zugesehen hätte. Denn bis zu welcher Schwäche und Kraftlosigkeit hätte Deutschland herabsinken müssen, wenn die Jesuiten über den Protestantismus hätten triumphiren sollen?

6) Die Kugel, welche Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen tödtete, hat unstreitig eine Reihe sehr interessanter Begebenheiten, welche ohne dieselbe entstanden seyn würde — in Nichts verwandelt; aber gerade dadurch hat sie, nächst der Reformation, für das Haus Brandenburg das Meiste gethan. So wenig lassen sich die Begebenheiten in ihrem ersten Entstehen beurtheilen! Ein protestantischer Kaiser, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte ein baares Unding, war es im achtzehnten bei weitem weniger. Nach und nach ist es dahin gekommen, daß die Annahme der deutschen Kaiserwürde ein Gegenstand der Bedenklichkeit geworden ist. Je mehr dies zunimmt — und es kann nur zunehmen, nachdem die geistlichen Churfürstenthümer verschwunden sind, und folglich der Protestantismus kein Hinderniß der Kaiserwürde ist — desto nothwendiger scheint eine Radical-Veränderung in Deutschlands Verfassung vorgehen zu müssen. Zwar wird man sich noch lange für die Erhaltung von Deutschlands Vielherrschaft verschwören; allein allen diesen Verschwörungen wirkt ein Bedürfniß entgegen, welches von Tage zu Tage nur dringender und gebietender werden kann: und wie viel Zeit auch darüber noch hingehen möge, so muß den Deutschen doch endlich die Erhebung zur Einheit gelingen, weil Europa's Ruhe nur durch diese gesichert werden kann.

So viel über den dreißigjährigen Krieg nach seinen verschiedenen Zwecken. Eine vollständige Geschichte desselben wird nach den Arbeiten eines Schmidt und Schiller nicht länger vermißt werden, wenn Herr Carl

Ludwig von Woltmann sein so glücklich angefangenes Werk über diesen Gegenstand vollendet haben wird.

Vielleicht hatte Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. Von dem Frieden, welcher diesen heillosen Krieg beendigte, läßt sich behaupten, daß er den gesellschaftlichen Zustand der Deutschen, sofern dieser vorzüglich durch die Beschaffenheit der organischen Gesetze bestimmt wird, in eben dem Maaße verschlimmert habe, als er ihn auf der anderen Seite verbesserte. Er verbesserte ihn nämlich dadurch, daß er die theokratischen Elemente in Deutschland verminderte, und dadurch das Reich unabhängiger von Rom machte: in diesem Betracht kann man den Westphälischen Frieden die förmliche Grablegung der theokratischen Universal-Monarchie nennen, deren rüstige Wiederhersteller (die Jesuiten) einmal für allemal erfahren hatten, wie viel sie über den Geist des Jahrhunderts vermöchten. Zu gleicher Zeit aber verschlimmerte er den gesellschaftlichen Zustand der Deutschen dadurch, daß die Fürsten derselben zu ihren übrigen Privilegien noch das Recht erwarben, sich einzeln mit auswärtigen Mächten verbinden zu dürfen, wofern dem Reichsoberhaupte dadurch kein unmittelbarer Nachtheil erwachse: eine Clausel, welche höchstens für die Zeiten paßte, in welchen sie gemacht wurde, übrigens aber nicht wenig dazu beitragen mußte, daß die Einheit Deutschlands noch mehr verschwand. Noch nachtheiliger (wo möglich) für Deutschlands Gedeihen war es, daß auswärtige Mächte

Erwerbungen auf deutschem Grund und Boden machten, und die Angelegenheiten der Deutschen dadurch verwirrten, daß sie die ihrigen darein verflochten. Außerdem war die durch den westphälichen Frieden nothwendig gewordene Permanenz des Reichstages ein offenbarer Rückschritt in der Constituirung des Reichs; vorzüglich dadurch, daß sie, in Verbindung mit dem Gesetz der Erbfolge in der Agnatenlinie, und so vielen anderen schlechten Reichsgesetzen, Deutschland zum Tummelplatz aller politischen Leidenschaften von Europa machte. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß derselbe Vorschub, den Deutschlands Verfassung bis zur Reformation dem Pabstthum geleistet hatte, nach dem westphälischen Frieden auf die neue Universal-Monarchie überging, welche an die Stelle der theokratischen trat. Denkt man sich ein schlecht organisirtes Hauswesen, dessen Genossen, weil keiner sich in einem abgemessenen Wirkungskreise bewegt, unter sich zerfallen, und, um wieder zum Genuß der Ruhe und des Friedens zu gelangen, die vorübergehenden Fremdlinge zu Friedensstiftern wählen: so hat man ein angemessenes Bild von Deutschland; nur muß man noch hinzudenken, daß jene Fremdlinge, nachdem man einmal ihre Weisheit in Anspruch genommen hat, sich nothwendig zu machen wissen: vorzüglich dadurch, daß sie die alte Feindschaft nie aussterben lassen, und daß sie, so oft Entzweiungen unter ihnen selbst Statt finden, das ihrer bedürftige Haus zu ihrem Tummelplatze wählen.

Wer dem westphälischen Frieden eine Lobrede halten will, der muß vor allen Dingen vergessen, daß Deutschland in demselben das unverlierbare Recht, über Gott und göttliche Dinge mit Freiheit zu denken, durch den Verlust des Elsasses an Frankreich, und durch die Hingabe einer bedeutenden Küstenstrecke an Schweden, erkaufte.

Besonders schmerzhaft war der Verlust der letzteren; und es gereicht dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu einer ewigen Ehre, daß er alles aufbot, Pommern, welches, früheren Verträgen zufolge, ihm ausschließend zukam, für sich und Deutschland zu retten. Bekanntlich ließ er dem Grafen Trautmannsdorf 100,000 Rthlr. anbieten, wenn er ihm dies Küstenland erhalten wollte; und als er damit nichts ausrichtete, führte er auf dem Friedens-Congresse die rührendsten Klagen. „Ob er nicht, fragte er, der Unglückseligste unter den Ständen seyn würde, wenn er nun, nachdem sein ganzes Kurfürstenthum, länger als zwanzig Jahre, ohne Unterbrechung, ohne genossene, ohne zu hoffende Erquickung, von Grund aus verderbt worden sey, auch nicht zum Besitz des ihm von Gott und Rechtswegen anererbten Herzogthums Pommern gelangen könne, und wider alles Verhoffen, auch dessen noch ganz und gar verlustig gehen sollte? Durch die Abtretung Pommers würde er die Vormauer seines Kurfürstenthums und die ganze Verbindungslinie mit seinem Staat in Preußen verlieren; und da die göttliche Vorsehung seine Gränzen bis an die See ausgebreitet habe: so würde es sehr undankbar seyn, wenn er solchen stattlichen Segen gleichsam von sich weisen

wollte. Welche Potentaten es wüßten, wie großer Gewinn sey, zu Zeiten des Kriegs und des Friedens, schiffbare Ströme frei und an der Hand zu haben, die würden auf den unvermeidlichen Nothfall lieber etwas Größeres aufopfern, als sich von den Strömen absondern lassen. Man sollte ihm den Oderstrom nicht schließen, ihn nicht von der See trennen. Denn durch den Handel hoffte er seinen unglücklichen Staat wieder emporzubringen, und auch ganz Schlesien und einen großen Theil von Polen mit demjenigen, was sie aus der See bedürften, zu versorgen. Dagegen geriethen auch andere Stände des Reichs in Gefahr eines unaufhörlichen Brandes, wenn er, zur sonderlichen Beschimpfung und Verkleinerung seines Hauses, das Herzogthum Pommern an Schweden fahren ließe. Bekanntlich gränze mit demselben die Krone Polen, und der König von Dänemark sey über die Ostsee hin sein nächster Nachbar. Geriethen diese beiden Potentaten, oder einer von ihnen, in offene Fehde mit Schweden, welches so leicht durch die Fälle der Welt herbeigeführt werden möchte: so würfe die feindliche Macht sich stracks auf die pommerschen Lande, wenn sie schwedische Besitzung wären, und dann schlage das Feuer nicht nur über die brandenburgischen, sondern auch über die angränzenden deutschen Staaten."

Worte dieser Art werden für eine Ewigkeit gesprochen; aber der große Kurfürst sprach sie vergeblich. Der dumpfe Territorialgeist war noch nicht von den deutschen Fürsten gewichen; und unstreitig wurde dieser Geist durch den Neid verstärkt, der das Gute, das er nicht selbst

erhalten kann, sogar zu seinem Schaden Anderen mißgönnt. Zu allen Zeiten scheinen die deuschen Fürsten den Werth der Ströme und Strommündungen verkannt zu haben; denn wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte sich Deutschlands politisches System ganz anders bilden müssen. Darum nun thut es so wohl, wenigstens von Einem deutschen Fürsten zu vernehmen, daß er das wahre Verhältniß seines Staats sowohl zu Deutschland, als zur übrigen europäischen Welt begriffen habe. Darf man hinzufügen, daß in den Verhandlungen des westphälischen Friedens den Königen von Preußen durch den großen Kurfürsten für immer die Bahn bezeichnet sey, die ihre Politik beschreiben soll?

Man hat den langen Frieden, welcher in Deutschland auf den dreißigjährigen Krieg folgte, als das Resultat der Weisheit betrachtet, welche zu Münster und Osnabrück wirksam gewesen. Aber nur dem Partheigeiste ist eine solche Ansicht gestattet; denn wer tiefer in die Natur der Erscheinungen eindringt, macht sehr leicht die Entdeckung, daß es sich mit jenem Frieden nicht anders verhielt, wie mit der Mäßigkeit eines Genesenden, der mit Mühe dem Tode ist entrissen worden. Mit einem Wort: jener lange Friede war das Resultat der ungemeinen Abschwächung, welche Deutschland in dem dreißigjährigen Kriege erfahren hatte.

In eben dieser Abschwächung war die Rolle gegründet, welche Frankreich seit dem westphälischen Frieden zu spielen begann. Dies Reich hatte den doppelten Vor-

theil der Einheit und der frischen Kraft, die sich aus Bürgerkriegen, wie aus glücklich überstandenen Fiebern, zu entwickeln pflegt. Dabei kam ihm nichts so sehr zu Statten, als die Veränderungen, welche durch den westphälischen Frieden in Deutschlands Verfassung bewirkt waren. Zwar fühlten die deutschen Fürsten auf dem westphälischen Friedens-Congresse sehr wohl, daß in ihrer treuen Wiedervereinigung mit dem deutschen Kaiser ihre und Deutschlands Rettung enthalten sey; allein auf der einen Seite blieb die Erinnerung an die von den österreichischen Feldherren in der ersten Hälfte des Krieges ausgeübten Zerstörungen, auf der andern wirkte der Köder voller Souveränität, wodurch die französischen Gesandten auf dem Friedens-Congresse gelockt hatten, kräftig nach. Wie schwach daher auch die Bande zwischen den Ständen des Reichs und dem Kaiser bis dahin gewesen seyn mochten: so wurden sie in der Folge doch noch schwächer, indem nur die kleineren Reichsfürsten ein Interesse hatten, mit dem Kaiser vereinigt zu bleiben. Die Entstehung des Königreichs Preußen, nothwendig durch alles, was ihr vorangegangen war, trug nicht wenig zu einer gänzlichen Auflösung der alten Verfassung bei; und ganz eigenthümlich wurde Deutschlands Lage dadurch, daß das Haus Oesterreich, welches, ohne die Vereinigung mit Böhmen und Ungarn, nicht dahin gelangen konnte, ein Protektorat über Deutschland auszuüben, mit derselben außer Stande war, Deutschland mit irgend einer Autorität zu durchdringen. In dieser Lage der Dinge war wohl nichts natürlicher, als daß Frankreich sich ungemein erhob. Das Sprüchwort sagt: der

Eine steigt, der Andere fällt. Noch bestimmter könnte man sagen: weil der Eine fällt, so steigt der Andere. Ein Ludwig der Vierzehnte war nur nach dem dreißigjährigen Kriege möglich, in welchem Deutschlands Kraft sich erschöpft hatte; und wäre dies Reich nach einem solchen Kriege zu eben der Einheit gelangt, welche der beneidenswerthe Vorzug Frankreichs war: so würden wir (um das Wenigste zu sagen) eine ganz andere Reihe von Begebenheiten kennen, als welche die neuere Geschichte Europa's enthält.

„Gebt Acht, sagte ein Engländer, welcher den Zeiten angehörte, die unmittelbar auf den dreißigjährigen Krieg folgten und bekanntlich für England nicht wenig stürmisch waren — „Gebt Acht, die Welt liegt jetzt in „faece Romuli; aber die Gährung wird ein Ende nehmen, und welcher Staat sich alsdann am besten constituirt, es sey England, oder Frankreich, oder Deutschland, oder Italien, der wird allen übrigen das Gesetz „vorschreiben." Dieser Engländer (er hieß Harrington) glaubte unstreitig nicht, daß sein Vaterland diesen Vorzug gewinnen würde; denn er lebte und schrieb unter Cromwell, d. h. zu einer Zeit, wo Großbritanniens Verfassung aufgelöst und keine Aussicht auf das vorhanden war, was sich in der Folge, nach Jakobs des Zweiten Vertreibung, darstellte. Bei dem Allen ist seine Ahnung merkwürdig; vorzüglich dadurch, daß der westphälische Friede und Carls des Ersten Hinrichtung, ohne welche Großbritannien sich nie zum allgemeinen Schieds-

richter von Europa erhoben haben würde, nur durch wenige Monate von einander getrennt sind *). Zu eben der Zeit also, wo die theokratische Universal-Monarchie zu Grabe getragen wurde, traf die Natur — oder soll man sagen: der waltende Genius von Europa? — die Anstalten zur Herbeiführung einer kosmokratischen, welche sich druch das Gleichgewicht der politischen Macht wirksam zeigen sollte. Bis zu ihrer Ausbildung spielte Frankreich jene glänzende Rolle, welche man dem Genie Ludwigs des Vierzehnten zuschreibt. In dem europäischen Staaten-Systeme kann es gar nicht fehlen, daß bald die eine, bald die andere Macht vorwiegt: am auffallendsten aber muß diese Erscheinung nothwendig in derjenigen Periode seyn, wo man von einem System zu dem anderen übergeht, und folglich in einer europäischen Anarchie lebt, wie dies in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Fall war.

Wahrlich, in der neueren europäischen Staatengeschichte ist nichts so anziehend, als die fortgesetzte Beobachtung des Unterschiedes zwischen dem, was man wollte, und dem, was man leistete; und bedürfte es noch eines Beweises, daß das menschliche Geschlecht ganz unvermerkt Zielen zugetrieben wird, die es nicht ahnet: so könnte man ihn mit großem Erfolge von den letzten hundert und sechzig Jahre hernehmen. Kein Studium macht daher religiöser, als das der Geschichte, voraus-

*) Der westphälische Friede wurde im Oct. 1648 abgeschlossen, und Carls des Ersten Hinrichtung erfolgte bekanntlich den 30 Jan. 1649.

gesetzt, daß es mit einiger Gründlichkeit getrieben werde. Durch dies Studium lernt man vor allen Dingen den Genius des menschlichen Geschlechts von denjenigen absondern, die sich zu Führern desselben aufwerfen, ohne in der Regel durch noch etwas mehr gehalten zu seyn, als die allergemeinsten Leidenschaften. Und weil jener unter allen Umständen achtungswerth ist und bleibt: so kann der Historiker, nachdem er ihn einmal kennen gelernt hat, sich nicht wieder von ihm trennen; und im Umgange mit ihm gewinnt er, wenn keinen anderen, doch den nicht unbedeutenden Vortheil, ruhig zu bleiben unter allen Stürmen, und dem Spiel der zerstörendsten Leidenschaften mit Gleichmuth und Gelassenheit zuzusehen, überzeugt, daß nichts geschehen könne, was nicht, auf irgend eine Weise, zum Besten diene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cola di Rienzo.

(Fortsetzung.)

Rienzo's Entfernung von Rom brachte nicht die Wirkungen hervor, welche man sich davon versprochen hatte. Wie der ganze Charakter des Mittelalters abgeschlossen war in dem Mangel an guten organischen Gesetzen, und im vierzehnten Jahrhunderte die allgemeine Verwirrung noch vermehrt wurde durch den zunehmenden Verfall der päbstlichen Autorität: so litt auch Rom von diesen Uebeln, ohne daß irgend eine individuelle Kraft hingereicht hätte, ihnen abzuhelfen, oder auch nur eine Gränze zu setzen. Die neue Regierung, welche der Graf Pipin von Minerbini eingesetzt hatte, war daher von keiner langen Dauer: denn nur allzubald geriethen die drei Senatoren in den Verdacht, als wollten sie Rom aushungern; und wie irrig auch dieser Verdacht seyn mochte: so reichte er doch hin, das Volk in Aufruhr zu bringen, und es, von Schritt zu Schritt, zur Ermordung des Senators Bartoldo di Orsini zu bewegen. Das römische Volk gewann hierdurch nur den Vortheil, daß die Theurung, unter welcher es bis dahin gelitten hatte, auf eine kurze Zeit nachließ.

Als Cola di Rienzo bei Carl dem Vierten in Prag anlangte, sprach für ihn alles dasjenige, was Männern von berühmtem Namen im Auslande Eingang verschafft; vor allem die Neugierde. Carl, in dessen Charakter die

List den Hauptzug bildete, war nicht sobald von seiner Ankunft unterrichtet, als er ihn vorließ; und Cola, dem es gewiß auch nicht an List fehlte, legte es ganz darauf an, den Kaiser für sich zu bestechen. Er, der im Scheitelpunkte seines Glücks, den Kaiser und die sämmtlichen Fürsten des Reichs zu sich beschieden hatte, um von ihm Gesetze anzunehmen, warf sich dem Kaiser zu Füßen, und redete ihn mit Worten an, deren gewinnende Kraft nur allzu berechnet war. „Ich bin Cola, sagte er, dem „Gott die Gnade verlieh, Rom in Frieden, Gerechtig„keit und Freiheit zu regieren, und Tuscien, Campanien „und die Meeresküste zu erobern. Aber ich beging ei„nen großen Fehler, nachdem ich den Uebermuth der „Baronen gebrochen und ihre Ungerechtigkeit bestraft „hatte. Mein Zepter mußte von Eisen seyn; und doch „machte meine Thorheit ihn zu einem hölzernen. Dar„um gefiel es Gott, mich zu verderben. Die Großen, „von Haß und Neid gestachelt, vertrieben mich vom Re„giment; und, nun die verdiente Strafe fürchtend, trach„ten sie nach meinem Leben. Doch ich bin Eures Ge„schlechts; denn ich stamme von einem Bastard des er„habenen Kaisers Heinrich (des Siebenten) ab. Bei „Euch also suche ich einen Zufluchtsort; um unter dem „Schutze Eurer Flügel auszuruhen, kam ich hieher, und „mein Inneres sagt mir, daß ich mich nicht geirrt ha„be. Ihr werdet mich vertheidigen, und nicht zugeben, „daß ich ein Opfer der Ungerechtigkeit werde. Darum „seyd Ihr ja Kaiser, daß Euer Schwerdt die Tyran„nen vernichte. Wenigstens hat mir Bruder Angeli de

„Monticiello in dem Gebirge Majella prophezeiht, daß „der Adler die Raben tödten werde.“

Die Frechheit, womit Cola sich zu einem Verwandten des Kaisers machte, und die Gewandtheit, womit er einem Fürsten, der nur im Gefühl seiner Schwäche lebte, mit der Vorstellung seiner unwiderstehlichen Macht schmeichelte, brachte auf der Stelle die Wirkung hervor, daß Carl ihm die Hand reichte, und wegen seiner Sicherheit am Hofe zu Prag das bündigste Versprechen gab. Cola lebte also, von Stund' an, an dem Hofe des deutschen Kaisers; und wenn er durch das Talent, welches in ihm war, sehr Viele in Erstaunen setzte: so war dies um so weniger zu verwundern, weil er seine Bildung an einem Orte erhalten hatte, der, wie groß auch sein Verfall seyn mochte, noch immer alle Städte der europäischen Welt an Größe und Herrlichkeit übertraf. Jener Schwung der Fantasie, welche das Eigenthümliche seines Geistes ausmachte, verbunden mit einer seltenen Wohlredenheit und einer für seine Zeiten ungewöhnlichen Gelehrsamkeit, bestach alle seine Bekannten und Zuhörer; und er mochte noch mehr zum Gegenstand der Bewunderung werden, wenn man erwog, daß derselbe Mann, welcher siegreich mit Doctoren der Theologie disputirte, den römischen Adel gebändigt und ganz Italien für sich gewonnen habe. Indeß lebte Cola, wiewohl am Hofe eines Kaisers, und mit allen Nothwendigkeiten des Lebens bis zum Ueberfluß versehen, immer in einer Art von Verbannung und Gefangenschaft; und wenn ihm auch das Gefühl der Sicherheit für den Augenblick wohlthat, so konnte er doch darauf rechnen,

daß

daß befriedigte Neugierde und Mangel an Theilnahme ihn nach und nach in eine unerträgliche Dunkelheit herabsinken lassen würden. Das Peinigende dieser Befürchtung wurde dadurch abgekürzt, daß Carl ihn zu einem Gegenstande der Unterhandlung machte; und ehe Cola es sich versah, wurde er in sicherem Gewahrsam von Prag nach Avignon gebracht, um sich wegen des Vorwurfs der Ketzerei zu rechtfertigen.

Gedrückt vom Gefühl der Gegenwart, und alle Rettung von der Zukunft erwartend, hat man sich diese Rettung zu allen Zeiten unter den verschiedensten Gestalten gedacht. In Cola's Kopfe stellte sich die Zukunft als eine Zeit dar, in welcher der heilige Geist vorherrschen würde. Vorangehn mußte der Zusammensturz aller weltlichen und geistlichen Macht, so wie sie zu seinen Zeiten war. In dieser Vorstellung, welche durch die sichtbare Auflösung der päbstlichen Autorität im vierzehnten Jahrhundert gerechtfertigt wurde, war unstreitig nur das fehlerhaft, daß Cola glaubte, die Zukunft könne durch die Vergangenheit, die neue Welt durch die alte gebildet werden. Der päbstliche Hof würde einen solchen Wahn verziehen haben, wenn er nie praktisch geworden wäre; je mehr aber sein Untergang angekündigt war, desto nachdrücklicher mußte er darauf bestehen, daß Cola ein Ketzer sey: denn jede Gesinnung und jeder Gedanke, welche der päbstlichen Herrschaft Abbruch thaten, wurden als Ketzerei betrachtet, ungefähr eben so wie noch jetzt schwache Regierungen das, was ihre Persönlichkeit bestreitet, als Ungesetzlichkeit und Unpatriotismus verschreien.

In dieser Hinsicht nun mochte Cola's Versetzung nach Avignon ihn nicht mit dem besten Schicksal bedrohen, und Petrarca, wenn gleich ein wenig abgekühlt gegen den ehemaligen Volkstribun, nicht Unrecht haben, die Zeiten zu bejammern, wo der römische Kaiser den Retter der Hauptstadt in die Hände des Bischofs lieferte. Wirklich wurde Cola gleich nach seiner Ankunft in Avignon als Verbrecher behandelt; ein Verfahren, das ihn um so mehr empören mußte, je vertrauensvoller er nach Avignon gereiset war, und je weniger er sich durch die Warnungen seiner Freunde hatte irre machen lassen. Sogar in Ketten legte man ihn, damit er desto weniger Mittel finden möchte, zu entwischen. Was ihn rettete, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Vielleicht war es nur die doppelte Unmöglichkeit, einen berühmten Mann förmlich vor Gericht zu ziehen, und ihn in seinem Kerker ungehört zu verdammen; denn beides war gleich gefährlich. Vier Cardinäle erhielten von Innocenz dem Sechsten den Auftrag, Cola's Verbrechen zu untersuchen; und wodurch dieser auch die Herzen seiner Richter für sich gewinnen mochte: so zeigte sich doch bald, daß der päbstliche Hof fähig war, einer politischen Ansicht zu verzeihen, die, wenn sie auch dem Interesse des Pabstes Hohn sprach, keine Glaubenslehre wesentlich verletzte. Bald erhielt Cola in seinem Kerker die Erlaubniß, neben der Bibel auch die Werke des Titus Livius zu lesen, welche immer sein Entzücken gewesen waren; und indem man ihn in dem milden Lichte eines Fantasten betrachtete, trieb man das Mitleid so weit, ihn mit Speisen aus der päbstlichen Küche zu erquicken, bis er endlich, ohne

gleichwohl seine Freiheit zu erhalten, von dem Vorwurfe der Ketzerei gänzlich losgesprochen wurde.

Erst im Jahre 1354 verließ er seinen Kerker. Die Umstände waren ihm günstiger geworden. Den Aufenthalt in Avignon als ein Exil betrachtend, und auf die Erhaltung des Kirchenstaats bedacht, wollte Innocenz das Seinige thun, um die Usurpatoren, welche sich von neuem der Staatsgüter bemächtigt hatten, zu bekämpfen; vielleicht nicht sowohl mit der Absicht, sie zu verdrängen, als vielmehr, die päbstlichen Rechte nicht verjähren zu lassen. Zuletzt war ein Volkstribun, der immer nur von Republik gesprochen, und im Namen derselben eine unumschränkte Gewalt ausgeübt hatte, dem päbstlichen Interesse weit weniger gefährlich, als eine beträchtliche Anzahl von Usurpatoren, welche alles in Eigenthum verwandelten, ihre Wohnungen zu Festungen machten, und wenn sie zur Herausgabe der Usurpationen bewogen werden sollten, einzeln angegriffen uud gebrochen werden mußten. Nicht mit Unrecht dachte sich also Innocenz den Cola di Rienzo als ein brauchbares Werkzeug für seine Pläne; um so brauchbarer, je mehr seit sieben Jahren das Andenken an seine Thorheiten verschwunden, die Erinnerung an seine Wohlthaten aber bei dem großen Haufen der Römer geblieben war. Selbst wenn Cola aus einem Betrogenen, der er unstreitig anfänglich gewesen war, sich, wie es zu geschehen pflegt, in einen Betrüger verwandelt hatte, der nicht mit der Absicht, dem Pabste redlich zu dienen, nach Rom zurückging, war nichts von ihm zu befürchten, da seine Herrschaft von keiner Dauer seyn konnte. Unter solchen Betrachtungen

ließ Innocenz den ehemaligen Tribun an der Seite des neuen Cardinal-Legaten Gilio Conchese nach Rom ziehen, beide mit dem Auftrag, die Kirchengüter zu retten.

Nicht unwillkommnen Beistand leisteten in diesem Unternehmen die Tusker, Peruginer, Florentiner und Senenser. In kurzer Zeit brachte der Cardinal-Legat ein Heer zusammen, womit er den Präfecten von Viterbo angreifen und zur Unterwerfung zwingen konnte. Dann kam die Reihe an die Malatestas, von welchen mehrere, durch große Verheißungen gewonnen, sich sogar zu Heerführern der Kirche gegen die Rebellen gebrauchen ließen. Am heftigsten widerstand Francesco Ordelaffo, der, mitten im Kirchenstaate, des Bannes und des Interdikts spottete, die Glocke, welche seine Excommunikation ankündigte, von allen übrigen Glocken in seinem Machtbezirk begleiten ließ, die Priester zur Verrichtung ihres Amtes zwang, das Bildniß des Pabstes öffentlich zu verbrennen befahl — und, wie man sagt, seine eigene Kinder ermordete, als sie ihn um Unterwerfung baten, nachdem ihre Mutter in die Gefangenschaft des Legaten gerathen war.

In allen diesen Expeditionen begleitete Cola den Cardinal-Legaten; und voll von dem Gedanken, seine Rolle in Rom noch einmal zu beginnen, hatte er dafür gesorgt, daß er in die Augen fallen, und daß von ihm die Rede seyn mußte. Er zeigte sich nämlich in einem glänzenden Anzuge und auf einem schönen Pferde, und wußte sich neben dem Cardinal-Legaten immer so zu halten, daß sein Verhältniß zu ihm räthselhaft seyn mußte. Auch dauerte es nicht lange, daß die Römer her-

beiströmten, ihn zu sehen und zu sprechen. Seine Abenteuer hatten auf ihn einen neuen Glanz geworfen; und je weniger man begreifen konnte, wie er ungestraft den Händen des Kaisers und des Pabstes habe entrinnen können, desto geneigter war man, einerseits zu den seltsamsten Voraussetzungen, andererseits zu einer unbedingten Hingebung an ihn, als einen göttlichen Mann. Man sprach zu ihm von den Leiden, die man in seiner Abwesenheit erduldet; man beschwor ihn, sich des erniedrigten Roms noch einmal anzunehmen; man verhieß ihm Hülfe und Beistand: und dies Alles so unverstellt und mit so großem Eifer, daß das Gelingen sich gar nicht bezweifeln ließ.

Cola war entschlossen, das auszuführen, was immer in seinen Wünschen gelegen hatte, und was man gegenwärtig als eine Wohlthat von ihm forderte. Bei der Rücksprache, welche er hierüber mit dem Cardinal-Legaten nahm, zeigte sich, daß dieser nur sehr wenig für ihn thun konnte. Die Summe, deren Cola bedurfte, war nicht groß; sie betrug drei- bis viertausend Goldgulden. Aber auch diese konnte der Legat nicht hergeben; und in sofern die Römer sich zu einem solchen Opfer entschließen sollten, war auf großen Zeitverlust zu rechnen. Um seinen guten Willen zu beweisen, wies der Legat Cola'n die Einkünfte der Stadt Perugia an, die sich der römischen Kirche unterworfen hatte. Dies war etwas, das sich benutzen ließ; allein, wie sehr auch Cola seine Beredtsamkeit aufbieten mochte, den Senat von Perugia zu einem Vorschuß zu bewegen: so schreckte doch die Verantwortlichkeit ab, welcher dieser unterworfen

war. Schon schienen alle Versuche erschöpft zu seyn, als die Bekanntschaft mit zwei Jünglingen, die sich zufällig in Perugia aufhielten, als Cola mit dem Senate dieses Städtchens unterhandelte, alle Schwierigkeiten hob.

Diese Jünglinge waren die Herren Arimbaldo und Brittone, Brüder eines provenzalischen Ritters, Namens Monreale, welcher an der Spitze einer sogenannten Compagnie nach Italien gekommen war, um Solchen beizustehen, die seine Dienste am reichlichsten vergelten würden. Als Condottiere, der den elenden Gesellschaftszustand Italiens, besonders aber des Kirchenstaats, zu seinem Vortheil benutzte, hatte der Ritter Monreale in den letzten Zeiten dem ungarischen König Ludwig gedient, als dieser nach Neapel gezogen war, um die Ermordung seines Bruders Andreas zu rächen; und noch war ganz Italien voll von den Uebeln, welche der Condottiere angerichtet hatte durch Plünderung von Städten und Schlössern, durch Wegführung von Männern und Weibern, die er zu Sklaven machte, und durch so viele andere Gewaltthaten. Reich genug, um keines Zuwachses an seinem Vermögen zu bedürfen, hatte Monreale bedeutende Summen in den Banken von Genua und Venedig niedergelegt, und sein Vorsatz war vielleicht, der Theilnahme an den Händeln Italiens zu entsagen, als es Cola'n gelang, den jungen Arimbaldo für seine Entwürfe in einem so hohen Grade zu gewinnen, daß er kein Bedenken trug, ihm viertausend Gulden zu seinem Unternehmen vorzuschießen. Als der Ritter Monreale hiervon unterrichtet war, tadelte er zwar die Unbesonnen-

heit seines Bruders, der, seiner Meinung nach, sich auf etwas eingelassen hatte, was keinen glücklichen Ausgang versprach; indeß, da guter Rath diesmal zu spät kam, so empfahl er Vorsichtigkeit für die nächsten Schritte, und weil er Arimbaldo liebte, so versprach er Beistand im Fall eines Unglücks. So ward er also gegen seinen Willen in Cola's Unternehmen verflochten.

Dieser war nicht sobald in dem Besitz der ihm bewilligten Summe, als er zunächst darauf Bedacht nahm, sich auf eine seiner Rolle angemessene Weise auszuputzen; denn um Eindruck auf die Römer zu machen, glaubte er ihre Augen durch den Glanz seines Aufzuges blenden zu müssen. Dem Geschmack seines Jahrhunderts gemäß ausgerüstet, stellte er sich dem Cardinal-Legaten dar, mit der Forderung, ihn jetzt zum Senator Roms zu bestellen; denn so sehr hatte sich im Verlaufe der Zeiten alles verkehrt, daß dies zu einem Titel für die erste Magistratsperson der alten Weltstadt geworden war. Der Cardinal-Legat bewilligte, was er zu versagen keinen Auftrag hatte; und wie es scheint, wurde diesmal Cola'n von Seiten des Pabstes eine förmliche Bestallung gegeben, durch welche er sich bei den Römern rechtfertigen konnte, sofern dies nöthig war. Was die Truppen betrifft, welche Cola zur Ausübung seiner neuen Autorität bedurfte: so stellten sie sich in Denjenigen dar, welche die Malatestas so eben entlassen hatten: Burgunder und Deutsche, von welchen die letzteren Bedenken trugen, sich an einen Menschen ohne Herkommen, wie sie es nannten, anzuschließen, bis sie durch die Ueberredungen der vorurtheilsfreieren Burgunder fortgezogen

wurden. Mit sechzehn Fähnlein trat Cola seinen Marsch aus dem Toskanischen nach Rom an, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen.

Sobald man nun in Rom erfahren hatte, daß der ehemalige Tribun im Anzuge sey, schickte sich, die Großen allein ausgenommen, Alles an, ihn auf eine ausgezeichnete Weise zu empfangen. Neuerungssüchtig, wie die Römer zu allen Zeiten waren, und vielleicht jedes Volk ist, das in dem Gefühl einer mangelhaften Verfassung lebt, versprach man sich von der Rückkehr des Tribuns die Rückkehr der goldnen Zeit. Aus allen Theilen der Stadt zogen die Bewohner ihm frohlockend entgegen, die Reiterei mit Oelzweigen in der Hand, diesen Zeichen des Friedens und der Freundschaft. So wie er näher kam, erblickte er allenthalben Triumphbogen, die man ihm zu Ehren errichtet hatte. In den Hauptstraßen waren die Häuser mit kostbaren Tapeten geschmückt. Ein lauter Jubel begleitete den Zug, und wahrhaft triumphirend zog Cola aufs Neue in den Pallast des Capitols ein, den er vor 7 Jahren auf eine so schimpfliche Weise hatte verlassen müssen. Es war nur die Rede von dem Wunder seiner Ankunft, indem man nicht begreifen konnte, wie er so vielen Gefahren so glücklich habe entrinnen können, und ein Vergnügen daran fand, die kühnsten Voraussetzungen zu machen. Er selbst hatte sich kaum in den Besitz des Capitols gesetzt, als er Anstalten zu einer Rede an das Volk traf, worin er sagte: „Wie Nebukadnezar, sey er sieben Jahre lang ein Verbannter gewesen, unstät und flüchtig umherirrend; jetzt durch die Allmacht göttlicher Schickungen den Römern zurückgege-

ben, trete er in Kraft päbstlicher Vollmachten als Senator auf, sein Werk zu vollenden; aller Rache entsagend, und nur mit dem Wohl des Volks beschäftigt, wolle er nichts für sich, wohl aber wünsche er der Stadt eine solche Verfassung zu geben, wobei sie sich glücklich fühlen könne." Nach dieser Rede bestellte er die Herren Arimbaldo und Brittone zu Stadthauptleuten, und übergab ihnen die Banner.

Auf Eins scheint Cola bei seiner Rückkehr nach Rom keine Rücksicht genommen zu haben, nämlich auf das veränderte Verhältniß, worin er als Senator zu dem Volke stand. Als Volkstribun zugleich durch und für das Volk handelnd, war er Souverän, und so lange ihm der Beistand des Volkes blieb, unüberwindlich; als Senator hingegen war er nur der Agent des Pabstes, und wenn gleich durch Vollmachten geschützt, doch der Gefahr ausgesetzt, welche alle bloße Werkzeuge trifft, die mit Willkür handeln. In Rom selbst waren die gesellschaftlichen Verhältnisse noch immer dieselben, und die Macht des Adels seit einigen Jahren eher vermehrt, als vermindert. Um nun seine Bestimmung anzukündigen, sorgte der Senator vor allen Dingen dafür, daß sein Militär sich allenthalben zeigen mußte, um diejenige Achtung einzuflößen, deren er bedurfte. Er ließ hierauf von seiner glücklichen Rückkehr eine Nachricht in alle Städte und Oerter des römischen Gebiets verbreiten, und forderte alle Magistratspersonen auf, zur Wiederherstellung einer guten Regierung beizutragen. Noch bestimmter erklärte er sich, als er am vierten Tage nach seiner Zurückkunft die Baronen aufforderte, vor ihm zu

erscheinen und Treue zu schwören. Eine solche Aufforderung mußte ohne Erfolg bleiben, weil Diejenigen, an welche sie gerichtet war, sich nur zum Widerstand aufgelegt fühlen konnten. Am meisten war dies der Fall mit Herrn Stephanulo de Colonna, der, indem er Standesrechte vertheidigte, zugleich seinen erschlagenen Vater und Bruder rächen wollte. Nicht damit zufrieden, die Aufforderung des Senators nicht zu achten, trug Stephanulo sogar kein Bedenken, die Abgeordneten desselben gefangen zu nehmen und zu mißhandeln, so daß der Krieg sogleich erklärt war.

In diesem Kriege aber war alles zum Nachtheil des Senators. So lange man kein Mittel hatte, feste Schlösser, ohne einen großen Aufwand von Kraft und Zeit, in Trümmer zu verwandeln: mit einem Worte, so lange das Schießpulver nicht erfunden und auf den Angriff von Befestigungen angewendet war, standen Vertheidigung und Angriff wenigstens in sofern im umgekehrten Verhältnisse, als die erstere, wenn keine Ueberraschung im Spiele war, bedeutende Vortheile vor dem letzteren hatte. In letzter Instanz beruhete hierauf die Macht des Adels im Mittelalter; denn, wenn er sich in seine festen Schlösser zurückgezogen hatte, so konnte er in der Regel durch nur Aushungerung zur Uebergabe bewogen werden, was von Seiten Derer, welche diese betrieben, mit einem ungemeinen Aufwande bewirkt werden mußte. Cola di Rienzo hatte freilich ein Militär, durch welches er in Verlegenheit setzen konnte; allein die Wirksamkeit dieses Militärs hing von einer regelmäßigen Besoldung ab, welche im vierzehnten Jahrhunderte mit großen

Schwierigkeiten verbunden war, nicht sowohl wegen der Seltenheit des Geldes in diesen Zeiten, als wegen der Schwäche und Unregelmäßigkeit des Umlaufs. Es war also von Seiten Cola's nicht wenig gewagt, sich in einen Kampf einzulassen, bei welchem die Wahrscheinlichkeit des Erfolges bei weitem mehr gegen als für ihn war. Wiederum ließ sich dieser Kampf nicht vermeiden, wenn er seine Bestimmung erfüllen wollte; denn diese war noch immer, sich der Bürgerschaft gegen den Adel anzunehmen. Da Stephanulo unmittelbar nach der Mißhandlung der Abgeordneten des Senators mit seiner ganzen Macht gegen Rom aufgebrochen war, und verheert und geplündert hatte; so wurde Cola gleich nach den ersten Tagen seiner Rückkehr in einen Krieg verflochten, der durch ihn schwerlich beendigt werden konnte.

Anfangs machte er einen Versuch, dem entschlossenen Stephanulo die gemachte Beute wieder abzunehmen; als dieser aber fehlgeschlagen war, versammelte er seine ganze Macht, um den rebellischen Edelmann in seinem Wohnsitze zu Präneste zur Uebergabe zu zwingen. Mit ihm vereinigten sich die Kriegsvölker mehrerer benachbarten Städte, welche er für sich gewonnen hatte; als es aber zur Entscheidung kam, zeigte sich nur allzu bald, daß weder Er, noch seine Stadthauptleute Arimbaldo und Brittone sich auf das Kriegführen verstanden. Dazu kam noch, daß derjenige Theil des Adels, der sich zu ihm geschlagen hatte, eingedenk seines besonderen Vortheils, lauter solche Vorschläge that, welche das Mißlingen mit sich führten. In dieser Verlegenheit nahm er seine Zuflucht zu dem Ritter Monreale, der sich bereit

finden ließ, ihm mit seiner Erfahrenheit zu dienen, den er aber, als einen entschlossenen Mann, dafür nur desto mehr fürchtete. Da nun die Unternehmung gegen Präneste sehr langsam fortschritt: so entstand in ihm leicht der Verdacht, daß man ihn durch dieselbe zu Grunde richten wollte; und als die gemißhandelte Beischläferin des Ritters Monreale ihm die Eröffnung machte, daß ihr Gebieter mehr als einmal geäußert habe, er wolle nicht eher ruhen, als bis der Senator ums Leben gebracht sey, faßte er sogleich den Entschluß, seinem Feinde zuvorzukommen. Zu diesem Endzweck lud er den Ritter, wie dessen Brüder, zu sich ein; und kaum waren sie auf dem Capitol erschienen, als sie in den Kerker desselben geworfen und mit Ketten belegt wurden. Das gerichtliche Verfahren war im vierzehnten Jahrhundert sehr summarisch; und wiewohl gegen die angeblichen Verbrecher keine andere Anklage Statt fand, als die, welche auf der Aussage einer Beischläferin beruhete: so reichte sie doch hin, sämmtlichen Brüdern das Leben abzusprechen. Arimbaldo und Brittone wurden nur dadurch gerettet, daß der Cardinal-Legat, man weiß nicht aus welchen Gründen, sich ihrer annahm; Monreale hingegen, obgleich erbötig, sein Leben mit Aufopferung seines ganzen Vermögens zu erkaufen, mußte seinen Kopf auf das Schaffot tragen, wo er mit der Entschlossenheit eines Mannes starb, der zu allen Zeiten um das Leben gespielt hatte.

Diese Hinrichtung machte Viele stutzend. Was dem Senator noch mehr schadete, war der Verdacht, als habe er den Ritter Monreale bloß umbringen lassen, um sich

entweder seines Vermögens zu bemächtigen, oder eines bösen Gläubigers los zu werden. Nur das Letztere konnte der Fall seyn, da der Ritter nicht zu Denjenigen gehörte, die ihr Vermögen baar mit sich herumtragen. Was auch Cola'n zu einem so entscheidenden Schritt bewogen haben mochte, wie die Enthauptung Monreale's war: so fand er doch für gut, sich darüber bei der großen Menge zu rechtfertigen, welche nicht abgeneigt war, in dem Hingerichteten einen Unschuldigen zu sehen. Zu diesem Endzweck versammelte er das Volk und sagte: „Man möchte sich nicht betrüben über den Tod eines Mannes, der von allen Sterblichen der verderblichste gewesen sey. Städte und Schlösser seyen von ihm geplündert worden, und mehr als zweitausend Männer und Weiber habe er entweder ermordet, oder gefangen hinweggeführt. Nach Rom habe er sich gewendet, nicht um die gegenwärtige gute Verfassung aufrecht zu erhalten, sondern sie zu untergraben. Die Herrschaft über Alle zu gewinnen, dies sey sein einziger Zweck gewesen; nur darum habe er Dienste geleistet oder vergolten; nur darum habe er sich Mühe gegeben, die Zuneigung der Römer zu gewinnen. Wäre sein Plan ihm gelungen: so würde er ganz Italien verheert haben. Römer hätten ein edleres Ziel, und deshalb werde Gott ihnen seinen Beistand nicht versagen. Wie man das Getreide wurfele, damit die Spreu von dem Korne getrennt werde, also sey der böse Mann mit dem Tode bestraft worden, damit die guten Römer gerettet würden."

Sobald die Gemüther der Römer besänftigt waren, machte Cola einen gewissen Liccardo (Richard) de Anni-

bali zum Anführer seiner Truppen; einen durch militärische Einsichten unter seinen Zeitgenossen ausgezeichneten Mann. Den Truppen wurde der Sold sehr regelmäßig bezahlt; denn hierin lag das einzige Mittel, sich ihrer zu bemächtigen; man brachte es sogar so weit, daß man ihnen frei stellen konnte, zu bleiben, oder nicht, so groß war der Zulauf an Soldaten. Indem nun Liccardo seine Pflicht that in rastloser Verfolgung der Colonnas, und bald den einen, bald den anderen glücklichen Streich ausführte, ohne gleichwohl die Sache zur Entscheidung bringen zu können: blieb Cola auf dem Capitol zurück, auf nichts so sehr bedacht, als auf die Herbeischaffung aller der Mittel, die er zur Fortsetzung des Krieges gebrauchte. Dies beschäftigte ihn so sehr, daß er, der seit dem Aufenthalt in Prag und Avignon sich an ein gewisses Wohlleben gewohnt hatte, sogar entbehren lernte. Nicht daß er seiner Prunkliebe entsagt hätte; die Beibehaltung derselben mochte ihm aus anderen Gründen als nothwendig erscheinen. Allein was mit dieser nicht in Verbindung stand, das entfernte er auf das gewissenhafteste, und wer Gelegenheit hatte, ihn in der Nähe zu beobachten, konnte nicht umhin, zu rühmen, wie er sich nur mit den allgemeinen Angelegenheiten beschäftigte, seine Blicke überall hinwandte, allen Befehlshabern gebot, die Art und Weise, wie einzelne Unternehmungen ausgeführt werden sollten, bestimmte, kurz für Alles sorgte, um Rom vor neuen Unfällen zu bewahren, und seiner Regierung eine lange Dauer zu sichern.

Doch es giebt eine Natur der Dinge, welcher auch

der gewissenhafteste Staatsmann nicht gewachsen ist. Die Römer, von jeher gewohnt, lieber zu nehmen, als zu geben, wollten zwar gern von dem Drucke eines übermüthigen Adels befreit seyn und bleiben; allein vermöge einer Inconsequenz, welche sich nur allzu oft im Leben wiederfindet, wollten sie ihre Freiheit durch keine Opfer erkaufen. Nichts war ihnen daher unerträglicher, als die Lasten, welche Cola ihnen aufzulegen genöthigt war, um die Kosten des Feldzuges bestreiten zu können. Die Finanzkunst neuerer Zeiten, wie beschwerlich sie auch in anderer Hinsicht seyn mag, gewährt wenigstens den Vortheil, daß sie durch Umfassung vieler Gegenstände die Zahl der Verlegenheiten vermindert, und eben dadurch eine größere Menschlichkeit in sich schließt. Im vierzehnten Jahrhunderte, wo man sich nur auf die Besteurung von Bedürfnissen erster Nothwendigkeit verstand, mußte man nebenher zu Confiskationen seine Zuflucht nehmen, um größere Summen zu erhalten: die abscheulichste Art von Finanzverwaltung, weil sie sich mit den Früchten zugleich den Baum zueignet. Cola glaubte es dem großen Haufen schuldig zu seyn, daß er die Reichen decimirte. Was an Steuern, auf Wein und Salz gelegt, nicht einging, das wollte er ersetzen durch Confiskationen. Während er also die Mehrzahl der Römer in ihren Einkünften beschränkte, griff er auch die Minderzahl d. h. die Reichen unter allerlei Vorwänden an; gewöhnlich unter dem der Meuterei. Das Spiel, das er in dieser Hinsicht trieb, war um so leichter durchschaut, je bereitwilliger er war, Leben und Freiheit gegen Erlegung einer angemessenen Geldstrafe zu bewilligen. Nur ein

gewisser Pannolfuccio di Guido fand keine solche Gnade, sey es weil er wirklich gegen den Senator conspirirt hatte, sey es weil dieser glaubte, einmal bitteren Ernst beweisen zu müssen. Pannolfuccio war ein reicher Mann, von seinen Mitbürgern geachtet, und eben deswegen über jeden Verdacht eines beachsichtigten Verbrechens in ihrem Urtheil erhaben. Sein Tod erschütterte alle Gemüther; doch wagte man kaum darüber zu reden, so groß war der Schrecken, welchen der Senator hervorgebracht hatte. Er hätte diese Stimmung fürchten sollen; und vielleicht that er dies wirklich. Wenigstens veränderte sich sein ganzes Wesen, sobald es dahin gekommen war, daß sein Wille als Gesetz galt. Er schien von diesem Augenblick an alle innere Freiheit verloren zu haben. Es war in ihm kein Wahrheitsgefühl mehr; immer zwischen Spott und Ernst getheilt, konnte er verlachend beklagen, beklagend verlachen, wie seine augenblickliche Empfindlichkeit über den leisesten Widerspruch es mit sich brachte. Dadurch nun schreckte er alles von sich zurück, und wurde selbst seiner nächsten Umgebung verhaßt. Schon verbarg sich der allgemeinste Unwille unter dem tiefsten Schweigen.

In dieser Stimmung der Gemüther bedurfte es wahrlich keiner starken Veranlassung zu einem allgemeinen Abfall; und Cola, der vielleicht alle Besinnung verloren hatte, vielleicht aber auch glaubte, sich nur auf diesem Wege retten zu können, gab sie dadurch, daß er den Herrn Liccardo entsetzte und die Anführung der Truppen unter mehrere Generale vertheilte. Diese Maaßregel fand allgemeinen Tadel, weil man fühlte, wie viel

durch

durch Liccardo war gewonnen worden; Liccardo selbst aber beklagte sich laut über den Undank des Senators.

Vielleicht geschah es in Folge einer Verschwörung, deren Urheber unbekannt geblieben sind, vielleicht aber auch nur in Folge eines allgemeinen Mißmuths: genug, den 8 Sept. 1454, gerade als sich Cola, wie er zu thun gewohnt war, des Morgens mit griechischem Wein gewaschen hatte, entstand in der Umgegend des Capitols ein Geschrei, indem mehrere Stimmen riefen: Es lebe das Volk! es lebe das Volk! Von allen Seiten strömte der Pöbel zusammen, und nicht lange darauf erschienen auch Bewaffnete aus allen Quartieren der Stadt. Die Obrigkeit wollte dem Auflauf steuern; allein die Masse war zu stark, und das Bewußtseyn der Stärke führte bald zu Aeußerungen, welche Nachgiebigkeit geboten. Immer näher rückte man dem Capitol, und schon rief man: Es sterbe der Verräther, der die neuen Auflagen gemacht hat! er sterbe; er sterbe! Bei dem ersten Geschrei war Cola ganz ruhig geblieben, so ruhig, daß er sogar das Zeichen mit der Glocke verhindert hatte, auf welches seine Soldaten angewiesen waren, sich in seine Nähe zu begeben. „Wozu? sagte er, sie rufen nichts, als was wir selbst sagen: es lebe das Volk! Um das Volk zu beglücken, bewohne ich ja das Capitol, und nur zu diesem Zwecke ist die bewaffnete Macht da." Die Täuschung, die er sich selbst machte, konnte nicht lange vorhalten; und als er sah, daß seine Anhänger die Flucht ergriffen, um nicht mit ihm in denselben Abgrund zu stürzen, bemächtigte sich seiner die erste Angst. Er fragte, was zu thun sey; da ihm aber Niemand rathen

wollte oder konnte, so schien er seine Besinnung wieder zu gewinnen. „Wahrlich, rief er aus, es soll nicht geschehen, was ihr denkt oder beschlossen habt!“

Er legte eine volle Rüstung an, und den Kopf mit einem Helm, die Brust mit einem Panzer, die Beine mit Schienen bedeckt, trat er, mit der Fahne des römischen Volks in der einen Hand, ans Fenster in dem oberen Stockwerk des Capitols, und gab mit der andern das Zeichen zum Schweigen. Unstreitig wollte er zu dem Volke reden, um den Sinn desselben zu wenden; aber erst erhob sich ein fürchterliches Geschrei, und damit nicht zufrieden, warf man mit Steinen, Pfeilen und Wurfspießen nach dem Senator, der sich zurückzog, als er sich an der einen Hand verwundet fühlte. Dies war die Hand, in welcher er die Fahne hielt. Voll Ingrimm über die Verletzung kehrte er an das Fenster zurück, spannte die Fahne los und zeigte auf die goldene Inschrift und auf das Wappen, als wollte er sagen: die Römer wütheten gegen sich selbst, indem sie ihn verfolgten und ihn nicht einmal zu Worte kommen ließen. Gab es je einen Zeitpunkt, wo er des Unterschiedes zwischen dem alten und dem neueren Rom hätte inne werden können, so war es der, wo man immer wüthender rief: Es sterbe der Verräther! und Feuer herbeischleppte, um es an das Thor des Schlosses zu legen.

Was sollte er thun, um sich den Gefahren zu entziehen, in welchen er schwebte, entweder ermordet, oder verbrannt zu werden? In dem oberen Hofe des Capitols hielt er sich um so weniger sicher, weil daselbst die Gefängnisse waren, in welchen sich die von ihm eingeker-

kerten Römer, unstreitig seine entschiedensten Feinde, befanden. Von allen seinen Anhängern aber waren nur drei zurückgeblieben, unter ihnen Locciolo Pelliciario, sein naher Verwandter. Unter dem Beistande von diesem, machte er es möglich, sich auf zusammengebundenen Tüchern aus dem oberen Hofe des Capitols in den zweiten herabzulassen; sogar im Angesicht der Gefangenen, die, wie man leicht denken kann, über diesen Anblick in die freudigste Unruhe geriethen. Pelliciario blieb im oberen Hofe zurück, und gab dem Volke durch Zeichen zu verstehen, wohin Cola sich gewendet habe, und durch welche Thüre er zu entschlüpfen versuchen würde. Das Volk zog sich sogleich nach dieser Thüre hin. Aber wie treulos auch Pelliciario an dem Senator gehandelt haben mochte: so war dessen Gefahr dadurch wenig vermehrt; denn, da die einzige Brücke, über welche er aus dem Capitol entkommen konnte, in Flammen stand: so waren die Römer von ihm eben so getrennt, wie er von den Römern, und im Verlaufe der Zeit ließ sich darauf rechnen, daß der Tumult sich legen oder wohl gar Partheien entstehen würden. Der Senator würde sich also haben retten könnnen, wenn er mehr kaltes Blut und Geistesgegenwart gehabt hätte; Ergebung in sein Schicksal und Unthätigkeit waren ihm gleich nothwendig. Doch es fehlte ihm an Beidem. Unentschlossen stand er da unter freiem Himmel, nahm seinen Helm bald ab und setzte ihn bald wieder auf, und drückte ihn zuletzt auf die Stirn, als ob er den Entschluß gefaßt hätte, mit den Waffen in der Hand zu sterben, weil doch einmal kein anderer Ausweg sey.

Diese ritterliche Stimmung hielt nicht lange vor bei einem Mann, der sich das Ritterthum als ein nothwendiges Uebel hatte einimpfen lassen. Er warf den Helm weg, und war von jetzt an nur darauf bedacht, wie er sein Leben retten wollte; und da das Feuer überhand genommen hatte, und das zweite Thor des Capitols bereits unter fürchterlichem Geprassel zusammengestürzt war: so hielt er es für möglich, in einer Verkleidung zu entschlüpfen. Er legte also seine Rüstung ab, schwärzte und entstellte sein Gesicht, zog einen alten Mantel von schlechtem Tuche an, und verhüllte das Haupt mit einer aus einem Kissen gemachten Mütze, sogar den Bart ablegend, um weniger gekannt zu seyn. In diesem Aufzuge ging er durch die Vorhalle mitten unter die Flammen, kam unverletzt aus dem Capitole, und rief, indem er sich unter das Volk mischte, in kampanischer Mundart: „Aufwärts, aufwärts! dort ist der Verräther."

Schon richtete der größte Theil des Volks seine Augen nach oben; schon durfte er glauben, sich gerettet zu haben. Doch in eben diesem Augenblick donnerte ihn eine Stimme mit den Worten an: „Halt! wohin willst Du?" In demselben Augenblick wurde ihm die Mütze von dem Kopf gerissen. Was den Senator noch mehr verrieth, waren die goldenen Spangen, die er abzulegen vergessen hatte. Als nun Cola sah, daß er entdeckt sey, suchte er sich nicht weiter zu verbergen. „Nun ja, sagte er, ich bin Cola di Rienzo." Dies waren seine letzten Worte, und durch sie sprach er volle Ergebung in sein Schicksal aus. Man faßte ihn am Arme, und führte

ihn, der geduldig folgte, auf den Leo-Platz, wo man die Verbrecher zu verurtheilen pflegte, wo so Mancher durch ihn verurtheilt worden war. Es herrschte eine allgemeine Stille. Eine Stunde lang stand er da, ohne von irgend Einem beleidigt zu werden, verstummt, mit geschwärztem Gesichte und abgeschornem Barte, goldene Spangen an den schlaff herabhangenden Armen, in einem Unterkleide von grüner Seide und in purpurnen Schuhen, wie die Barone sie zu tragen pflegten. Bald sah er den Einen, bald den Anderen von der ihn umgebenden Versammlung an, als wollte er sagen: seyd ihr nicht Thoren? Ein förmlicher Urtheilsspruch über ihn war unmöglich; als Volkstribun hatte er den großen Fehler begangen, sich zum Ritter schlagen zu lassen, und dadurch das Volk veranlaßt, ihn in dem entscheidenden Augenblicke zu verlassen. Als Senator, der den Kampf zwischen Volk und Adel zu Ende führen wollte, war er zu einem Tyrannen geworden, der weder Volk noch Adel verschonen konnte, und daher selbst das erstere zwang, sich gegen ihn zu erklären. Von seinem Jahrhundert gar nicht unterstützt, und eben daher genöthigt mit seiner Persönlichkeit für alles einzustehen, war er bis an das äußerste Ziel gekommen, wo römisches Gemüth vollenden mußte, was durch keinen Ausspruch des Verstandes vollendet werden konnte.

Indem er nun vor den Blicken Aller da stand, trat Cecco de lo Viecchio zuerst an ihn hinan und stieß ihm seinen Degen durch den Leib. Diesem Beispiel folgte der Notar Trejo, welcher ihn in den Kopf hieb. Andere wollten sich dasselbe Verdienst erwerben, und durchstachen

ihn von hinten. Da aber Cola noch immer aufrecht stand, so schlang man um seine Füße eine Schleife, durch welche man ihn zur Erde riß und fortschleppte. Wer dem Leichnam beikommen konnte, durchstach ihn noch unterwegs; und so, von tausend Wunden durchbohrt, wurde er nach dem St. Marcells-Platze geschleift, wo er aufgehänget wurde. Zwei Tage und eine Nacht blieb er hangen; ein Gegenstand des Muthwillens für alle Gassenjungen. Dann wurde er auf Befehl der Colonnas abgenommen, und nach dem sogenannten Austa-Felde gebracht, wo Juden ihn in Emfang nahmen, um ihn zu verbrennen. Es wurde ein großer Scheiterhaufen von trockenen Disteln geschichtet, dessen Flammen die letzten Ueberreste um so schneller zerstörten, je feister er in seinen letzten Lebensjahren geworden war.

So endigte Cola di Rienzo, dessen Unternehmen von seinen Zeitgenossen am wenigsten gewürdigt werden konnte, und den man hinterher sehr oft den letzten römischen Patrioten genannt hat: ohne zu bedenken, daß, wenn der Patriotismus nicht in Thorheit ausarten soll, eine von den Hauptbedingungen ist, daß man nicht Zeiten mit Zeiten verwechsele, und nur dasjenige wolle, zu dessen Durchführung es nicht an Mitteln fehlt. Freilich eine weit schwierigere Aufgabe, als es auf den ersten Anblick scheint, und eben deswegen eine Klippe, an welcher man nur allzu leicht scheitert! Cola aber scheiterte um so nothwendiger an derselben, da er sich mit seiner Eigenthümlichkeit zum Werkzeug eines fremden Willens hingegeben hatte.

Bruchstücke aus einem historisch-medizinischen Berichte über die Armeen, welche 1813 bis 14 an der Niederelbe gefochten haben.

(Fortsetzung.)

II.

Die Rückkehr der großen Armee aus Rußland, wie gering auch die Zahl der Zurückkehrenden seyn mochte, war mit einer Ansteckung verbunden. Durch den örtlichen Brand an den erfrornen Theilen hatten die Krankheiten der Franzosen ein bösartiges Ferment bekommen. Ueberall, wo sie nur erscheinen mochten, theilten sich jene mit; während die Nervenfieber, welche durch das Zusammentreffen der verschiedensten Völker, durch die Anhäufung sehr großer Massen an denselben Orten, endlich durch Mangel, Kälte und erschöpfende Anstrengungen, sich auch in den verbündeten Heeren ausbildeten, selten und nur unter den ungünstigsten äußeren Umständen, den Charakter wahrer Fäulniß annahmen.

Durch nichts aber wurde die Sterblichkeit so sehr vermindert, durch nichts der Charakter der herrschenden Krankheit so sehr gemäßigt, als durch die endliche Umstimmung der Gemüther. Eben die Neigung zur Schwäche und Hinfälligkeit, welche die Krankheiten seit 16 bis 18 Jahren angenommen hatten — eine Neigung, welche

den Wechsel der Theorieen, besonders aber das Aufkommen des einseitigen Brownianismus entschuldigt — verwandelte sich in den letzten Jahren, nachdem man feste Entschlüsse gefaßt und durch frohe Erwartungen die Gemüther gestärkt hatte, plötzlich in die Neigung zur Entzündung und überströmenden Plastik. Die Asthenie ward zur Sthenie, der Schwächling bekam Spannkraft, und der, dem diese nicht fehlte, bekam Gelegenheit, sie anzuwenden. Wie uns die Franzosen durch ihren revolutionären Enthusiasmus in einer früheren Periode, wie sie es nannten, demoralisirten: eben so wirkte der wohlbegründete und gesetzliche Eifer der Deutschen auf sie zurück.

Der Geist der Verkehrtheit, der von dem Augenblick an, wo Moskau in Flammen aufloderte, über sie kam, und sich in allen ihren Unternehmungen aussprach, that sich auch bei der an der Niederelbe stehenden Armee kund, in nichts so sehr, als in der Sorge für ihr physisches Wohl; und hierüber die nöthigen Aufschlüsse zu geben, scheint um so verdienstlicher, je mehr zu wünschen ist, daß die Lazarethanstalten in Deutschland eine Organisation erhalten mögen, welche ihrer ewigen Bestimmung entspricht.

Marschall Davoust, welchem mehr daran gelegen war, seine Soldaten zu erhalten, als in Thätigkeit zu setzen, sparte weder Härte noch Gewalt, um sich zu verschaffen, was ihm zu seinem Zwecke nothwendig schien; und die Anstalten, die er in diätetischer Hinsicht traf, zeigten ihn in dem Lichte eines Anhängers des den Franzosen sonst so fremden Brownianismus, eines Schwesterkindes des politischen Terrorismus. Ausgeschrieben wur-

den die furchtbarsten Requisitionen, und unbedenklich beraubte man die Stadt, wie die Nachbarschaft, aller der Vorräthe, aller der Dinge, welche theils zur eigenen Bequemlichkeit dienen, theils der Nachkommenschaft aufgespart werden. Lübeck mußte seine alten, weit bekannten Weinkeller ausleeren, und die Stückfässer auf eigene Kosten in die französischen Militär-Magazine nach Hamburg liefern, wo sie mit denen, die den Hamburgern und in einigen anderen kleineren Oertern geraubt waren, in drei Monaten zusammengebracht wurden. Den Sommer hindurch gab es französische Lazarethe in Lüneburg, Stade, Harburg, Bergedorf, Möllen, Schwerin und Lübeck, worein Verwundete und Ruhrkranke gebracht wurden; in Hamburg selbst war ein sogenanntes bleibendes Lazareth (hôpital sédentaire) und ein zweites für das 13te Armee-Corps errichtet. In keiner von diesen Anstalten wurde an Ersparung gedacht. Als nun Marschall Davoust mit der ganzen Armee in den ersten Tagen des Dec. nach Hamburg zurückging, und die beiden daselbst befindlichen Anstalten für die zunehmende Zahl der Kranken nicht mehr ausreichten, mußten noch einige 60 Gebäude eingeräumt, und auf Kosten der Hamburger eingerichtet und unterhalten werden. Dazu kamen eine sogenannte Central-Apotheke und ein Reserve-Magazin, gleichfalls auf Kosten der Einwohner errichtet und unterhalten. Der Zuschnitt war Anfangs auf 5000 gemacht; er stieg aber in der Folge auf 8000 und zuletzt auf 10,000. Was an Sachen dazu requirirt wurde, übersteigt beinahe allen Glauben. Noch am 14 Mai enthielten, ungeachtet des Statt gehabten Verbrauchs

und der untergelaufenen Betrügereien, das Reserve-Magazin gar nicht in Anschlag gebracht, die französischen Lazarethe: 6744 Bettstellen, 8340 Strohsäcke, 7916 Strohkissen, 1500 Federbetten, 556 Federkissen, 1210 Matratzen, 8 Kissen, 13807 Decken, 37124 Bettlaken, 17753 Hemden, 8422 Mützen, 1818 Kapots, 784 Pantalons. Mit voller Wahrheit kann man behaupten, daß keine der im Felde gestandenen Armeen so gut eingerichtete und wohl versehene Hospitäler gehabt habe.

Allein theils waren diese Einrichtungen allzu spät getroffen worden, theils spielte der Geist des Betrugs und des Leichtsinns, welcher den größten Theil der französischen Beamten im Auslande auszeichnet, auch in diesen Anstalten eine so bedeutende Rolle, daß den gemeinen Soldaten nur sehr wenig Pflege zu Theil wurde. Die Hospitäler standen meist unter dem Commissär-Ordonnateur des 13ten Armee-Corps, Herrn Thomas. Diesem Manne, dem es vielleicht nicht an Redlichkeit fehlte, ging wegen eines sehr unvortheilhaften Aeußeren sehr viel von der auf einem solchen Posten nothwendigen Autorität ab; und die Folge davon war, daß in die Lazareth-Verwaltung Mißbräuche aller Art sich einschlichen. Als nun die Wirkungen derselben in der überhand nehmenden Sterblichkeit nicht länger verkannt werden konnten, verordnete Marschall Davoust eine Untersuchungs-Commission, an deren Spitze er den Grafen Chaban stellte. Das Resultat derselben war, daß der allgemeine Magazin-Aufseher Martinet, wegen seiner und Anderer Verbrechen, plötzlich erschossen wurde. Graf Chaban selbst starb unmittelbar darauf am Hospitalfieber. Die

Hospitäler wurden von jetzt an dem Commissär-Ordonnateur Monnay übergeben; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß sie eine nützliche Reform erhielten. Ein wesentliches Gebrechen derselben aber war und blieb, daß nicht Ein Arzt die Direction der Hospitäler erhielt und mit derselben die Verantwortlichkeit übernahm. Denn, wenn ein Verein von drei bis vier Medizinal-Officianten dem ersten Krieges-Commissarius untergeordnet ist, so pflegt die Folge davon keine andere zu seyn, als daß alle ihre Pflicht gleich sehr vernachlässigen, die daraus entspringende Schuld von sich auf Andere abwälzen, und immer Mittel finden, sich der verdienten Rüge zu entziehen.

Das ganze Jahr 1813 war, mit Ausnahme der Monate Juli und Aug., wo die glühende Hitze und der heftige Staub unter den marschirenden Truppen sehr viele, sogar epidemisch-herrschende, Augenentzündungen erzeugte, feucht und naß. Ueberall bildeten sich katarrhalische Krankheiten aus, welche eine besondere Hinneigung zur Nervosität hatten, und hin und wieder als Lungenentzündungen, nicht selten als Hirnaffectionen erschienen, welche alsdann, gerade so wie häufig die Kopfverletzungen, mit gallichten Zufällen verbunden waren. Denselben Charakter hatte auch das Jahr 1814, wo indeß, während der eben so plötzlichen als heftigen Kälte in den Monaten Jan. und Febr., die eigentlich nervösen Krankheiten sehr überhand nahmen, und Personen, welche durch Durchfälle oder Ruhren geschwächt waren, eine Neigung zur Colliquation mittheilten, die ihnen äußerst gefährlich wurde. Groß war die Sterblichkeit unter den

Dänischen Truppen, was vielleicht am meisten ihrer schlechten Bekleidung beigemessen werden muß. Sie war indeß nicht geringer unter den besser bekleideten Schwedischen Truppen, welche, wiewohl sie, dem Feinde gegen über, höchstens 300 Mann eingebüßt hatten, kaum mit der Hälfte ihrer Mannschaft nach Schweden zurückkamen. Dänen und Schweden hatten in ihrer Lebensweise das mit einander gemein, daß sie sehr große Quantitäten von Nahrungsmitteln mit viel Milch und Bier zu sich nahmen, und dies nicht, wie die mäßigeren Deutschen und Russen, durch eine im richtigen Verhältniß genossene Portion geistiger Getränke verbesserten. Beide Nationalen litten daher gleich sehr an langwierigen Durchfällen und Nervenfiebern. Dagegen büßte die Russisch-Polnische Armee, welche Hamburg belagern sollte, sehr wenig Menschen ein; ungefähr nur den 15ten Mann in Lazarethen, indeß beiläufig 1000 Mann in den Gefechten blieben. Auf eine ganz eigenthümliche Weise versah es der Marschall Davoust bei den Französischen Truppen.

Diese bestanden zwar größtentheils aus Individuen, welche bereits durch den Krieg abgehärtet waren; indeß fehlte es auch nicht an Neu-Conscribirten, welche die zur Ertragung der Beschwerden erforderliche Reife bei weitem noch nicht erreicht hatten. Um diesen nun die nöthige Härtung zu geben, ließ Davoust sie fleißig bivakiren, sogar in einer Jahreszeit, welche den Freilagern höchst ungünstig ist; damit sie aber die Kräfte gewinnen möchten, dem Einfluß der Witterung zu widerstehen, so wurden nicht nur starke Weine, sondern auch Gewürze aller Art, vorzüglich aber Pfeffer, unter ihnen vertheilt.

Diese Mittel brachten die entgegengesetzte Wirkung von derjenigen hervor, welche sich der Marschall davon versprochen hatte. Die katarrhalischen Affectionen blieben nämlich bei den jungen Leuten nicht aus; die starken Weine und Gewürze aber bewirkten, daß sie in wirkliche Entzündungen übergingen, woraus Lungenschwindsuchten und auszehrende Fieber in einer Menge entstanden, wie sie vielleicht niemals irgend eine Armee in der Welt gesehen hat. Die Hospitäler in Hamburg füllten sich dergestalt, daß in den Monaten Jan. und Febr. 1814 nicht mehr und nicht weniger, als 10,000 Mann aufgehäuft waren, von welchen täglich 60 bis 70 starben, also, daß selbst nach Eröffnung der Thore im Monat Mai noch täglich 30 bis 40 zur Erde bestattet werden mußten. Zu dieser großen Sterblichkeit mochten freilich mehrere Nebenumstände beitragen. Ein solcher war, daß die größeren Hospitäler in Gebäuden angelegt waren, welche wegen ihrer Bauart (es waren ursprüngliche Speicher) entweder gar nicht, oder doch nur an wenigen Orten erwärmt werden konnten: denn hierdurch wurde bewirkt, daß in den letzten Tagen des Jan. und Febr. mehrere Kranke in ihren Betten erstarreten, und die Brust-Affectionen Anderer in hektische Fieber und Vereiterung übergingen. Ein zweiter, nicht minder nachtheilig wirkender, Umstand war, daß sich in den 7 bis 8 Fuß hohen, mit 200 bis 250 Kranken angefüllten Böden eine Hospital-Mephitis erzeugte, welche allen, die nicht daran gewöhnt waren, sehr gefährlich wurde, und ganz unstreitig die Ursache einer zurückbleibenden Schwäche und häufiger Rückfälle war. Die französischen Aerzte

behaupteten zwar, keine eigentlich ansteckende Krankheiten in ihren Hospitälern zu haben; allein diese Behauptung wurde widerlegt, einerseits durch die Ansteckung, welche Krankenwärter und Genesende in der Stadt verbreiteten, andererseits durch die Nothwendigkeit, worin man sich befand, Civil-Aerzte requiriren zu müssen, als die Militär-Aerzte zusammengeschmolzen waren.

Nach den Listen der französischen Lazareth-Direction waren vom 1 Juni bis 1 Dec. 1813. 19,890 Kranke ins Hopital sedentäre aufgenommen worden, von welchen 14,458 genesen, 1710 gestorben waren. Seit der Rückkunft des Marschalls nach Hamburg, d. h. vom 1 Dec. 1813 bis 21 Mai 1814, hatte seine Armee 36,833 Kranke, von welchen 6666 in diesem Zeitraume starben. Die Gesammtzahl der in französischen Hospitälern verpflegten Kranken betrug, vom 1 Juni 1813 bis 1 Juni 1814, 56,723, von welchen, nach Angabe der Direction, 8376 starben. Allein diese Liste war nicht genau, wie selbst die französischen Behörden eingestanden, und es ist eine aus dem städtischen Todtengräber-Amt erwiesene Sache, daß in sämmtlichen Hospitälern wenigstens 10,000 gestorben sind: eine höchst bedeutende Zahl, wenn man erwägt, daß Davoust's Armee ganz vorzüglich genährt und gekleidet war. Vielleicht läßt sich kein Factum anführen, welches so entscheidend gegen allzu frühe Aushebungen spräche, und die Nothwendigkeit einer gewissen körperlichen Reife zum Soldatenhandwerk noch mehr ins Licht setzte. Nach der Uebergabe der Stadt wurden noch 4693 Kranke in den Hospitälern vorgefunden; und doch waren schon vor dem Einmarsch

der russischen Truppen bereits 11 Schiffe mit Genesenden, Krüppeln, Gelähmten und Schwachen abgegangen, an welche sich eine Menge verhaßter Mauthbeamten und Employés angeschlossen hatte.

Die Hospitäler selbst machten, trotz ihrer schönen Geräthschaften und der ungemeinen Reinlichkeit in den Krankensälen, auf Jeden, der sie sah, einen betrübenden Eindruck, indem die Betten meistens mit 17- bis 18jährigen Jünglingen angefüllt waren, welche an Brust-Affectionen litten, von den leichtesten Graden der Lungenentzündung, bis zur gänzlichen Vereiterung. Dies war der erste Eindruck, den man erhielt; denn unter den Kranken bemerkte man, die Verwundeten etwa ausgenommen, gar keine ältliche Personen, deren es unter der 24000 Mann starken Besatzung doch nicht wenige gab.

Obgleich in den letzten Tagen des Mai die Fenster ausgenommen waren, und ein freier Durchzug der Luft Statt fand, so waren die Ausdünstungen doch noch sehr unangenehm; vielleicht um so mehr, weil in denselben eine zurückstoßende Kraft liegt, vermöge welcher der Südländer den Nordländer eben so wenig ertragen kann, als der letztere den ersteren. Selbst die an die Hospitäler stoßenden Straßen hatten einen widrigen Geruch, welches unstreitig von der Gewohnheit der Franzosen herrührte, den Schmutz da zu belassen und anzuhäufen, wo er nicht ins Auge fällt. So groß war der Schmutz, und zugleich so beschwerlich, daß General Bennigsen, weil die Franzosen zuletzt auch die Pferde der Bürger abgeschlachtet hatten, sich entschließen mußte, den

Hamburgern täglich 40 mit vier Pferden bespannte Armee-Fuhrwerke zu geben, wenn sie schneller davon befreit werden sollten. Beim Wegräumen des Unraths fand man hin und wieder thierische Gerippe und Leichname; bei dem ganzen Geschäft, wie ekelhaft es auch seyn mochte, zeigte sich indeß, daß nur der kranke lebende Mensch dem Gesunden gefährlich ist, und daß die Intensivität der sich in der Atmosphäre ausbildenden, und sich ihr mittheilenden Krankheitsstoffe nur von der Zusammenhäufung der Kranken abhängt, und den leblosen Materien, wenn sie der Luft ausgesetzt sind, nur auf eine sehr kurze Zeit als wirksam anklebt. Fäulniß organischer Stoffe erzeugt bei geschwächtem lebendigen Widerstande allerdings wieder Fäulniß: aber die sich von den Excretionen organischer Körper entwickelnde Mephitis scheint nur unangenehm, nicht schädlich zu seyn; wenigstens erkrankte in Hamburg niemand, der an der Reinigung Theil nahm. Von den Einwohnern hatten die gemeinen Juden am meisten gelitten, welches sie unstreitig dem An- und Verkauf entwendeter Hospital-Effecten und einer näheren Verbindung mit dem Militär verdankten; sie gerade waren es, die in den ersten Tagen nach der Wiedereröffnung der Thore in den höchstschmutzigen Straßen durch ihr ameisenartiges Hin- und Herlaufen, und durch ihre Schmutz- und Schattengestalten den lebhaftesten und widerlichsten Eindruck machten. Das schrecklichste Schicksal aber hatten die am ersten Weihnachtsfeiertage Vertriebenen erduldet, welche, ohne irgend eine vorhergegangene Bekanntmachung, während der strengsten Jahreszeit Abends in einer Kirche zusam-

menge-

mengetrieben, und am folgenden Morgen mit Weib und Kind halbnackt durch Soldaten aus der Stadt geschafft wurden; denn ehe sie einen Zufluchtsort fanden, starben mehrere von ihnen im Elende, und die Anderen verbreiteten eine Ansteckung, die sie furchtbar machte. Die Zahl dieser Vertriebenen betrug 30,000. Sechs bis 7000 davon starben in den nächsten Monaten. Hamburg, welches im Jahre 1805 mit Einschluß der Vorstadt St. George 130,000 Seelen zählte, bestand am 23 März nur noch aus 62,317 Menschen, welche nachgewiesen hatten, daß sie gut versorgt wären, und welche es in Wahrheit auch in einem so hohen Grade waren, daß sie einen bedeutenden Theil von ihren Vorräthen an die Besatzung abgeben konnten. Was eine noch größere Verheerung hintertrieb, war die Kriegspolitik der Verbündeten in Ansehung solcher Festungen, welche ihren Operationen nicht weiter hinderlich waren.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung; doch kaum zur Freude der Hamburger. Von den 15 Millionen Franken, welche der Marschall seit dem 11 Nov. 1813 aus der Bank genommen hatte, waren, nach Auszahlung aller bis zum 15 Juni 1814 fälligen Summen, noch 1,718,254 Fr. übrig geblieben. Diese wenigstens hätten den Hamburgern zurückgegeben werden sollen. Doch, indem man von glänzenden Entschädigungen sprach, betrog man sie auch um diesen letzten Rest, indem es nicht an Personen fehlte, welche sich für ihre geleisteten Dienste bezahlt machten. So reich war die franz. Armee bei ihrem Abzuge aus Hamburg, daß sie für ihr Banksilber das Gold zu jedem Preise kaufte, und

für den Friedrichsd'or 18 Mark zahlte. Was an die Stadt zurückgegeben wurde, war, Dank sey es dem Gauner-Geiste französischer Militär-Beamten, von so geringem Belange, daß sie sich würden geschämt haben, wenn die Schaam da, wo sie getheilt werden soll, nicht sogleich verschwände.

III.

Das Resultat des bisher Bemerkten ist, daß die französische Armee unter dem Marschall Davoust, die mit Inbegriff der Holländer, Italiäner, Polen, und der Frankreich einverleibten Deutschen während des letzten Jahres aus mehr als 56,136 Mann bestanden hatte, selbst in Verbindung mit der dänischen Armee, welche mit ihren Verstärkungen über 18,000 Mann längst organisirter, zum Theil sogar alter Truppen ausmachte,

1) nichts gegen die Zweidrittel schwächeren Alliirten ausrichtete;
2) in ihren mit vielen Beamten und großen Bequemlichkeiten versehenen Hospitälern, an Franzosen über 11,000, an Dänen über 3000 Mann verlor;
3) von der ganzen Masse nur 37,000 Mann übrig behielt.

Wogegen das ihnen bis Ende Jan. entgegenstehende Wallmodensche Armee-Corps, welches sich erst neu organisirte, täglich zunahm, und mit Ausschluß von 4500 bis 5000 Schweden unter dem General Vegesack, von 10,300 Kranken, unter welchen sich 1900 Verwundete,

und von diesen 7 bis 800 zum Theil schwer blessirte Kriegesgefangene befanden, nur 362, mithin kaum den 28sten Theil seiner Kranken verlor; das Bennigensche Armee-Corps aber, nach sehr großen Beschwerden, die es auf seinen Hin- und Hermärschen ausgestanden hatte, in den Hospitälern nur den 15ten Mann sterben sah.

Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung war:

1) daß General Wallmoden, mit eben so viel Klugheit als Umsicht und wahrer Menschlichkeit, alles Ersinnliche that, um durch angemessene Verpflegung und Bekleidung der Truppen, selbst unter fortdauernder Bekämpfung aller sich ihm entgegen stellender Hindernisse, Krankheiten zu verhindern, zugleich dafür sorgend, daß er nie genöthigt war, seine Hospitäler zurück zu verlegen;

2) daß die Direction des Medizinal-Wesens (ungeachtet die aus England übersandten vortrefflichen Hülfsmittel an Utensilien, Instrumenten und Arzneimitteln Anfangs nur sehr sparsam, und selbst nach ihrer Wiederausschiffung im September, wegen der Kostbarkeit des Transports, bei weitem nicht in dem beabsichtigten Umfange angewendet werden konnten) Alles aufbot, um die Hospital-Ansteckung zu verhindern, und Krankheiten frühzeitig zu unterdrücken, welches auf eine ausgezeichnete Weise gelang;

3) daß dieselbe Direction niemals eine große Ansammlung von schweren und vielen Kranken in derselben Stadt, noch weniger in demselben Gebäude zugab;

4) daß sie mit der größten Strenge für eine angemessene und reinliche Verpflegung der Kranken sorgte, wobei der biedere Sinn der Mecklenburger allerdings auf das Erfolgreichste mitwirkte.

Für Personen, welchen die Leitung oder auch die unmittelbare Führung des Kriegswesens obliegt, mögen aus dem Mitgetheilten die Lehren entnommen werden:

1) daß der kranke Soldat gerade so viel kostet, als drei gesunde, und daß, während Andere seinen Dienst verrichten, bei Zunahme der Krankheiten, eine nicht unbedeutende Zahl als Krankenwärter, Commandirte u. s. w. dem Felddienste entzogen werden müssen, wodurch, in beinahe unglaublicher Steigerung, eine Veränderung sowohl der in Reih und Glied fechtenden Mannschaften, als der Kassenvorräthe entsteht;
2) daß bei einer Armee alles darauf ankommt, so wenig Kranke wie immer möglich, zu bekommen, die vorkommenden aber so schnell als möglich wieder herzustellen, und daß deshalb die Verbesserung und Erhaltung aller dahin abzweckenden Mittel, nach der Besorgung einer ausreichenden und gesunden Verpflegung der Fechtenden, die erste Pflicht jedes commandirenden Generals seyn müsse;
3) daß für die Erhaltung des Lebens der Erkrankten es viel besser seyn würde, gar keine Hospitäler zu haben, als Tausende von ihnen in schlechten, niedrigen und kleinen Gebäuden anzuhäufen, und durch die sich unter solchen Umständen nothwendig entwickelnde ansteckende Atmosphäre in gefährli-

chere Krankheiten verfallen und sich aufzehren zu lassen; zumal da die meisten zurückbleibenden Soldaten ursprünglich nur durch Entbehrungen und Beschwerden entkräftet, aber nicht zugleich tödtlich krank sind.

Für Diejenigen, welche die Administration des Medizinalwesens leiten, wird es daher zur Hauptpflicht, diese wahre Lage der Dinge immer vor Augen zu haben, und sich nicht einzubilden, daß sie etwas Heilsames thun, wenn sie auf zierlichen Listen in mannichfaltigen Rubriken Verzeichnisse von Unglücklichen einreichen, welche in sehr förmlichen, aber mangelhaft eingerichteten Lazareth-Anstalten umgekommen sind, wiewohl sie ohne große Mühe hätten gerettet werden können. Anstalten, besonders aber Hospitäler, können der Ordnung gar nicht entbehren, und wesentlicher Theil der Ordnung ist, unter den in ihnen untergebrachten Soldaten Subordination und Zucht zu erhalten; allein dies ist nicht sehr schwierig, da der Soldat daran gewöhnt ist. Bei weitem wichtiger ist, daß alle bloße Formalität stets der schnellen Benutzung der unter gegebenen Umständen besten Hülfsmittel weiche, und nächstdem nichts so sehr berücksichtigt werde, als daß eine zweckmäßige Beköstigung und eine richtige medizinische Polizei, keinesweges aber die spezielle Therapie, das große Erhaltungsmittel der in Hospitälern liegenden Kranken ist. Durch das Auffassen dieser Ansicht von dem gesammten Lazarethwesen würde man nach und nach dahin gelangen, zu verhindern, daß in den Hospitälern nicht mehr, bei weitem mehr umkämen, als in den Schlachten. Eine Hauptsache aber ist und

bleibt es, niemals 16. bis 17jährige Jünglinge, wie es beim Davoustschen Corps der Fall war und selbst in Deutschland immer allgemeiner zu werden beginnt, zu den Beschwerden eines activen Krieges zuzulassen; überhaupt aber in Absicht der Rekrutenwahl höchst sorgsam, und zwar im Ganzen hauptsächlich nach dem Maaßstabe ihrer physischen Kräfte zu Werke zu gehen. Denn schwache kränkliche Leute, welche im ruhigen Dienste ganz brauchbar seyn können, sind activen Armeen, wo an den Tagen der Entscheidung selbst die Stärksten einen großen Kraft-Aufwand machen müssen, um ein glänzendes Resultat zu gewinnen, sogar gefährlich, weil sie gerade dann, wenn es am meisten gilt, ausfallen, und so die Sache verderben. Ganz junge Menschen füllen nur die Hospitäler, und werden statt der Hülfe, die man von ihnen erwartet, nur zu einer Beschwerde der Armee.

Geschichte des Bücher-Nachdrucks, von Georgius.

Einleitende Bemerkungen und Ausschweifungen.

Es ist bisher zwischen den Vertheidigern des Büchernachdrucks und den Wortführern des Buchhandels ein Streit auf eine sonderbare und verwirrende Weise geführt worden.

Die Letztern übernahmen, mehr zu beweisen, als ihnen obliegt, indem sie eine neue Anstalt unmittelbar aus dem Naturrechte ableiten wollten, die einer solchen Ableitung nicht bedarf.

Sie ist mit Zustimmung des größten Theils der gebildeten Welt erfunden und allmählich auf ihre ganz eigene Weise ausgebildet worden, und es kommt gar nicht darauf an, ob auf sie die herkömmlichen Rechtsbegriffe anwendbar sind oder nicht.

Es giebt auch andere ältere und neuere Institute, die durch den Gesammtwillen der meisten Menschen errichtet worden sind, und für die man nicht unmittelbar aus dem Naturrechte oder aus den vorhandenen Rechtsverhältnissen Namen und Begriffe und Bestimmungen zu entlehnen vermag. Wenn man es dennoch zu thun versucht, zerstört man nicht nur deren eigenthümliche Natur, sondern versetzt auch den menschlichen Geist in eine, alle Fortbildung hemmende und Unheil bringende, Zirkelbewegung.

Wenn diese eintritt, und wenn deswegen ein ganz neues menschliches Uebereinkommen in vorhandene Begriffe eingefüget werden muß: so ereignet sich, daß das Wesen einer neuen Stiftung nicht aus deren Zweck und Entstehung bloß historisch entwickelt, sondern anfangs furchtsam, in der Folge aber mit einer verblendenden Hartnäckigkeit, theils aus selbstgewählten Benennungen, theils aus Vergleichungen mit schon vorhandenen Anstalten gefolgert wird, mit denen kaum eine große Aehnlichkeit, geschweige denn eine Gleichheit, darzuthun ist.

Gleich den Metallurgen, die allzulange ihre Wissenschaft beengten, indem sie die vielfältigen Metalle einigen wenigen Arten zuzuzählen versuchten, verfuhren auch die Rechtsgelehrten; und ihre sowohl pedantische als despotische Sucht, ältere Rechtsverhältnisse zu einem Inbegriff neuer, positiver Einrichtungen zu machen, hat der bürgerlichen und politischen Welt von je her und bis in die neuesten Zeiten großen Schaden gebracht, weil eben alle Pedanterei despotisch, und aller Despotismus pedantisch ist.

Wir führen einige Beispiele an. Wort und Würde eines Imperators entlehnten, im Widerspruch mit ihrer Verfassung, die republikanischen Römer von den aristokratisch-monarchischen Etruskern. Die Imperatorwürde legten sich die Cäsarn als eine persönliche, eigenthümliche und erbliche bei; und Karl der Große nahm sie mit dem Titel eines Römischen Kaisers an, woraus er und seine Nachfolger, und zuletzt fast alle Monarchen, Ansprüche auf eine, der Römisch-kaiserlichen ähnliche, unbeschränkte Machtvollkommenheit ableiteten, welche, sie mochte nun

bloß verlangt oder erlangt werden, zur Beunruhigung und zum Unglück der Welt gereichte, und im Widerspruch stand mit dem Wesen Deutscher Verfassungen und mit der Denkungsart Deutscher Völker, ja sogar mit dem Christenthume. Napoleon erklärte sich zum Kaiser, und zugleich zum Nachfolger und zum Erben der Macht Karls des Großen. Nichts war nun natürlicher, als daß der Wiedererwecker des abendländischen Römischen Reichs sich auch zum Wiederhersteller des morgenländischen berufen fühlen mußte, weil ja bekannt ist, daß die Theilung jenes alten Römischen Reichs in ein occidentalisches und orientalisches sehr viel zu dessen Untergang beigetragen hat.

Ferner: die Deutschen Völker — und mit ihnen stimmten die kanonischen Gesetze überein — kannten keine Zinsen im Sinne des Römischen Rechts, sondern hatten dagegen Rentenkäufe und Verkäufe, wodurch der Käufer für die Zeit, auf welche ihm der Ertrag eines Grundstücks überlassen wurde, Eigenthumsrechte erlangte. Die, in die Römischen Gesetze verliebten, Rechtsgelehrten glaubten dennoch zwischen einem Deutschen Renten- und einem Römischen Pfandinhaber nicht nur eine Aehnlichkeit, sondern auch eine Gleichheit zu erblicken, weswegen sie den Rentenbesitz ein Deutsches Pfand (pignus germanicum), und den Rentenbesitzer einen Pfandinhaber nannten, und dadurch machten, daß das eigenthümliche Deutsche Geschäft, und die, ihm entsprechende, Deutsche Denkungsart unterging; daß Römische Begriffe vorherrschend, und daß im Laufe der Zeit der Geldwerth höher geachtet wurde, als der Werth des

Grundeigenthums, und der, mit demselben gepaarte, bürgerliche Menschenwerth der Deutschen.

In einen ähnlichen Fehler verfiel man in Rücksicht des unschuldigen Buchhandels, der durch die Schuld seiner, zwar wohlgesinnten, aber mit unbrauchbaren Rechtswaffen ausgerüsteten Verfechter sehr leiden mußte, und fast rechtlos wurde, als er rechtlich begründet werden sollte.

Diese Verfechter und Vorfechter desselben übersahen, daß er allerdings, wie alle menschliche Anstalten, einige Fehler an sich trage, die als Ausgeburten des Zustandes anzusehen sind, dem gemäß er, von seinem Ursprunge an, mit dem Nachdruck zu kämpfen hat, wenn ihm auch über den letztern ein Triumph zu Theil geworden ist, wegen dessen er nun für ein Kind des Lichts, wie der Nachdruck für ein Kind der Finsterniß; wegen dessen er für ein rechtliches und ehrendes, so wie der Nachdruck für ein unehrliches und Schande brigendes Gewerbe angesehen wird.

Fortsetzung. Lage und Streitmanier der Partheien.

Daß der Buchhandel allerdings einiger Verbesserungen fähig und mit Freuden gewärtig sey, muß man demnach einräumen, wenn man recht zuversichtlich für seine angestammten und unverletzlichen Rechte kämpfen will.

Weil dies übersehen wurde, und weil man *) den

---

*) Dies thaten die hochachtungswürdigsten Männer, z. B. Feder.

Buchhandel gerade nach der Verfassung, in welcher er sich nun einmal befand, theils unmittelbar aus naturrechtlichen Ideen, theils aus Begriffen des Römischen Rechts entwickeln wollte, und dabei beide bald mit einander vermischte, bald mit einander verwechselte: so setzte man ihn in eine sehr ungünstige Lage, besonders aber dadurch, daß man eine rechtliche Deduction des Buchhandels gab, anstatt eine des Nachdrucks von den Vertheidigern des letztern zu verlangen.

Denn, wenn eine Obliegenheit zur Beibringung einer solchen Deduction statt fand oder statt findet: so konnte und kann sie einzig und allein auf Seiten des Nachdrucks vorhanden seyn, weil ja die Rechtmäßigkeit des, ihn ausschließenden, Verlags- und Buchhandels nach einem fast allgemeinen Einverständnisse der literarischen Menschen anerkannt war und ist.

Demungeachtet übernahm der letztere — gleichsam als ob er sich in einer unrechtlichen Lage befinde — die erwähnte Vertheidigung, oder drängte sich, von dem Bewußtseyn seines rechtlichen und ehrlichen Daseyns durchdrungen, voreiliger Weise hinzu, um dasselbe zur Anschauung zu bringen.

Als er dabei das, was in den äußern Beziehungen seines Wesens lediglich irdischen Ursprungs und veränderlicher Natur ist, als etwas durch ewige Gesetze unmittelbar Begründetes und fast Unvergängliches darstellen wollte: so setzte er dadurch den Nachdruck und dessen Verfechter in die überaus vortheilhafte Lage, daß sie von den Gründen, welche er vorbrachte, bloß die unzureichenden ins Auge fassen und bestreiten durften. Dies

wurde ihnen sehr erleichtert, indem die Sachführer des Buchhandels diesen nicht als ein in sich vollendetes Ganzes betrachteten, sondern dessen Verhältnisse und Eigenschaften vereinzelten, und jede, abgesondert von der andern, mit ältern Rechtsverhältnissen verglichen, um sie mit schon vorhandenen Benennungen zu bezeichnen.

Ob man gleich wollte und glaubte, daß diesen Vergleichungen die Kraft vollgültiger Beweise beiwohne: so waren sie doch, wie alle andere Vergleichungen, nur bis zu einem gewissen Punkte zutreffend, und über diese hinaus, wie auch das Sprüchwort sagt, hinkend *).

Die Blößen, welche man dadurch gab, bemerkten und benutzten zu ihrem Vortheil die Vertheidiger des Nachdrucks, weil sie einsahen, daß sie den letztern einigermaßen zu rechtfertigen vermöchten, wenn sie sich gerade bei den Punkten in die vorgebrachten Rechtsvergleichungen einhäkelten, wo diese als hinkend erschienen, um in ein ansteckendes Hohngelächter über dieselben aus-

---

*) Wenn man die Schrift erwäget, welche unter dem Titel: „Denkschrift über den Büchernachdruck; zugleich Bittschrift um Bewirkung eines Deutschen Reichsgesetzes gegen denselben, 1814" erschienen ist: so findet man, daß sie mehrere sehr schwache Gründe aufgenommen hat, die, neben den wichtigen und unwiderlegbaren, einen ungünstigen Eindruck verursachen, und sogar fähig sind, der guten Sache zu schaden, welches überall geschieht, wo man sagen kann, daß die Gründe mehr gezählt, als gewogen sind. Denn die Advokaten des Nachdrucks dürfen sich nur an die schwachen Gründe halten, und deren Unhaltbarkeit zeigen, um dadurch, wie es in Partheisachen gewöhnlich ist, zuerst sich, und dann, wo möglich, auch Andere zu verblenden.

zubrechen, und um sie auch in Rücksicht der zutreffenden Punkte mit einer zweifelhaften Dunkelheit zu umgeben.

Dies geschieht eben, und gelingt zuweilen, vermöge jener unvertilgbaren menschlichen Sehnsucht nach Ideen-Deutlichkeit, die öfters und besonders dann zu einer verwirrenden Begierde wird, wenn sie sich oder Andern ganz neue Dinge, durch Aufsuchung ihrer Aehnlichkeiten mit ältern, verständlicher machen will, und wenn dabei die Partheisucht, wie sie immer thut, eine Verdunkelung herbeiführet.

Zu einem solchen Zustand der Dinge gaben die Rechtsführer des Buchhandels Anlaß, als sie diesen bei Ehren und Würden erhalten wollten: anwendend auf ihn die herkömmlichen Begriffe vom Eigenthumsrechte und von Abtretung (Cession) desselben, und auf den Nachdruck, Namen und Begriff eines Diebstahls, u. s. w.

Dagegen führten die Advokaten des Nachdrucks an, daß in den gegenseitigen Verhältnissen des Buchhandels und des Nachdrucks nicht Alles, sondern mehr oder weniger, vorhanden sey, als die vergleichungsweise angeführten Rechtsbegriffe in sich enthalten.

Daraus leiteten sie die Folgerung ab: daß, weil der Buchhandel seine Gerechtsame auf die versuchte, gelehrt scheinende, und dennoch ungebührliche, Art nicht überall zu deduciren vermöge, der Nachdruck zu rechtfertigen und rechtmäßig sey.

In dieser Lage befindet sich noch gegenwärtig der Streit zwischen den Wortführern des Buchhandels und den Advokaten des Nachdrucks.

Rechtliche Betrachtungen.

Wir wollen nun versuchen, diesen Streit auf eine Weise zu beseitigen, wodurch der Buchhandel wieder in die Rechte eingesetzet wird, womit er bei und nach der Entstehung der Buchdruckerei ausgestattet worden ist.

Alles, an und für sich nicht vernunftigwidrige, Positive, was, vermöge eines ausdrücklichen oder still-schweigenden Uebereinkommens, von den Menschen für rechtlich und ehrlich gehalten wird, das bedarf, außer der Berufung auf ein solches, ewigen Rechten entsprechendes, Uebereinkommen, keiner Begründung mittelst einer Zurück- und Ableitung aus herkömmlichen Rechtsbegriffen.

Die lehenrechtlichen Verhältnisse wurden z. B. eingeführt und für rechtmäßig anerkannt, und werden es noch, da man sie mehr aus Gründen des Nutzens, als des Rechts, zu vertilgen sucht, ohne daß es möglich war und ist, sie auf das Naturrecht zu begründen, und sie darzustellen entsprechend den, vor ihrer Erfindung gewöhnlichen, Rechtsideen.

Die Testamente wurden für gültig erachtet, obwohl man von ihnen sagen kann, daß sie dem Naturrechte widerstreiten, welches kein Recht kennt, die Handlungen künftiger Geschlechter zu bestimmen. Der, willkürlich aufgestellten Befugniß, Testamente zu machen, widersprach die gezwungene Hinterlassung eines Pflichttheils, und dennoch wurde diese eingeführt; und alle diese und mehrere ähnliche Rechts-Institute bestanden sowohl hinter-, als neben einander, ohne daß jemand deren Ablei-

tung unmittelbar aus dem Naturrechte für erfoderlich erachtete.

Auf gleiche Weise ist der — nach Erfindung der Buchdruckerei entstandene — Buchhandel ein neues und ganz eigenes, positiv-rechtliches Institut.

Bei demselben sind des Schriftstellers und des Buchhändlers Rechte nicht bloß gegenseitige, sondern auch gemeinschaftliche, und dergestalt mit einander in Vereinbarung gesetzt, daß die einen von den andern unterstützt und aufrecht erhalten werden.

Warum ist es aber nöthig, daß diese, einer ganz neuen Ausbildung der Schriftstellerei oder Buchmacherei entsprechenden, positiven Rechte mit früher vorhandenen zusammentreffen, und daß auf sie herkömmliche Rechtsbenennungen anwendbar seyn müssen?

Warum soll denn das Recht des Schriftstellers nicht bloß mit dem bestimmten Namen des Schriftsteller- oder Autorrechts bezeichnet werden? und warum soll es bloß im Allgemeinen ein Eigenthumsrecht heißen?

In welchem Sinne soll denn dabei von dem letztern die Rede seyn, in dem naturrechtlichen, oder auch in dem der vorhandenen positiven Gesetze?

Verwirrt und verwechselt man nicht beide mit einander, wenn man die Rechte der Autoren und der Buchhändler mit dem Eigenthumsrechte vergleicht? und geschieht dies nicht in dem Grade mehr oder minder, in welchem man geneigt ist, eine, durch Erbrechte hervorgebrachte, Unvergänglichkeit desselben anzunehmen oder zu verwerfen?

Wir fragen daher mit Recht: warum denn das Recht eines Schriftstellers gerade ein Eigenthumsrecht heißen, und warum durch solche Benennung sein Inhalt minder ausgedrückt, als unsicher gemacht werden soll?

Das Recht des Schriftstellers ist eben — wir wiederholen es nochmals — das Autoren- oder Schriftstellerrecht.

Daß, und wie es vorhanden, ist eine, der Geschichte angehörige, Thatsache.

Nennt und vergleicht es nun, wie ihr wollt; nur entsagt der Begierde, aus einer solchen willkürlichen Benennung und Vergleichung Folgerungen abzuleiten, oder die Eigenschaften des Täuflings zu enträthseln durch Erklärung des Taufnamens, welchen ihr selber ihm beigeleget habt. Erforschet vielmehr seine eigenthümliche Natur und seine Talente, und sagt dann: so und so sind sie!

Vorblick auf die Geschichte.

Das Schriftstellerrecht ist nämlich ein Recht, das in Ländern, in welchen die Literatur etwas gilt, entstanden ist durch ein freiwilliges Einverständniß der meisten Menschen, zu welchem diese sich bewogen fanden, theils aus Dankbarkeit gegen den Schriftsteller, theils aus Ueberzeugung, daß dazu sowohl ihr eigenes, als das Bedürfniß und Wohl der Wissenschaften nöthige.

Großmuth, Dankbarkeit und Noth sind mithin die gemeinschaftlichen Stifterinnen

des

des Autor-Rechts, dessen Entstehung und Daseyn wir hier bloß von der historischen Seite betrachten.

Wozu ist es nun nöthig, daß dieses neuen Rechtes Bestandtheile gerade den herkömmlichen Begriffen von den Bestandtheilen des Eigenthumsrechtes angemessen sind? Wozu ist dies nöthig, da es ja Einige giebt, welche behaupten, es sey aus dem Naturrechte ein Eigenthumsrecht nur in so weit und auf so lange abzuleiten, als dieses zur Stillung eines augenblicklichen Nahrungsbedürfnisses nöthig sey?

Giebt es nicht Andere, welche das Daseyn eines, neben und außerhalb der Moral vorhandenen, Naturrechts leugnen? Und bestritt nicht sogar Fichte in seiner ersten Schrift*) die Verbindlichkeit unerfüllter Verträge, ungeachtet von Einigen die Verträge als moralische Grundpfeiler des Eigenthumsrechtes aufgestellt worden sind und aufgestellt werden mußten?

Ob demnach von dem Schriftstellerrechte zu sagen ist, daß es einem vollkommnen oder unvollkommnen Eigenthumsrechte gleich sey; ob zu sagen ist, daß Alles, was dem einen oder dem andern entspreche, auch ihm angehörig sey, daran liegt nichts: es behaupten zu wollen, ist eine unnöthige Bemühung, sollte sie auch eine gelingende seyn.

Es ist nichts weiter nöthig, als das anzunehmen, was die Geschichte lehrt, daß nemlich ein besonderes Autor-

*) Beiträge zur Berichtigung des Publikums über die Französische Revolution.

recht aufgestellt worden und vorhanden ist, seitdem der Buchhandel, mittelst und nach Erfindung der Buchdrukkerei, eine ganz veränderte und zuvor unerhörte Gestalt angenommen hat; und seitdem er ein ganz neues Gewerbe auch dadurch geworden ist, daß man für gebührend und keineswegs für entehrend ansah und ansieht, daß der Schriftsteller eine Bezahlung seiner Werke unter dem Namen eines Ehrensoldes, eines Honorars, empfängt.

Wenn man für oder wider vorhandene positive Verhältnisse sprechen will: so muß man sie nehmen, wie man sie findet; so muß man sie gerade in der Lage betrachten, in welcher sie nun vorhanden sind.

Daher dürfen die Sachwalter des Nachdrucks keineswegs — wie sie dennoch wirklich thun — den Satz aufstellen, daß Schriftsteller auf keine Bezahlung und auf keinen Lohn außer dem der Ehre und der gehoften Unvergänglichkeit ihrer Werke und der gewünschten Unsterblichkeit ihres Namens (die ja beide durch den Nachdruck befördert würden) Anspruch machen dürften.*)

---

*) Im ersten Bande des Deutschen Museums von 1783. S. 493 heißt es: „Die Lohnschreiberei, der Geiz der Schriftsteller „und Verleger, das Schicksal der Wissenschaften, daß sie ein „Handwerk geworden sind, das nun seinen Mann unmittelbar „nähren soll, die Mode, sich isolirt hinzusetzen und schriftstelle„risch zu faullenzen, höchstens etwas nebenher unmittelbar für „den Staat zu thun, der einen nährt, anstatt daß man sonst „umgekehrt erst dem Staat diente, und nur nebenher der Welt, „— das sind die wahren Ursachen des Bücherluxus (zu dem der „Verfasser auch die zunehmende Büchertheuerung mit rechnet), „und aller Uebel in der literarischen Republik.“ (Dennoch be-

Ehrensold.

Die literarischen Verhältnisse, wie sie nun einmal eingeführt und für rechtmäßig anerkannt sind, bringen mit sich, daß der Schriftsteller für seine Arbeiten eine Bezahlung, einen Lohn oder Sold empfange, welchen man auf vielfältige Weise bezeichnen könnte, dem man aber den Namen eines Ehrensoldes, Honorars, beizulegen, stillschweigend und gleichsam aus einer zarten Dankbarkeit übereingekommen ist. Man kann sagen, daß durch dieses zuvorkommende Bezeigen angedeutet wurde, der Schriftsteller habe sich der Frage: ob ihm ein eigentliches Eigenthumsrecht über seine Geisteswerke von vorne an zustehe darum begeben, weil ihm die dankbaren Zeitgenossen mit Darbringung eines Ehrensoldes entgegen kamen, sein Autor-Recht als ein ausschließendes Verfügungsrecht über seine Werke anerkannten und honorirten, und andeuteten, daß es auf keine Weise ihre Absicht sey, einen Mann unbelohnt zu lassen, welcher sich bemühet, ihnen als Schriftsteller nützlich zu werden, und der dazu die schönste Zeit seines Lebens aufopfert. Daß das Loos, welches dadurch sogar dem ausgezeichneten Schriftsteller zu Theil wird, kein glänzendes; daß die Belohnung welche er empfängt, keine bereicherende sey; und daß er in jedem Augenblicke, in welchem er nicht mehr vermag, sondern vergeblich versucht, seinen Zeitgenossen nützlich, und ihrer Gunst und ihres Ehren-

---

fand sich besonders damals und befindet sich noch jetzo der kleinste Theil der Schriftsteller in der geschilderten Lage.)

danks werth zu seyn, seinem Schicksal überlassen, und unermuntert vergessen, ja verspottet und verachtet, und unter sich selber erniedrigt wird: das kann ein Jeder leicht erfahren, welcher sich um den Zustand der literarischen Welt, und derer welche in derselben arbeiten, bekümmern will.

Daß aber Jeder, welcher ein Buch schreibt, ein nützliches zu verfertigen vermeine, und mithin dabei eine gute Absicht habe: dies muß, bis das Gegentheil erwiesen wird, menschlicher und billiger Weise und sogar jener rechtlichen Regel gemäß, nach welcher man überall Gutes voraussetzen muß, vermuthet; diese Rechtsregel selber muß aber für unverletzlich aus dem Grunde erachtet werden, weil sich die Menschen immer müssen von einer zeitlichen Hinneigung zum Bösen abwenden, und dem Glauben huldigen an das, mit einer ewigen Anziehungskraft begabte, Rechte und Gute.

Der Ehrensold, welchen der Schriftsteller, den angeführten Umständen gemäß, durch Vermittelung des Buchhandels von seinen Zeitgenossen empfängt, wurde aber nicht bloß aus Dankbarkeit — welcher sich die Menschen, weil sie ihnen zuweilen drückend wird, gerne zu entziehen suchen — bewilliget, sondern aus Gefühl der Nothwendigkeit, mithin um des eigenen Vortheils willen. Man war, wenn man es auch nicht ausdrücklich eingestand, zur Ueberzeugung gelangt, daß ein gutes Buch nicht entstehen könne, wenn man nicht alle Versuche, es zu machen, und selbst die mißlungenen nicht nur des vortrefflichen, sondern auch aller Schriftsteller ehre, und sogar belohne; und wenn man nicht den

Grundsatz aufstelle, daß Ein gutes Buch nur unter Duldung vieler unbedeutenden, ja schlechten, ein vollendetes aber nur nach Fehlversuchen *) entstehen könne; keines aber (außer das sittenlose) ganz nutzlos sey.

So verhält es sich mit allen menschlichen Dingen. Sie gedeihen nur zur Vollkommenheit, wenn man die Versuche, sie hervorzubringen, mit Schonung aufmuntert, und wenn man, bevor sie an das Tageslicht kommen, ein, in gewisser Rücksicht, fast blindes Zutrauen in ihre Güte setzet, und es nicht für eine Schande erachtet, sich, nach vielen Täuschungen, von Neuem täuschen zu lassen.

So geschah es, daß die Europäische, und besonders die Deutsche, literarische Welt, aus Dankbarkeit und Bedürfniß und sogar aus Eigennützigkeit, jedem Schriftsteller ein einträgliches und ausschließendes Verfügungsrecht über seine Geisteswerke auf längere oder kürzere Zeit einräumte, den Bedürfnissen und Verhältnissen gemäß, die vorhanden sind, wenn der Buchhandel gedeihet, und die vorhanden seyn müssen, wenn er gedeihen soll.

Verlagsrechte.

Die Rechte, die man den Schriftstellern verliehen hat, und die wir eben, ohne einen Vergleich derselben

---

*) Werden denn, um nur aus hunderten Ein Beispiel anzuführen, Wielands erste Schriften mehr bewundert, als geduldet, oder mehr geduldet, als bewundert?

mit andern vorhandenen Rechten nöthig zu halten, oder zuzulassen, die Autor-Rechte nennen*), hangen mit den Rechten des Verlegers dergestalt zusammen, daß beide mit einander stehen oder fallen, beide mit einander aufrecht erhalten oder verworfen werden müssen.

Diesen Rechten des Buchhändlers, die keineswegs als Monopolien-Rechte angesehen werden konnten oder dafür gelten sollten, legte man den Namen der Verlagsrechte bei; und sie enthielten — nach der Uebereinstimmung des größten Theils der dabei interessirten Men-

*) Gleichwie wir das Buchhändler- und Autoren-Wesen lediglich als eine positive Anstalt betrachten: so scheint es uns nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß eine positive Bestimmung über die Zeit der Dauer des Autor- und Buchhändler-Rechts nöthig sey, in so fern man diese Rechte nicht als erbliche und fortdauernde erklären will, welches dem gemeinen Wohle eben nicht schädlicher, oder vielmehr eben so nützlich seyn würde, als jedes, mit Domänen gepaarte und befestigte, Adelthum. Warum sollte das schriftstellerische nicht eben so anerkannt werden, als jedes andere, bei welchem leichter die Domänen, als die Verdienste des ersten Erwerbers vererbt werden können? Zum Theil ist diese Anerkennung in der literarischen Welt schon vor sich gegangen, in so fern zu derselben der Zeitungsverlag gehört, der überall erblich, und zwar zum Vortheil des Publikums erblich geworden ist. Wenn eine solche, aus den Begriffen des Eigenthumsrechtes allerdings nicht naturrechtlich fließende, Erblichkeit nicht beliebt werden sollte: so ist ein ausdrückliches oder stillschweigendes Uebereinkommen wünschenswerth, welches die ausschließenden Autor- und Verleger-Rechte, in Rücksicht jedes Buchs, wenigstens auf ein Menschenalter oder auf 40 Jahre festsetzt. Alles ist für die Menschen heilsam, was sie der Ungewißheit entreißt. Wir müssen abbrechen, weil solche Erörterungen und Vorschläge nicht zunächst den Gegenstand dieses Aufsatzes ausmachen.

schen — eine ausschließende Befugniß in sich, auf eigene Gefahr des Verlusts oder Gewinns, dieses oder jenes Werk eines Schriftstellers drucken zu lassen und zu verkaufen, dergestalt, daß in keinem Staate dem Einen Bürger erlaubt wurde, die Schriften, welche der Andere Bürger in Verlag genommen hatte, nachzudrukken; und daß überhaupt der Nachdruck und der Nachdrucker überall, wo es geschah, nur geduldet wurden gegen ausländische Bücher und Bürger.

Dies ereignete sich, weil die alte heidnische und barbarische Idee noch vorherrschend blieb, der gemäß Bürger fremder Staaten in gewissem Grade als feindliche Menschen angesehen werden. Diese Idee ist nemlich als ein heimlicher Bestandtheil der heidnischen Gesetzgebungen an die christlichen Staaten übergegangen und bis jetzt noch vorherrschend.

Dagegen hat die christliche Liebe noch nicht den gebührenden, gegenseitigen und allseitigen Einfluß auf das gegenseitige Bezeigen der Bürger christlicher Staaten erlangt, indem nicht einmal unter den Bürgern eines Staates die christlichen Grundsätze ganz herrschend sind. Dazu tragen auch zum Theil die alttestamentlichen, Völker sowohl auserwählenden, als heidnisch trennenden, Ideen und die, ihnen entsprechenden, neuern Grundsätze von herrschenden, christlichen Glaubensbekenntnissen bei. Daß demnach der Nachdruck eine Aeußerung des heimlich noch vorhandenen Heidenthums, eine im Frieden ausgeübte, Feindschafts-Aeußerung zwischen Volk und Volk und Staat und Staat; und daß dieses heidnische Wesen gerade in Deutschland, deutsche Brüder

trennend, am meisten vorherrschend war und noch ist: dies ist für den Nachdruck ein schlimmes Zeichen und ein verdientes Brandmal.

Doch wir kehren zur Betrachtung des Verlagrechts gedruckter Bücher zurück, und thun dies mit einer absichtlichen Wiederholung.

Weil es dahin gekommen war, daß die Wissenschaften nicht mehr ausschließendes Besitzthum herrschender Stände und ein Beiwerk des Reichthums seyn, sondern zu deren Ausbildung Hohe und Niedrige, Reiche und Arme berufen werden sollten; weil man eben deswegen für angemessen fand, daß jeder Schriftsteller, außer der, nach dem Gelingen seiner Bestrebungen, im Laufe der Zeit abgemessenen Ehre, auch einen Ehrensold im voraus empfange; weil man ferner darüber einverstanden war, daß solches Geben und Nehmen dem Geber und dem Nehmer zu keiner Schande gereiche; weil dies Alles nun einmal durch ein herkömmliches Einverständniß festgesetzet war: so sah man ein, daß dem Schriftsteller von dem Verleger, im Namen des Publikums, ein Merkmal dankbarer Gesinnung, ein Honorar, nicht übergeben werden könne, wenn man diesem freiwilligen Geschäftsführer der literarischen Welt, wo nicht die Sicherheit, dennoch die Aussicht gewähre, daß ihm eine Entschädigung nicht nur, sondern auch eine Belohnung für den Aufwand seiner Kräfte, seiner Zeit und seiner Kenntnisse zu Theil werden könne.

Wie konnte oder könnte man ihm aber diese Aussicht auf eine andere Weise verschaffen, als dadurch, daß man ihm Sicherheit des Besitzes und Verkaufs und des

ungeschmälerten Handelswerthes von dem Buche verschaffte, welches er dem Publikum, lediglich auf seine eigene Gefahr, bekannt machen, und dadurch dessen Kenntnisse und Vergnügen vermehren wollte?

Beides, Nutzen und Vergnügen zu befördern, ist — in so fern man, wie oben erwähnt worden, bei allem menschlichen Thun ein vorherrschendes Streben nach dem Guten vermuthen muß — jedes Verlegers Absicht, weil sein Verlangen bei jeder seiner Unternehmungen ist und seyn muß, einen rechtmäßigen, jedem ehrlichen Gewerbe gebührenden, Gewinn zu erlangen; und weil ihm dieser nur in dem Grade zu Theil werden kann, in welchem es ihm gelingt, dem Publikum gute Schriften zum Verkauf anzubieten.

Lage der Buchhändler und des Buchhandels.

Bei solcher Lage der Dinge ist jeder Buchhändler nicht bloß hinreichend, sondern sogar zu sehr bestraft, der sich in Rücksicht des Werths eines, in Verlag genommenen, Buchs, oder auch in Ansehung der Dankbarkeit und Gerechtigkeit des Publikums, geirret hat.

Ersteres ereignet sich bei jedem Buche, welches von der öffentlichen Meinung für ein mißfälliges oder schlechtes erklärt wird; und wenn es sich ereignet hat: so fragt niemand nach dem Verlust, nach dem Schmerzen und der Schande der Fehlschlagung, die dem Buchhändler zu Theil werden, der seine Einsichten erkaufen und bewähren muß mit Aufopferungen, wie sie bei keinem andern Handelszweige gewöhnlich sind.

Denn der Buchhandel ist ein Modehandel, und übertrift diesen sogar, indem seine Verhältnisse oftmals noch gewagter sind, als die des letztern. Jeder aber der das Handelswesen kennt und im Allgemeinen zu überblicken vermag, wird wissen und bezeugen können, daß ungemein groß bei dem Modehandel am Ende eines jeden Jahres der Geldbetrag unverkäuflicher Ueberbleibsel (Ladenhüter genannt) ist; und daß diese dennoch immer einen größern Werth, als den behalten, welchen die Makulatur für den Buchhandel hat.

Letzterer muß aber ein Modehandel immer seyn und bleiben, nicht bloß deswegen, weil er nicht verweigern kann und mag, Modenartikel zu verlegen, sondern weil er nach diesem Verlag sogar streben muß; denn er muß die Darstellungen ewiger Wahrheiten darbieten, einhüllend und enthüllend in und durch zeitgemäße Anschauungen.

Die Letztern werden oftmals nur auf Augenblicke und nach den Bedürfnissen der Augenblicke — wie hiermit der literarische Geselle bemerkt — von literarischen Gesellen und Gehülfen dargeboten; während die Ersten zu geben, nur die Meister vermögen, deren Werke dennoch nicht alle meisterhaft und unvergeßlich, und zum Theil bloße Zeitgeburten sind. Aber bei allen menschlichen Dingen müssen, damit etwas Großes und Unvergängliches hervorgebracht werde, hundert, an sich nicht verächtliche, Gesellen und Gehülfen und Versuche geduldet und vergessen werden, damit Ein Meister und Ein Meisterstück unvergeßlich bleibe.

Wenn nun dem Buchhändler nach hundert Fehlver-

suchen gelingt, ein gutes, und wenn ihm nach tausend Fehlversuchen gelingt, ein vortreffliches Buch an das Tageslicht zu fördern; und wenn nun gerade in Rücksicht des guten und vortrefflichen Werks sein Besitzthum unsicher und zu einer willkürlichen Beute für jeden Nachdrucker wird, wogegen jedes schlechte Buch sein gesichertes Eigenthum und Makulatur bleibt: was muß daraus entstehen?

Ein Ringen nach augenblicklicher Existenz; ein Leben und Thun für den Augenblick; Unsicherheit des Besitzthums; unwillkürliche oder muthwillige Täuschung; und zuletzt Lug und Trug.

Volksstimme und Widersacher derselben.

Solche Umstände waren es, welche Anlaß gaben, daß immer mehr ausgebildet, immer mehr vorherrschend, und immer mehr durch die That selber geäußert und beglaubiget wurde eine öffentliche Meinung, welche den Glauben sowohl zur Grundlage hatte, als ausbreiten wollte: daß die Fortbildung der Wissenschaften am besten befördert werden könne durch eine, aus Gefühl der Nothwendigkeit entsprungene, mit Dankbarkeit gepaarte und ehrende, Verleihung von ausschließenden Schriftsteller- und Verlagsrechten; und daß dagegen durch eine gesetzliche Legitimation oder Ehrlichsprechung des Nachdrucks oder auch nur durch eine stillschweigende Duldung desselben weder der Fortbestand der Wissenschaften, noch des rechtlichen Buchhandels gehörig unterstützet; sondern ge-

rade der Handelszweig, dessen Gegenstände der sittlichen Welt zunächst angehören, auf eine unsittliche Weise gefährdet, und geführt werden müsse.

So entstand die, fast allgemeine, Volksstimme, welche den Nachdruck verwarf und ihn für etwas Schändliches erklärte, weswegen eben, wir wiederholen es nochmals, dem ehrlichen Buchhandel eine Deduktion seines rechtlichen Daseyns nicht oblag; und weswegen die Untersuchung nicht nöthig war, ob der Schriftsteller ein eigentliches und ein grenzenloses, ob er ein getheiltes oder ungetheiltes, ob er ein vorbehaltenes oder zum öffentlichen und unbeschränkten Gebrauch frei gegebenes (publici juris gemachtes) Eigenthumsrecht habe; ob das Recht des Buchhändlers und Verlegers aus einer Abtretung (Cession von Seiten des Autors) entspringe; und ob der Nachdruck einem Diebstahle zu vergleichen, und namentlich einem furtum usus gleich zu stellen sey u. s. w.

Weil man dies nicht bedachte: so vermeinte der Nachdruck, daß er sich der verdienten Abneigung, Schande und Verwerfung am leichtesten entziehen könne, wenn er das unternähme, was das Leichteste war. Er trat nemlich eine seltsame, verneinende Beweisführung an, wodurch er darzuthun suchte, daß das ungegründet sei, was der Buchhandel für sich vorbringe. Einer Täuschung wollte er seine Legitimation verdanken.

Dabei waren seine Sachwalter theils von einem rechtlichen Eifer angetrieben, theils von einer moralischen Täuschung befangen. Sie glaubten nemlich an dem Buchhandel einige veraltete Fehler zu bemerken, und waren

geneigt, diese minder auf eine sanfte, als auf eine gebieterische Weise auszurotten; weil aber mit der letztern sehr selten Aussichten des Gelingens zu vereinigen sind: so geriethen sie auf die Meinung, daß hier weniger zu verbessern, als mit einiger Härte zu bestrafen und gleichsam ein Uebel mit dem andern aufzuwiegen, oder beide mit einander in ein unschädliches Gleichgewicht zu sezzen seien.

Geschichte der Entstehung des Nachdrucks.

Die Fehler, welche man dem rechtlichen Buchhandel vorwirft, und die ihm das, bisher erwähnte, Strafgericht von Seiten der Rechtsbeistände des Nachdrucks zugezogen haben, sind durch die eigenthümliche Entstehungsart dieses Handels veranlaßt worden. Gleichwie man nemlich die Buchdruckerei nicht nur als eine Nachfolgerin, sondern sogar als eine fast *sklavische Stellvertreterin* der Bücherabschreiberei ansah: so wurde diese auch zur Beispielgeberin und Anleiterin bei der Art und Weise, nach welcher die Buchhändler-Geschäfte betrieben wurden. Als die Schriften noch *langsam* und im Einzelnen durch wenige Abschriften vervielfältiget wurden, trug der Bücherverlag einen ganz andern Charakter an sich, als den er empfing mittelst der Buchdruckerei, die eine schnelle Vervielfältigung der Bücher hervorbringt.

Wie nun auf der einen Seite aus der Entstehungsart des Verlaghandels mit gedruckten Büchern die Fehler; so sind auf der andern Seite die Gerechtsame desselben und der Buchdruckerei entstanden.

Um den Ursprung dieser Gerechtsame historisch zu entwickeln, ist weiter nichts nöthig, als einen Blick auf die Entstehung der Buchdruckerei zu werfen. Als diese erfunden worden war, konnte man sie in Rücksicht zweier, von einander ganz verschiedenen, Gegenstände anwenden: nemlich zu einer, bis dahin unerhört schnellen, Vervielfältigung aller schon bekannten und vorhandenen Schriften todter und lebender Völker und Sprachen; oder zum Abdruck ganz neuer Werke, die gerade in dem Studierzimmer des Schriftstellers entstanden waren. Wie von den Ersten die Meinung des Publikums schon bekannt war: so mußte sie in Rücksicht der Letztern erst erforschet, und es mußte durch die Erfahrung zum Vorschein gebracht werden, ob sie angenehm und achtungswerth seyen oder nicht.

So lange es lediglich geschriebene Bücher gab, mußte diese Probe in Ansehung jedes neuen zwar auch gemacht werden; aber sie war leichter zu machen, als nachdem die Buchdruckerei erfunden worden war, und man lediglich gedruckte Bücher hatte, die man fortfuhr Schriften zu nennen, eben so wie sie genannt worden waren, als deren Vervielfältigung bloß von Abschreibern abhing. *)

*) Dieser, noch bis jetzt fortdauernde, Sprachgebrauch, dem gemäß man das gedruckte Buch eine Schrift nennt, kann zum Beweis dienen, daß, nach Entstehung der Buchdruckerei, das Drucken dem Abschreiben gleichgestellt, und jenes als ein, die Exemplare schnell vervielfältigender, Schreiber angesehen wurde und angesehen wird. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst konnte man eigentlich einem Buch den Namen einer Schrift nicht mehr beilegen, sondern mußte jedes einen Druck nennen.

Dieser druckende Schreiber, oder der Verleger gedruckter Bücher, kann die Probe, ob eine Schrift dem Publikum wohlgefällig sey, nur nach Hervorbringung von Hunderten der Exemplare machen, gleichwie zuvor der Verleger eines geschriebenen Buchs mit Einem oder wenigen Exemplaren ihn machen konnte, dergestalt, daß er diese Exemplare nur vermehrte in demselben Verhältnisse, in welchem sie den Beifall des Publikums erlangten.

Ungeachtet dieser, nicht zu vereinbarenden, Verschiedenheit der langsamen Bücher-Abschreiberei und des schnellen Bücher-Abdrucks, wendete man doch auf den letztern das an, was von der ersten galt. Dies geschah nach der gewöhnlichen menschlichen Weise, der gemäß man lieber nach alter, gedankenloser Gewohnheit handelt, als nach wohlbedächtiger Erwägung neuer Umstände.

So lange die Bücher bloß abgeschrieben wurden, konnten die Mittel, sie bekannt zu machen und zu vervielfältigen, nie überflüssig, sondern mußten vielmehr meistentheils unzureichend seyn. Je mehrere Abschreiber es gab; und je eifriger diese waren, jedes verlangte Exemplar zu schreiben: desto mehr wurde für die Beförderung der Literatur und auch des Buchhandels gesorgt; für jeden Menschen, der ein Buch eigenthümlich besitzen wollte, mußte eine bedeutende Zeit lang ein anderer Mensch als Abschreiber sich darbieten und aufopfern. Die Arbeiten dieser Abschreiber hingen von Bestellungen ab, welche die Bücherliebhaber, und außerdem sehr selten die Buchhändler machten, die zuweilen von anerkannt guten Schriften einige wenige Exemplare auf gut

Glück zum Verkauf vorräthig hielten. Ungeachtet der Wirkungskreis der Buchhändler vor Erfindung der Buchdruckerei so beschränkt war: so konnte es doch leichter eine zu geringe, als eine zu große Anzahl von Abschreischreibern geben, weswegen auch keiner dem andern Eintrag zu thun vermochte.

Daß es aber eine zu geringe Anzahl von Abschreibern gab, und daß daher ihre Arbeit zu theuer war, dies scheint sich nicht bloß aus der allzu großen Theuerung der, gewöhnlich so untreu abgeschriebenen Bücher, sondern sogar daraus zu ergeben, daß man auf die Idee verfiel, die Buchdruckerkunst zu erfinden. Bevor dies gelang, war demnach das Wohl des Buchhandels begründet auf der, so viel möglich, großen Menge der Abschreiber, durch welche theils die Preise der Schriften vermindert, theils die letztern in so viele Hände, als möglich, gebracht wurden.

Daher war es nicht als ein Unrecht anzusehen, und wurde auch nicht dafür gehalten, wenn jeder Bücher-Abschreiber, lediglich nach seiner eigenen Willkür, jedes vorhandene Buch ergreifen und es durch Verfertigung neuer Exemplare vervielfältigen wollte. Eigene Neigung, eigenes Geschick und fremder Auftrag waren die Bestimmungsgründe zu diesem, übrigens unbeschränkten, Unternehmen.

Als nun die Buchdruckerei erfunden worden war: so zeigte sich, daß sie für einen kleinen Theil der Menschen eben so nachtheilig, oder wohl auch noch verderblicher, als sie für den größten Theil derselben vortheilhaft und beglückend sey.

Die

Die Abschreiber verloren nämlich theils ihr Gewerbe ganz, theils mußten sie erleben, daß ihre theueren Manuscripte, neben den gedruckten Büchern, sowohl unscheinbar, als ungesucht, und sowohl unbezahlbar, als werthlos wurden.

Die Abschreiber waren überaus unglücklich. Daher sagt die Denkschrift über den Büchernachdruck: „Die „Abschreiber hingegen, wenn sie keinen andern Nah„rungszweig hatten, geriethen an den Bettelstab. Den„noch achtete man ihre Klagen nicht; denn sie wur„den verschlungen von dem allgemeinen Jubel über „den Nutzen der neuen Erfindung."

Wenn so eine wahre Begebenheit, obwohl nicht eben auf eine menschenfreundliche und theilnehmende Weise, geschildert wird: so giebt diese Schilderung Anlaß, sich an den Haß zu erinnern, welchen die Abschreiber gegen den entstehenden Bücherdruck hegten. Gleichwie die Indigo- oder Anilpflanze nach ihrer Entdeckung und Einführung in Europa von den Anbauern der, dadurch werthlos werdenden, Waidpflanze, das Teufelskraut genannt wurde: so hielten die Abschreiber die Buchdruckerei für eine Teufelskunst und einen Meister derselben, Faust, für einen Teufelsbanner.

Demungeachtet wurde nicht nur die Buchdruckerei zu einer Nachfolgerin der Bücherabschreiberei, sondern sie mußte auch eine Nachahmerin derselben werden, um den gegen sie entstandenen, großen Haß einigermaßen zu vermindern. Außerdem mußten die, über die Buchdruckerei wehklagenden, Abschreiber versuchen, Buchdrucker zu werden, als sie nicht mehr vermochten, sich vom Bücherab-

schreiben zu ernähren. Sie, und mit ihnen alle andere Buchdrucker, handelten nun nach derselben Manier, welche bis dahin den Buchabschreibern eigen war, nämlich, wie schon erwähnt worden, darauf keine Rücksicht zu nehmen, ob und daß ein anderer, oder wie viele andere Abschreiber eben dasselbe Buch, zu vervielfältigen suchten. Diese Rücksicht war auch ganz unnöthig, weil immer gerade nur so viele entstehen konnten, als Besteller derselben und, vergleichungsweise, Subscribenten oder auch Pränumeranten vorhanden waren.

Als nun durch Erfindung der Buchdruckerei die Möglichkeit begründet war, in einigen Stunden oder Tagen durch wenige Menschen eine so große Anzahl von Exemplaren gedruckter Bücher hervorzubringen, als zuvor in Jahren durch Hunderte von Abschreibern nicht gemacht werden konnten; als unter solchen Umständen jeder Buchdrucker neben dem andern — nach der vorgefundenen Manier der Abschreiber — jedes geschriebene und gedruckte, alte oder neue Buch, sobald es als ein gutes oder gesuchtes und modisches bekannt geworden war, eben so abdrucken wollte, wie man es zuvor abgeschrieben hatte und abschreiben durfte; als mithin jeder Drucker in die Rechte des Abschreibers, gleich einem Erbfolger, eintreten wollte: so ergab sich bald genug, daß man einen Weg eingeschlagen habe, auf welchem man in die Gefahr gerathen mußte, die herrliche und wundersame Erfindung der Buchdruckerei sogleich in der Geburt zu ersticken.

Dennoch begann mit dem Bücherdruck auch zugleich der Büchernachdruck.

Erwägung der Folgen und Gegenanstalten.

Die Schädlichkeit von der Kollision beider wurde mehr gefühlt, als eingestanden, und zuweilen deutlicher eingesehen, als klar und öffentlich entwickelt. So geschah es, daß der Nachdruck — seit Erfindung der Buchdruckerei — zwar immer, aber auch immer mit einer gewissen Scheu und Heimlichkeit, betrieben; daß er nie dem Vordruck oder Bücherverlag für ebenbürtig gehalten wurde; daß er nie das Ansehen eines rechtlichen Gewerbs erlangen konnte; sondern, von seinem Ursprung an, fort und fort für ehrlos erachtet wurde, gleichwie der Verlaghandel für ehrbar.

Man sah nämlich ein, daß, sobald Jeder nach eigener Willkür und Gewinnbegierde jedes Buch eben so abdrucken könne, als er es vormals abschreiben durfte, dasselbe auf eine übertriebene Weise dergestalt vervielfältiget werden würde, daß dadurch der Werth jedes einzelnen Exemplars sich zu einem Nichts vermindern müßte; und daß jeder Drucker, anstatt eines rechtmäßigen Gewinns, bloß schmerzlichen Verlust zu erwarten habe; daß aus der untergeordneten und ungezähmten Gewinnbegierde Aller der Verlust eines Jeden entstehen; und daß zuletzt Keiner den Verlag gedruckter, *guter* Bücher wagen könne, weil diese ganze Anstalt durch eine verfassungsmäßige Regellosigkeit mit dem Untergange bedrohet sey.

Die Begebenheiten der Buchdruckerei und deren Erfindung sind noch nicht, wie sie es zum Wohl der Welt verdienen, dargestellt worden. Wäre dies geschehen: so

würde man, ohne die Erinnerung des Verfassers dieser Blätter, zu der Bemerkung gelangt seyn, daß diese Begebenheiten einen sonderbaren und unglücklichen Zirkel und Rückgang genommen haben. Die Buchdruckerei hat nämlich im Laufe der Zeit, zu einer, wenn auch nicht gleich großen, Büchertheuerung (der weiter unten erwähnt werden soll) zurückgeführt, ungeachtet sie von derselben erlösen sollte.

Hätte man, nach Entstehung derselben, den Nachdruck für rechtlich und für allgemein erlaubt angesehen: so wäre, wie erzählt worden, durch übertriebene Bücher-Wohlfeilheit die Buchdruckerei untergegangen. Weil man aber den Nachdruck bloß für ehrlos ansah; weil man ihn bloß haßte, verachtete, und nicht öffentlich und allgemein verbot: so ereignete sich auch — und dies gereichte wahrlich minder zum Ruhm, als zur Schande — daß, mittelst der, täglich erfoderlichen, Nothwehr-Anstalten gegen denselben, eine große Büchertheuerung entstand.

Wir kehren zur Geschichte zurück, und wiederholen: daß man ursprünglich den Nachdruck für nicht unrechtlich, und zwar so lange ansah, bis man — welches bald genug geschah — die Natur der neuen, angestaunten Erfindung der Buchdruckerei und die nöthigen und unentbehrlichen Bedingungen ihres fortdauernden Daseyns erforschet hatte.

Die Erfahrung lehrte nämlich, daß der Handel mit gedruckten Büchern nur bestehen könne, wenn man jedem ersten Unternehmer von dem und für den Druck eines neuen Buchs auf einige, längere oder kürzere, Zeit ein ausschließendes Vorzugsrecht einräume. Dieses Bedürf-

niß mußte noch einleuchtender werden durch die, nicht ohne rechtlichen Unwillen mögliche, Erwägung des Umstandes, daß der Nachdrucker nie etwas wage, sondern immer nur zugreife, um ein Theilnehmer an einem gesicherten Vortheil zu werden: weil er allzeit bloß ein solches Buch vervielfältigen wolle, in Rücksicht dessen Andere, auf ihre Kosten, die öffentliche Meinung erforscht haben, daß es von derselben für gut gehalten werde.

Parallele.

Durch den Nachdruck wurde nun die Lage des Vordrucks oder Verlags äußerst verderblich in einer, bisher noch ganz unberücksichtigten, Beziehung.

Dem Nachdrucker stand, leitend, das öffentliche Urtheil der Welt zur Seite, wenn er etwas unternahm; der ehrliche Buchhändler mußte sich auf sein eigenes, einzelnes Urtheil verlassen, und allenfalls auf das seiner Freunde, die ja wiederum von seiner Prüfung und Wahl abhingen, und ihn demnach nie genug bewahren konnten vor den Gefahren der Einseitigkeit und der Kurzsichtigkeit.

Der Werth der Bücher, die von dem Buchhandel nicht anders, als in Auflagen von Hunderten gedruckter Exemplare an das Tageslicht gefördert werden können, kann nämlich, bevor dies geschiehet, nie mit vollendeter Zuverlässigkeit bestimmt werden. Wie überhaupt jeder einzelne Mensch nicht bloß durch das Maaß seiner Kenntnisse und Talente, sondern besonders durch die Einflüsse

seines Zeitalters begrenzt und befangen ist: so ereignet sich das letztere vorzüglich in Rücksicht der Buchhändler. Sie sind gleichsam die ersten Agenten dieser Zeiteinflüsse; und letztere veranlassen, daß gerade Bücher, welche als Ausgeburten des Augenblicks anzusehen sind, ihrem Urtheile am meisten entsprechend seyn müssen. Der höhere und unvergängliche Werth eines Buchs kann von ihnen immer nur geahnet werden, weil sie fast noch weniger, als andere einzelne Menschen vermögend sind, jenes reine, bewährte, weder von zeitlicher noch persönlicher Rücksicht verblendete Urtheil auszusprechen, welches ein Werk der Jahrhunderte ist; das aber jeder Buchhändler, gleichsam als ein göttlicher Prophet, hervorzubringen fähig seyn müßte, wenn es ihm gelingen sollte, lediglich den Verlag von guten Büchern zu übernehmen.

Weil dies aber nicht möglich ist: so gerieth er, nach Erfindung der Buchdruckerei, in eine sehr ungünstige Lage dadurch, daß sein Verhältniß gerade das umgekehrte von dem war, in welchem sich seine Vorfahren, die Buchhändler mit geschriebenen Büchern, befunden hatten.

Das Wesen der Buchdruckerei bestehet, wie schon erwähnt worden ist, darin, daß in kurzer Zeit viele Exemplare eines Buchs hervorgebracht werden können, und daß der Nutzen für den Buchhändler sowohl, als für das Publikum in dem Grade sich vermehrt, in welchem die Anzahl der verlegten Exemplare vergrößert wird. Es ist nämlich in der ehrlichen Handelswelt eine allbekannte Regel, daß wohlfeile Preise zwar den Käufer, aber noch mehr den Verkäufer beglücken. Die Anwendung dieser

Regel wurde bis jetzt beim Buchhandel von dem Nachdruck verhindert.

Wenn von einem Buche ein Einzelnes Exemplar gedruckt wird: so ist dies viel theuerer, als ein Einzelnes geschriebenes, denn letzteres kann ein Einzelner Mensch, obwohl mit größerm Zeitaufwand, verfertigen, während das Erste in kürzerer Zeit eine größere Anzahl von Menschen und von theuern Geräthschaften erfodert. Daher ereignet sich seit Erfindung der Buchdruckerei, daß von den schlechten Büchern eben sowohl eine große Anzahl gedruckt werden muß, als von den guten, ob sie gleich von jenen so überflüssig, als von diesen nöthig, und dennoch zugleich unnöthig, nämlich mit dem Nachdruck bedrohet ist.

Als die Bücher bloß durch Abschriften vervielfältiget wurden, mußte es unstreitig auch geschehen, daß die Buchhändler nicht bloß gute, sondern zuweilen auch schlechte Bücher verlegten. Dies konnten sie aber mit geringem Aufwande thun, weil sie von jedem Buche nur wenige Abschriften, und diese in der Regel nur nach Bestellungen der Abkäufer machen ließen, die sie im voraus empfangen hatten.

Wenn sie ein schlechtes Buch in Verlag genommen hatten: so bestand ihr Verlust einzig und allein im entgehenden Gewinn.

Nach Entstehung der Buchdruckerei mußten dagegen Hunderte von Exemplaren eines, von dem Publikum nicht geschätzten, mithin unverkäuflichen Werks vorräthig gehalten werden, wobei, außer dem, mit Recht gehofften, Gewinn, die Kosten für Papier, Druck und Hono-

rar verloren gingen, und zum Ersatz nichts übrig blieb, als der Makulatur-Bestand *).

Als dieses vielfältigen, mit dem Buchhandel verbundenen, Unglücks unerachtet, der Nachdruck fort und und fort sichern Gewinn da zog, wo Andere gewagt hatten: so entwickelte und verstärkte sich der Widerwillen gegen denselben immer mehr und mehr, und zwar dergestalt, daß das Büchernachdrucken in den letzten zehen Jahren viel geringer war, und von Jahr zu Jahr viel geringer wurde, als in jedem der voraus gegangenen Dezennien.

Dies war die stille Wirkung der öffentlichen Meinung, die den Nachdruck verwarf.

Zeugen und Zeugnisse der Wahrheit.

Daß sich bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst zu dieser öffentlichen Meinung die bedeutendsten, und zwar solche Männer bekannten, die für ihr und für die nachfolgenden Zeitalter und Jahrhunderte die Stimmgeber waren und wurden, dies beweiset die Geschichte.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß man da, wo es auf freie Untersuchung ankommt, dem übermächtigen Einfluß

---

*) Oft wurde der Werth eines Buchs nicht sogleich erkannt, und der verzweifelnde Buchhändler dadurch genöthiget, es als Makulatur zu verkaufen, und von Neuem zu verzweifeln, wenn sich hierauf allzuspät Käufer dazu fanden. Es ist, um aus vielen nur das bedeutendste Beispiel anzuführen, nicht zu bezweifeln, daß von Hamanns Werken, bevor sie geschätzt wurden, der größte Theil der Exemplare als Makulatur verkauft worden ist.

jener Gewalt, welche man Autorität nennt, vorbeugen, mithin bei Erwägung vorhandener Meinungen minder auf die Personen, die sich zu ihnen bekennen, als auf deren innern Gehalt sehen muß; weil auch die kräftigsten, geistreichsten und einsichtsvollsten Menschen wenigstens in Ansehung einzelner Punkte im Irrthume sind, und weil zuweilen ihr Ideenkreis gleichsam unter einer theilweisen Verdunkelung liegt, die sie ihrem Zeitalter mittheilen, und die hinwegzunehmen, erst spätern Zeiten gelingt.

Demungeachtet muß man auch bedenken, daß die Welt sich nie ganz von einer Leitung der Autorität losmachen kann oder darf, weil der größere Theil der Menschen sich nie einer ehrerbietigen Unterordnung unter seltnere, höhere Talente, Einsichten und Anschauungen zu entziehen vermag, sondern die Grenzen eigener Geistesbeschränktheit willig oder widerwillig anzuerkennen genöthigt ist.

Wenn man die angedeuteten Licht- und Schattenseiten der Autorität vergleicht: so muß man allerdings einräumen, daß der Nachdruck, wäre er an und für sich rechtmäßig, nicht deswegen verwerflich sey, weil ihn ausgezeichnete Männer verworfen haben; aber es muß dennoch deren, Beispiel gebender, Glaube jeden Andersgesinnten, wenn auch nicht bekehren, doch erschüttern, und Zweifel erregen gegen die Unfehlbarkeit einer Meinung, als deren Gegner Männer auftraten, die, wie Kant, Fichte, Luther, u. s. w., in ganz verschiedenen Zeitaltern, unter ganz verschiedenen Staats- und persönlichen Ver-

hältnissen lebten, und ganz verschiedene Weltansichten hatten.

Wir haben die bisherigen Bemerkungen vorausgeschickt, um uns vorzüglich auf Luther zu berufen, auf diesen Ehrenmann, den seine Anhänger mit Recht ein Rüstzeug Gottes nannten. Wir führen ihn deswegen zum Zeugen an, weil sich auf ihn sowohl die Wortführer, als die Gegner des Nachdrucks berufen haben. Wir wollen dabei annehmen, daß er auch von allen religiösen Partheien für fähig gehalten werde, in dieser Sache ein unbefangenes Zeugniß abzulegen, obgleich in der neuesten Zeit sein, von der Vorsehung eingeleitetes, Reformationswerk sehr verkleinert und dessen Werth von Manchem ganz in Zweifel gestellt worden, ungeachtet es unstreitig ist, daß dasselbe sogar zu mehrern Verbesserungen in der katholischen Kirche und zur Abstellung von Fehlern Anlaß gegeben, deren gänzliche oder theilweise Verbannung zur neuerlichen, sowohl politischen als poetischen, Bewunderung dieser Kirche zurückgeführt hat.

Luther wird demnach als Zeuge angeführt nicht bloß deswegen, weil er einer der bedeutendsten Stimmführer seiner Zeit war, sondern vorzüglich darum, weil auf seine Schriftstellerrechte alle jene rechtlichen Vergleichungen nicht passen, die man im Allgemeinen in Rücksicht des Autorrechts vorgebracht hat.

Luther war, nach dem Beginn der Reformation, ein Modeschriftsteller. Seine Schriften wurden so eifrig gesucht und gelesen, und mit einer so großen und jetzt fast unerhörten Geschwindigkeit in der christlichen Welt ausgebreitet, daß sie, Einen Monat nach ihrem Erscheinen

in Deutschland, schon in Italien und sogar in Spanien zu haben waren.

Luther nahm dennoch für seine Schriften keinen Ehrensold an, weswegen sein eigenes Interesse durch den Nachdruck nicht verletzt werden konnte, und auch die Buchhändler in den Stand gesetzt wurden, leicht und geschwind Ersatz für den Verlags-Aufwand, und außerdem noch einen Gewinn zu erlangen.

Obwohl Luther, der die allgemeinen bürgerlichen und die Handels- und übrigen Verhältnisse seiner Zeit sehr wohl begriff, nie daran dachte, daß man daran denken müsse, das Verlagsrecht der Buchhändler zu begründen durch Aufstellung herkömmlicher, juristischer Begriffe und Akte von abgetretenem oder vorbehaltenem Eigenthumsrechte u. s. w.; ungeachtet aller dieser Umstände, gab Luther in seinen Schriften einen Widerwillen gegen den Nachdruck mit so kräftigen Ausdrücken, als sie ihm eigen waren, und mit der Meinung zu erkennen, daß jeder rechtliche Mann sie theilen müsse.

Er deutete dabei an, daß ein gesichertes und ausschließendes Verlagsrecht des Buchhändlers, auch ohne eigennützige oder großmüthige Uebertragung des Schriftstellers, auch ohne Entäußerung oder Vorbehalt eines Eigenthumsrechts, und lediglich durch eine, von Seiten der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft vorgenommene, und zum Wohl der literarischen Welt gereichende, Verleihung vorhanden seyn müsse.

Unter solcher Voraussetzung wollen wir nun gerade dieselben Worte Luthers anführen, auf welche sich die Vertheidiger und Widersacher des Nachdrucks berufen haben.

Die Denkschrift über Büchernachdruck bringt folgende bei:

„Was soll das seyn, meine lieben Druckerherren, „daß Einer dem Andern so öffentlich raubt und stiehlt „das Seinige? Seyd Ihr nun auch Straßenräuber „worden? oder meint Ihr, daß Gott Euch segnen und „ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke?"

Ferner: „Es ist ja ungleich Ding, daß wir „Arbeit und Kosten sollen darauf wenden, „und Andere sollen den Gewinnst und wir den „Schaden haben."

Dagegen beruft sich ebenfalls auf Luther, im 1sten Bande des Deutschen Museums vom Jahre 1783, ein geistreicher Vertheidiger des Nachdrucks, der minder siegreich für diesen, als gegen den rechtlichen Buchhandel strafend auftritt, weil er sich von einem rechtlichen, aller Eigennützigkeit ledigen, Unwillen beseelt fühlt und der Meinung ist, daß einige herkömmliche Fehler des letztern nicht leicht auszurotten, daher fort und fort zu bestrafen, und daß auf solche Weise die Rechts- und Unrechtsverhältnisse des Buchhandels und des Nachdrucks gleichsam unaufhörlich und gleichgewichtlich auszugleichen seyen.

Dabei glaubt dieser Schriftsteller, daß die Stiftung des Buchhandels nicht eine positiv-rechtliche Anstalt, und daß die Untersuchung über das Verlagsrecht eine solche sey, welche die absoluten Gründe des Rechts betrifft *).

---

*) C. l. p. 408.

Er führt folgendes an *):

„Erasmus schreibt 1522 an Pirkheimer: „wenn
„„ein kaiserliches Edikt ertheilt würde, dem gemäß
„„niemand ein, von Froben gedrucktes Buch, auch
„„wenn ihm Vermehrungen vom Schriftsteller
„„beigefügt würden, innerhalb zwei Jahren drucken
„„solle: so ist dies keine lange Zeit. Denn die Frobe-
„„nische Druckerei verdient schon deswegen jede Begün-
„„stigung, weil aus ihr nichts hervorgeht, was abge-
„„schmackt oder aufrührerisch ist **).““

„So bescheiden war man damals, um ein Privi-
„legium von zwei Jahren schon für einen favorem
„(eine Begünstigung) und entschuldigungsbedürftig zu
„halten. Und glaubt man etwa, Erasmus habe nur
„nicht eingesehen, daß Froben eigentlich
„ein absolutes ewiges Recht ha-
„be? — Luther, der sonst doch so häufig und kräftig
„auf den Nachdruck schimpft, ist noch bescheidener. Er
„sagt in der Vorrede zu seiner Auslegung der Episteln
„und Evangelien 1525: „„Sollte nicht ein Drucker
„„dem andern aus christlicher Liebe Einen Mon-
„„den oder zween zu gute harren, ehe er ihm nach-
„„druckte?““

---

*) C. l. p. 504.

**) Si foret Imperatorium edictum, ne quis librum a Frobenio excusum, aut cui sit aliquid ab auctore additum, excudat *intra biennium*, *tempus longum non est*. Officina Frobeniana vel ob hoc *favore* digna est, quod nihil ex ea ineptum prodit aut seditiosum.

Wir wollen hier dahin gestellt seyn lassen, ob Erasmus es als eine Begünstigung anerkennen, oder ob er mehr auf seine Weise darüber spotten wollte, daß der hochverdiente Froben sich allenfalls auf ein Privilegium für zwei Jahre Hoffnung machen durfte; wir wollen unerwähnt lassen, daß er von einem Privilegium spricht, welches nicht bloß gegen den Nachdrucker, sondern sogar gegen den, Veränderungen mit seiner Schrift vornehmenden, Autor gerichtet seyn sollte; wir wollen nicht darauf dringen, ob und daß dies der eigentliche Sinn der angeführten Stelle sey. Wir können dies unterlassen, weil Erasmus überhaupt nicht in dem Sinne, in welchem es Luther war und ist, als ein Zeuge der Wahrheit angeführt werden kann.

Wir wollen hier lediglich in Rücksicht der angeführten Worte Luthers bemerken, daß sie nicht aus dem geschlossenen Kreise seiner Ideen herausgerissen werden dürfen, sondern dem Sinne gemäß, den sie innerhalb desselben haben, erwogen werden müssen. Daher sollen und wollen sie nicht andeuten, daß keine bürgerrechtliche Verpflichtung zur Unterlassung des Nachdrucks vorhanden sey, sondern sie wollen nur sagen, daß, wenn auch diese Verpflichtung fehlte, der Nachdruck dennoch, der Gebote der christlichen Liebe wegen und zur Abwendung fremden Schadens, unterlassen werden müßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den Ursachen der wahrscheinlich-schnellen Beendigung des gegenwärtigen Krieges.

Unstreitig muß der Sieg bei la belle Alliance zu den entscheidendsten gezählt werden, welche jemals erfochten worden sind; er war die Frucht einer dreitägigen Anstrengung, und als eine solche mußte er die größten Wirkungen hervorbringen, die Umstände mochten seyn, welche sie wollten.

Gleichwohl würde man sich sehr irren, wenn man alles, was seit dem 18 Juni geschehen ist, auf Rechnung dieses Sieges setzen wollte. Er selbst kann gewissermaßen als das Resultat dessen betrachtet werden, was ihm sowohl von Seiten der französischen Regierung, als von Seiten der Verbündeten vorangegangen ist; und indem er zur Ursache wird, schließt er sich bloß an eine Kette von anderweitigen Ursachen an.

Was wir vor allen Dingen in Anschlag bringen müssen, ist, daß Napoleon's Verhältniß zu Frankreich und zu der übrigen europäischen Welt nach seiner Zurückkunft von Elba bei weitem nicht so vortheilhaft war, wie in früheren Zeiten. Vielleicht darf man sagen: nur einmal sey es erlaubt, ein großer Mann zu seyn; denn, welche innere Anlagen man dazu auch haben möge, so bedarf es günstiger Umstände, um dieselben zu entwickeln, und wo diese fehlen, da wird auch das größte Talent

zu einer Blume, der das Tageslicht fehlt. Wie dem aber auch seyn möge: Napoleon, von einer Parthei zurückgerufen, sah sich schon dadurch in seinen Erwartungen betrogen, daß es ihm nicht gelingen wollte, auch nur die kleinste europäische Macht für sich zu gewinnen. Alle Wendungen, welche er gebrauchte, theils seine Rückkehr zu beschönigen, theils seine Friedensliebe zu bekunden, waren gleich vergeblich; und der strenge Ernst, womit die Verbündeten ihm in ihren Erklärungen vom 13 März und 12 Mai entgegen traten, mußte wie ein Medusenhaupt, sowohl auf ihn, als auf die ganze französische Nation, zurückwirken. Nicht lange darauf wurde ganz Frankreich gewissermaßen verschlossen: man behandelte es wie einen Pestkranken, vor welchem man sich sichern muß; und welche Auswege auch die französische Intrigue finden mochte, um mit Anhängern des Auslandes in Zusammenhang zu bleiben: so konnten doch keine Unterhandlungen Statt finden; der größte Nachtheil, den man dem französischen Staatschef zufügen konnte. Nicht mit Unrecht sagte er: Frankreichs Lage ist fürchterlich. Sie war es wirklich.

Alles kam nun darauf an: welcher Grad von Enthusiasmus sich in der französischen Nation entwickeln lassen werde. Da man die französische Revolution gewissermaßen von vorn anfangen mußte: so setzte man auch eben die Triebfedern in Bewegung, durch welche in früheren Zeiten Wunder waren bewirkt worden. Allein zwischen den Bemühungen der Regierung und dem guten Willen der Regierten lag eine fünf und zwanzigjährige Erfahrung in der Mitte, vermöge welcher die letzteren sich als betrogen betrachten mußten. Kein

Wunder

Wunder also, daß die hingeworfene Lockspeise von einer besseren Verfassung und einer liberaleren Regierung ihre Kraft verlor. Was man auch sagen, was man auch thun, ja was man auch leiden mochte: die Franzosen, durch die Vergangenheit gewitzigt, gingen auf nichts ein; wenigstens fehlte die feurige Bereitwilligkeit, welche die Regierung zur Erreichung ihrer Zwecke bedurfte. Es ist in den letzten Jahren erlebt worden, daß ein auf die Hälfte seines Territoriums und seiner Bevölkerung zurückgesetzter Staat auf die erste Aufforderung seines Königs ganz allgemein zu den Waffen griff, ein Heer ins Feld stellte, welches über alle Verhältnisse der Volkszahl hinausging, und, unabgeschreckt durch die ersten nachtheiligen Erfolge, mit Knitteln und Piken Bajonette und Kanonen eroberte, und so seine alte Unabhängigkeit wieder errang. Etwas Aehnliches hätte in Frankreich geschehen müssen, wenn Napoleon Buonaparte sich hätte auf dem französischen Thron erhalten sollen. Allerdings war Frankreich, dem Umfange und der Bevölkerung nach, nicht mehr, was es noch vor einigen Jahren gewesen war; allein es hatte noch immer eine Volksmenge von beinahe dreißig Millionen aufzuweisen, und mit einer solchen ist ein Staatschef nie verlassen, vorausgesetzt nur, daß nicht aller Enthusiasmus ausgestorben ist. Doch gerade weil dies der Fall war: so war es auch unmöglich, alle die Streitkräfte in Bewegung zu setzen, deren es zur Führung eines nachhaltigen Krieges bedurfte. Wir wissen, daß die Vendée sich empörte; wir wissen ferner, daß das mittägliche Frankreich, trotz aller Anhänglichkeit an den alten Regenten-Stamm und allem

Abscheu vor Buonaparte, die Waffen nur niederlegte, um den Greueln eines Bürgerkrieges zu entgehen; und ob sich gleich nicht genau angeben läßt, mit welchem Grade des Eifers die übrigen Departements die Idee des Krieges umfaßt haben: so sind wir doch nach dem Erfolge berechtigt zu glauben, daß sehr viel Lauheit im Spiele gewesen sey. Um sich mit Erfolg zu vertheidigen, bedurfte Buonaparte eines Heeres von wenigstens 500,000 Mann; und ein solches in Frankreich aufzubringen, wenn der Enthusiasmus der Nation zu Hülfe gekommen wäre, würde mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn. Dennoch ist es bewiesen, daß Buonaparte mit nicht viel mehr als 200,000 Mann angefangen hat; und hiernach läßt sich urtheilen, wie abgeneigt das Volk war, die Revolutionsbahn aufs Neue zu betreten, und sich irgend einer Schimäre hinzugeben.

Gewiß war das Maifeld als eins von den großen Mitteln berechnet, wodurch man die Einbildungskraft der Franzosen in Gang bringen und ein ganz neues Verhältniß zwischen ihnen und Buonaparten stiften wollte. Aber der Anwendung dieses Mittels stand nichts so sehr entgegen, als, auf der einen Seite der allgemeine Unglaube an Buonaparte's veränderte Gesinnung, auf der andern, die Unmöglichkeit, Frankreich in Paris zu concentriren. Karls des Großen Maifelder waren nur Versammlungen der vornehmsten Staatsbeamten, nicht eigentliche Volksversammlungen; und obgleich Buonaparte das seinige, in dem letztern Sinn genommen, wissen wollte, so konnte er doch unmöglich noch mehr bewirken, als was Karl der Große bewirkt hatte. Hierdurch

aber wurde das ganze Maifeld zu einem bloßen Glaukom, wodurch weder das Ausland noch Frankreich selbst getäuscht werden konnte. Wer auf demselben der Betrüger und wer der Betrogene war, läßt sich schwerlich ausmitteln; aber mit Wahrheit kann man sagen: das Maifeld sey in sich selbst nichts weiter gewesen, als ein den Parisern gegebenes Schauspiel, damit die übrigen Bewohner Frankreichs an die Rechtmäßigkeit der Regierung Buonaparte's glauben möchten. Unglücklicherweise handelte Buonaparte wider seinen eigenen Vortheil, indem er zu einem solchen Hülfsmittel seine Zuflucht nahm; denn wenn irgend etwas im Stande war, die Franzosen zum Nachdenken über ihr Verhältniß zu Napoleon zu bewegen, so war es das Maifeld. Im Grunde stand es in Widerspruch mit allen seinen übrigen Aeußerungen. Das Volk verlangte dergleichen nicht; und indem die Idee von N. herrührte, konnte man ihm die Frage entgegenstellen: „Wozu diese Feierlichkeit, da Du die Rechtmäßigkeit Deiner neuen Regierung auf die Unrechtmäßigkeit Deiner Abdankung stützest, und diese unrechtmäßig nennst, weil das französische Volk nicht förmlich in dieselbe gewilligt hat?" Offenbar geschah durch das Maifeld mehr, als nöthig war. Die Rechtmäßigkeit einer Regierung ist ein Gegenstand, dessen Erörterung mit der größten Vorsicht vermieden werden muß; und wenn Buonaparte sie nicht vermied, so ist dies mehr wie eine Wirkung seines bösen Gewissens, als wie seiner Zuversicht zu betrachten. Sein ganzes Leben als Regent beweiset, daß er sich keinen deutlichen Begriff machen konnte von dem, was die Erblichkeit der Throne

in den Gemüthern der Regierten wirkt; und aus dieser Unfähigkeit entwickelte sich für ihn die falsche Idee, die er von Regenten-Verdienst hatte, und die die Stelle des bösen Dämons bei ihm vertrat.

Bald nach Beendigung des Maifeldes reisete Buonaparte zur Armee ab, welche sich am stärksten an den Gränzen Belgiens versammelt hatte; und man durfte begierig seyn, zu erfahren, wie er diesmal den Krieg gegen Armeen führen würde, deren Ueberlegenheit der Zahl nach ihm kein Geheimniß seyn konnte. Einige haben behauptet: er habe den Krieg diesmal vertheidigungsweise führen, und zu diesem Endzweck die Festungen an den Gränzen Belgiens benutzen sollen. Was sie nicht in Anschlag gebracht haben, ist: 1) daß mit dem Angriff Vortheile verbunden sind, auf welche man selbst dann nicht verzichten muß, wenn man sehr schwach ist, was bei Buonaparten gar nicht der Fall war, da er wenigstens eine Armee von hundert und zwanzig bis hundert und dreißigtausend Mann in dieser Gegend versammelt hatte; 2) daß er keine Zeit verlieren konnte, wenn er verhindern wollte, daß die Armeen der sämmtlichen Verbündeten in Frankreich eindringen möchten; 3) daß der Genius des französischen Militärs bei weitem mehr für den Angriff, als für die Vertheidigung ist, und daß folglich die Kraft desselben geschwächt wird, wenn man ihn auf die Vertheidigung beschränkt; 4) endlich, daß es darauf ankam, einen großen Schlag zu thun, um die Idee von Unbesieglichkeit wieder herzustellen, das französische Volk zu großen Aufopferungen durch den Erfolg zu gewinnen, und einen neuen Schrecken durch ganz Eu-

ropa zu verbreiten. Von solchen Beweggründen geleitet, zog Buonaparte den Angriff der Vertheidigung vor; und ob er gleich dadurch Alles auf eine gefährliche Spitze führte: so blieb ihm doch schwerlich eine andere Wahl, da, wie wir wissen, ihm alle die Vortheile abgingen, welche einem rechtmäßigen Staatschef zur Seite stehen, der Gott der Schlachten möge sich für ihn oder gegen ihn entscheiden. Was man in dem Verfahren dieses Mannes beinahe ganz allgemein zu übersehen pflegt, ist, daß er eine Art von Taschenspieler seyn mußte, um sich auf dem hohen Standort zu behaupten, den das Schicksal ihm angewiesen hatte.

Man ist darüber einverstanden, daß es ihm durch die Ueberraschung des linken Flügels der preußisch-englischen Armee, welche Belgien vertheidigte, beinahe gelungen wäre, seinen Endzweck zu erreichen. Die Begebenheiten um die Mitte des Juni haben aber auf eine unwidersprechliche Weise dargethan, daß nur die Armee als geschlagen betrachtet werden kann, die sich selbst für geschlagen achtet. Vortheile, welche den 15ten und 16ten verloren waren, wurden den 18ten, als Napoleon in der Ueberzeugung, daß Blücher jede Beweglichkeit verloren habe, mit Wellington anband, auf das Glänzendste wiedererobert. Eine verlorne Schlacht beim ersten Anfang des Krieges aber war etwas, das sich mit Napoleons Verhältnissen durchaus nicht vertrug. Eben weil er alles auf die letzte Spitze geführt hatte, mußte er nach der Niederlage bei la belle Alliance verzweifeln. Um das Problem zu lösen, dessen Lösung er einmal übernommen hatte, bedurfte er des Glücks; und da ihm dieses ent-

stand: so war wohl nichts natürlicher, als daß derselbe Mann, der sich noch vor kurzem anheischig gemacht hatte, Frankreichs Präponderanz durch die Eroberung Belgiens und Italiens wieder herzustellen, kleinmüthig und mit beschnittenen Fittichen nach Paris zurückging, und zum zweiten Male resignirte, nachdem er kurz zuvor die ganze Welt hatte glauben machen wollen, sein Wirken stütze sich auf den entschiedenen Willen von dreißig Millionen Menschen, welche ihm den Vorzug vor jedem anderen Staatschef gäben. Nie wurde der Unterschied zwischen Erblichkeit und Nichterblichkeit der Throne in ein helleres Licht gesetzt, als bei dieser Gelegenheit. Wäre Napoleon Buonaparte das gewesen, wofür er gelten wollte, und hätte der französische Thron in seinen Augen noch einen anderen Werth gehabt, als den, das Mittel zur Befriedigung seiner individuellen Leidenschaften zu seyn: so würde er nie den Gedanken an eine zweite Abdankung gehabt haben, selbst dann nicht, wenn er an der Vertheidigung der Hauptstadt hätte verzweifeln müssen; denn die Hauptstadt war ja nicht das ganze Frankreich. Seine wiederholte Entsagung warf zugleich das hellste Licht auf die Moralität des Maifeldes, d. h. sie stellte diese Feierlichkeit als einen bloßen Betrug dar, der nur gespielt würde, um den Schein von Etwas zu gewinnen, das nur dann Werth hat, wenn es auf gegenseitigem Vertrauen und Wohlwollen beruht. Wie man im Uebrigen auch über Rechtmäßigkeit urtheilen möge: so ist durch die Begebenheiten dieses Jahres klar geworden, daß sie auf etwas weit Besserem und Achtungswürdigerem gegründet sey, als jemals ein Vertrag seyn kann. Dieser

konnte zwischen Buonaparte und der französischen Nation vorausgesetzt werden; was aber nicht vorausgesetzt werden konnte, war ein gegenseitiges Vertrauen zwischen beiden, so wie dieses aus einem wechselseitigen Wohlwollen hervorgeht. Beide konnten sich über ihr Verhältniß nur so lange täuschen, als die große Probe ausblieb, auf welche es gestellt werden konnte; als aber diese eintrat, mußten sie für immer auseinander fliegen, wobei noch das bemerkungswerth ist, daß Buonaparte in seinem Unglück sich verkriecht, und, um nicht zur Rechenschaft gefordert zu werden, sich zuletzt heimlich fortstiehlt: ein trauriges Loos in dem Leben eines Mannes, der, während der glänzendsten Periode seines Lebens, unter beständigen Herausforderungen, es gewagt hatte, dem ganzen Europa Gesetze vorzuschreiben. Welche Demüthigung, welche Erniedrigung, wenn Buonaparte, auf lauter Umwegen, zu einem Hafen zu gelangen sucht, um sich nach fernem Lande einzuschiffen! Und doch war dies unvermeidlich.

Es ist abwechselnd bespöttelt und bedauert worden, daß der gegenwärtige Krieg gegen einen Einzigen gerichtet war; jenes ist von den Franzosen, dieses von den Engländern geschehen. Allerdings scheint es sonderbar, und ist es in der Geschichte Europa's unerhört, daß vier bis fünfmal hunderttausend Mann sich in Bewegung setzen, um einen Einzigen von dem Standpunkt zu verdrängen, auf welchem er sich behaupten möchte; allein das Auffallende der Erscheinung verschwindet, wenn man erwägt, daß acht und zwanzig bis dreißig Millionen Menschen zum wenigsten das Ansehn gewannen, als ob sie diesen

Einzigen bis auf den letzten Tropfen Bluts vertheidigen wollten. Die spöttelnden Franzosen würden das Recht auf ihrer Seite gehabt haben, wenn Napaleon, als ihr Chef, jemals etwas anderes hätte seyn können, als ein Abenteurer, der, um sein Volk an sich zu fesseln, es an dem Gängelbande des militärischen Ruhms von einer Gefahr in die andere führte; und eben so würde die Wahrheit auf Seiten der bedauernden Engländer gewesen seyn, wenn es sich mit Napoleon verhalten hätte, wie mit einem Könige von Großbritannien, welcher, durch Staatsgesetze beschränkt, sich im Wesentlichen nicht von dem Interesse seiner Nation trennen kann. Die Grundsätze der Verbündeten über diesen Punkt waren so richtig, daß die geringste Abweichung von denselben unverantwortlich gewesen seyn würde. Es waren im Grunde die nämlichen, vermöge welcher sie sich zu allen Zeiten gegen die Revolution erklärt hatten. Durch die Zurückführung der bloßen Monarchie war für die Ruhe von Europa nichts geleistet, wofern sie nicht mit einer Zurückführung des erblichen Systems verbunden war, dessen Entstehung man nicht dem Zufalle überlassen konnte. Welche Fehler auch während der Regierung Ludwigs XVIII begangen seyn mochten: der Verbündeten Verhältniß zu Frankreich beruhete auf dem Pariser Tractat, und alles, was denselben umstieß, mußte von ihnen als Friedensbruch betrachtet werden. Sie stellten es in die Wahl des französischen Volks, ob es sich von dem Eingedrungenen trennen, oder eines neuen Krieges gewärtigen wollte, in welchem es die Hauptmächte Europa's zu bekämpfen haben würde; und da sich das französische Volk,

oder, wenn dies zu viel gesagt seyn sollte, die französische Armee für das Letztere entschied: so war nichts unumgänglicher, als der gegenwärtige Krieg, in welchem die Totalität der Franzosen die Schuld eines Einzigen und seiner Parthei zu vertreten übernommen hatte. In der Politik der Verbündeten war nichts Unrechtliches, außer sofern Eitelkeit und Stolz es darin fanden; und diese Politik hat sich bewährt, indem ganz unstreitig durch sie bewirkt worden ist, daß der Kampf, wie blutig er auch gewesen seyn mag, nicht noch blutiger geworden ist. Nur indem Buonaparte des geringen Antheils inne ward, den die französische Nation an seinem und seiner Parthei so plötzlich entschiedenen Schicksale nahm, konnte er den raschen Entschluß fassen, von der Bühne zu weichen; die französische Nation aber nahm so geringen Antheil an dem Kriege nur deshalb, weil ihr jene Wahl gelassen war.

Was eine bloße Parthei im Staate vermag, das hat sich vielleicht nie auffallender gezeigt, als in Frankreich seit der Rückkehr Buonaparte's von der Insel Elba; und doch ist auf der anderen Seite klar geworden, wie wenig auch die mächtigste Parthei durchzuführen vermag, wenn sie das allgemeine Interesse nicht zu dem ihrigen macht. Unstreitig haben Viele geglaubt, daß Carnot unter den gegenwärtigen Umständen etwas Außerordentliches leisten würde; aber er hat sich nicht zum Anhänger Napoleons machen können, ohne den Ruhm seines Lebens und die Achtung einzubüßen, die man bis dahin für seinen Charakter hatte. Vieles mag zu seiner Entschuldigung gereichen; davon kann indeß nicht die

Rede seyn, sobald man einmal angenommen hat, daß es einem Manne von seinem Alter nicht erlaubt sey, zwischen Republik und Monarchie hin und her zu schwanken, und mit der Natur der Gesellschaft zugleich das Wesen der Regierung zu verkennen. Wenn man in einer früheren Periode Carnot mit Lobsprüchen überhäufte, als den außerordentlichen Mann, unter dessen allgemeiner Leitung die französischen Heere von Sieg zu Sieg geflogen: so hat sich jetzt gezeigt, wie viel von diesen Lobsprüchen auf Carnots Rechnung gesetzt werden muß, und wie viel davon dem Enthusiasmus der Franzosen für Freiheit und Gleichheit zu Gute kommt. Carnots administrative Einsichten und Patriotismus sind seit den Jahren 1793 und 94 gewiß nicht vermindert worden, und gerade auf dieser Voraussetzung beruhete seine Furchtbarkeit in der gegenwärtigen Periode; aber die Franzosen, abgemattet durch einen mehr als zwanzigjährigen Krieg, und müde, sich zu täuschen oder täuschen zu lassen, hatten nicht mehr die Frischheit und Empfänglichkeit, die ihnen sonst eigen war; und so geschah es, daß man selbst den Mann des Volks vergeblich zum Minister des Innern in der Voraussetzung machte, daß er mit sich fortreißen werde. Aehnliches läßt sich von allen Denen sagen, die in der letzten Umwälzung eine Rolle gespielt haben; alle ohne Ausnahme haben den letzten Ueberrest ihres Rufs darüber verloren, und wenn sie noch vor Jahr und Tag durch übertriebene Ansprüche lästig fielen, so werden sie sich jetzt glücklich schätzen, dem Urtheile der Welt in der Einsamkeit entrinnen zu können. Den Bourbons ist zuletzt durch Buonaparte's Wiederer-

scheinung ein großer Dienst geleistet worden; wenigstens läßt sich annehmen, daß die Zahl der Mißvergnügten künftig geringer und die Keckheit der Anmaßenden minder beleidigend seyn werde. Hiermit wollen wir indeß keinesweges sagen, daß dem alten Herrscherstamm von jetzt an alles leicht seyn werde; denn noch immer bleibt der Geist zu berücksichtigen, welcher sich, während einer furchtbaren Revolution, in Frankreich selbst bei Denjenigen entwickeln mußte, welche mit den Verbrechern dieser Revolution nichts gemein hatten: und immer ist es für ein großes — vielleicht sogar für das größte — Unglück zu achten, wenn Nation und Dynastie mehr als zwanzig Jahre hindurch getrennt sind, und nach geschehener Wiedervereinigung sich nur allmählich in einander finden müssen.

Was auch in dieser Hinsicht erfolgen möge: jetzt, nach vollendetem Sturze Napoleons und seiner Parthei, scheint der Krieg mit Frankreich im Wesentlichen beendigt zu seyn. Ich sage: scheint, weil sich nicht berechnen läßt, wie durch den nächsten Friedensschluß der Grund zu einem dritten Kriege gegen Frankreich gelegt wird. Im Großen genommen, kann man den gegenwärtigen Krieg nur als eine Folge der Tractaten von Fontainebleau und Paris betrachten. In jenem wurde dem Napoleon Buonaparte, außer anderen großen Vortheilen, der Titel eines Kaisers, die Souveränität von Elba, und eine beträchtliche Pension für ihn und seine Familie bewilligt: lauter Dinge, wodurch er nicht bloß zur Festhaltung seiner Ansprüche berechtigt, sondern auch im Zusammenhang mit Frankreich erhalten wurde. Die-

sen charakterisirt nichts so sehr, als eine, fast in jedem Artikel ausgedrückte, Achtung für die französische Nation und ihr Ideal, den Militär-Ruf. Nun hat zwar, in Kraft der Niederlage von la belle Alliance, Napoleon Kaisertitel, Souveränität, Pension, und alle ihm in dem Tractat von Fontainebleau bewilligten Vortheile verwirkt, und sich genöthigt gesehen, wie ein Verbrecher aus Frankreich zu weichen; aber dadurch ist sehr wenig gewonnen, wenn der nächste Friede auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Frieden von Paris hat. Nachgiebigkeit gegen ein Volk, das seine ganze Tugend in der Verachtung aller übrigen Völker wieder findet, ist, um das Wenigste davon zu sagen, eine Schwäche, die sich nicht verantworten läßt. Nicht als ob wir hierdurch zu erkennen geben wollten, daß man die wiederholte Eroberung von Paris benutzen müsse, um den Franzosen alle die Leiden zu vergelten, welche sie in dem Laufe ihrer Siege allen übrigen Nationen zugefügt haben; dies könnte schwerlich geschehen, ohne ganz Frankreich zu vernichten. Allein, wenn die französische Nation durch den bevorstehenden Friedensschluß noch einmal verleitet werden sollte, sich höher zu achten, als sich gebührt, d. h. als die National-Gleichheit es gestattet: so würde daraus nur neues Unglück für Europa hervorgehen, und der beendigte Krieg sich in einer anderen Gestalt aufs Neue erzeugen. Keinen Augenblick darf man vergessen, daß man es mit einem eitelen und leichtsinnigen Volke zu thun hat, welches, während der ganzen Dauer seiner Existenz, die Macht auf Kosten des Rechts anbetete, und daher immer geneigt war, sich

Demje-

Demjenigen anzuschließen, der es am meisten zu gebrauchen und zu mißbrauchen verstand. Napoleon ist zuletzt doch nur ein bloßer Name; das aber, was an dem Manne, der diesen Namen bisher geführt hat, wesentlich ist, kann in Jedem wieder zum Vorschein kommen, der, von den Umständen und dem Glücke begünstigt, die Franzosen in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen versteht, um seine Zwecke durch sie zu erreichen. Von allen Generalen der Verbündeten scheint dies keiner besser einzusehen, als der Fürst Blücher von Wahlstadt; und weil es in der That kein Mittel giebt, jene Eigenthümlichkeit der Franzosen auszutilgen und eine bessere an ihre Stelle zu bringen: so sieht gewiß die ganze europäische Welt mit Vergnügen, wie der Preußische Feldmarschall, von seinem Gerechtigkeitsgefühl geleitet, das Seinige thut, um den Franzosen das Gefühl der Gleichheit einzuimpfen und sie so von ihrer Eitelkeit und Anmaßung zurückzubringen. Wenigstens wird es nicht seine Schuld seyn, wenn der nächste Friedenstractat mit seinem Verfahren in Widerspruch tritt, und der französischen Eitelkeit eine Nahrung giebt, die ihr auf alle Weise entzogen werden sollte; wobei wir indeß das Schwierige der Aufgabe sehr gern erkennen, eingedenk, daß es zum Wesen der Eitelkeit gehört, aus allem, was sich ihr darbietet, Nahrung zu ziehen.

Uns recapitulirend bemerken wir demnach: 1) daß der Sieg bei la belle Alliance, obgleich von der äußersten Wichtigkeit, nachdem die Dinge einmal zur Entscheidung gebracht waren, nicht die einzige Ursache der wahrscheinlich schnellen Beendigung des gegenwärtigen

Krieges gegen Frankreich ist; 2) daß die Politik der Verbündeten zur Gewinnung eines solchen Resultats sehr viel beigetragen hat, durch nichts so sehr, als durch die Erklärung, daß sie die Sache Napoleons von der des französischen Volks zu trennen geneigt wären, und es folglich der eigenen Wahl des letztern überließen, ob es den Krieg vermeiden wollte, oder nicht; 3) daß nichts so sehr entschieden hat, als das neue Verhältniß dieses Napoleon zu dem französischen Volke, sofern er, von dem ersten Augenblick seiner Wiedererscheinung in Frankreich an, nur Chef einer Parthei war und blieb.

Um in Dingen dieser Art mit einiger Sicherheit urtheilen zu können, muß man wissen, wie viel es mit dem Widerstande einer ganzen Nation auf sich hat; und dazu fehlt es nicht an Erfahrungen, selbst in den Zeiten, welche wir durchlebt haben. Nichts aber kann verächtlicher seyn, als die Art und Weise, wie derselbe Mann, der noch vor kurzem ganz Europa bedrohete, sich in diesem Augenblick nach Amerika zu stehlen sucht; denn ob es ihm damit gelingen werde, steht noch dahin. Dies aber hängt zuletzt mit der ganzen Staatsgesetzgebung von Europa zusammen, die, indem sie den Frieden dieses Erdtheils wollte, die Throne nicht auf ein höchst zweideutiges persönliches Verdienst, sondern auf die Erblichkeit gründete, und dadurch zu bewirken suchte, daß die Chefs der Nationen ihr Interesse nicht von dem der Nationen trennen möchten. Frankreich hat in dieser Hinsicht eine grausame Erfahrung gemacht, über welche es noch jetzt nicht im Reinen zu seyn scheint. Wie indeß auch die Leidenschaften in diesem Reiche fortwüthen

mögen: so wird das übrige Europa sehr wenig darunter leiden und Frankreich noch mehr als gewachsen seyn, wenn es, wie bisher, fortfährt, seine Staatsgesetzgebung zu vertheidigen, was, wie es scheint, mit dem besten Erfolge gerade alsdann geschieht, wenn das Persönliche dabei von dem Sächlichen am sorgfältigsten getrennt wird.

Auf eine unwidersprechliche Art beweisen die Vorgänge in Frankreich seit dem März dieses Jahres, daß die Verfassung dieses Reichs noch bei weitem nicht die Vollkommenheit hat, die man ihr wünschen möchte; denn eine Verfassung muß als wesentlich unvollkommen, und der gesetzliche Zustand eines Volks als auffallend schwach und jämmerlich betrachtet werden, so lange es sich noch um ein wenig Energie mehr in dem Staatschef handelt, und ein Napoleon den Vorzug vor einem Ludwig dem Achtzehnten bloß deswegen erhält, weil er in dem Rufe steht, eine größere Festigkeit des Willens zu haben. Dies hier noch weiter auszuführen, gestattet der Raum nicht. So viel aber bemerken wir noch zum Schluß, daß, so lange Frankreichs Verfassung nicht alle die Verbesserungen erhalten hat, deren sie bedarf, und so lange das übrige Europa in dieser Hinsicht nicht in einem natürlichen Gleichgewichte mit Frankreich steht, an keinen Frieden von längerer Dauer gedacht werden kann. Mehr als jemals sind die Kriege in Europa zu Constitutions-Kriegen geworden; und indem das Jahrhundert, worin wir leben, ganz offenbar mit einer neuen Geburt, die eine rein politische zu werden verspricht, schwanger geht, kommt es vorzüglich darauf an, dies zu erkennen,

und dem Jahrhundert zu Hülfe zu kommen: nicht durch Schlachten und Siege, welche nur vorübergehende und parzielle Vortheile gewähren, wohl aber durch Erkennung dessen, was diesem Kriegsgetümmel zum Grunde liegt und die Welt in einer unnatürlichen Spannung erhält.





